Digitized by Google

c. 7. 1124.

Epist. 765 --

<36613261000019

<36613261000019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Comparauit

P. STEPHANUS WIEST ordinem Ciſtercienſium Profeſſus in Alterſpach, Philoſophiae et SS. Theologiae Doctor, Sereniſſ. Principis et Electoris Palatino-Bauarici Conſiliarius Eccleſ. Actualis, Theologiae dogmaticae, Patrologiae, et Hiſtoriae litterariae Theologicae in Alma Catholica Vniuerſitate Ingolſtadienſi Profeſſor publicus ordinarius.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Herrn Ludwigs Freyherrn von Holberg vermiſchte Briefe.

Dritter Theil.

Flensburg und Leipzig,
bey Johann Chriſtoph Korte, und in Altona im Kortenſchen Bücherlager, 1760.

Digitized by Google

Der erſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe aus ihrem letzten Briefe erſehen, daß ſie der Meynung nicht beyflichten, welche ich unlängſt geäuſſert, daß gewiſſe Krankheiten nur eine Zeitlang währen, und ſodann mit neuen und bisher ganz ungewöhnlicher Zufällen abwechſeln. Ungeachtet ich dieſe meine Meynung durch die Krankheiten, welche man mit dem Namen des Auſſatzes zu belegen pflegt, zu beſtätigen geſuchet, als welcher in vorigen Zeiten in den ſüdlichen Ländern ſo gewöhnlich war, gegenwärtig aber faſt gänzlich aufgehöret, und dagegen mit neuen

Krankheiten abgewechselt: so glauben sie doch, daß der ehemalige Aussatz nichts anders als die nun herrschende venerische Krankheit gewesen, und daß der ganze Unterscheid lediglich darinn bestehe, daß diese Krankheit, welche damals aus Mangel der nöthigen Hülfsmittel und der dazu dienlichen Arzneyen nicht gehoben werden konnte, zu unsern Zeiten geheilet werden könne. Sie glauben, daß dieser Umstand einzig und allein zu der Stiftung so vieler alten Hospitäler für Aussätzige Anlaß gegeben, weil man sich mit diesem Uebel wegen der Unerfahrenheit in der Heilungskunst, und in Ermangelung der nöthigen Hülfsmittel, Zeitlebens schleppen mußte. Matthäus Pariſius bezeugt, wie sie schreiben, daß man im dreyzehnten Jahrhundert über neunzehn tausend Hospitäler für Aussätzige in Europa gezählet, da nun fast kein einziges mehr vorhanden, daß zu diesem Gebrauch allein gewidmet, ausser an einigen wenigen Orten in Norwegen. Sie führen, um ihre Meynung zu behaupten, ferner den Tournefort an, der auf seinen Reisen einige Aussätzige gesehen, und bezeuget, daß dieser Aussatz nichts sey, als die venerische Seuche, woraus sie folgern, daß die Krankheit annoch nicht aufgehöret, sondern nur einen andern Namen bekommen habe. Ich gestehe dieser Einwurf hat einen großen Schein, und es fehlt nicht viel, daß ich nicht meine vorige Meynung ändere. Weil ich aber bemer-

ket,

ket, daß in Norwegen noch gegenwärtig der Aussatz und die venerische Seuche zwo unterschiedene Krankheiten sind, welche ihrer besondern Zufälle halber nicht mit einander vermenget werden können: so scheint mir mein Satz bey diesen Umständen annoch der wahrscheinlichste zu seyn. Die Wundärzte in Norwegen können die venerische Seuche eben so gut, wie an andern Orten, heben. Sie befassen sich aber nicht mit dem in Norwegen gewöhnlichen Aussatz, den sie für unheilbar halten. Diese beyden Krankheiten sind ausser der Art, wie sie müssen geheilet werden, auch noch in einigen andern Stücken von einander unterschieden, und eine jede hat ihre besondre Kennzeichen und Merkmahle. Der Aussatz in Norwegen äussert sich entweder durch einen Ausschlag von blauen Beulen, oder durch eine weisse und kreitartige Haut, und kommt darinn mit dem Aussatz überein, der ehedem so stark in Palästina und andern orientalischen Ländern herrschte. Die alten Naturkündiger haben auch bereits den Aussatz von der venerischen Seuche unterschieden, die durch Unzucht erreget, und vom Hippocrates durch αιδοιων σηπεδονες bezeichnet wird. Ich bleibe daher bey meiner vorigen Meynung, und halte dafür, daß der Aussatz und die andern Krankheiten an den Orten aufgehöret, wo solche sonst am meisten gewütet, und daß sich dagegen andre neue Krankheiten, worunter einige nicht ohne

ne Grund die venerische Krankheit und die Kinderblattern rechnen, wieder eingeschlichen haben. Ich bin ꝛc.

Der zweyte Brief.

Mein Herr,

Sie haben recht, wenn sie glauben, daß, wie wir verschiedene Künste und Wissenschaften verachten und fast gar keiner Aufmerksamkeit würdigen, welche bey den Alten sehr hochgeschätzt worden, also auch bey unsern Vorfahren gewisse Künste und Wissenschaften in keinem Ansehen gewesen, von denen wir gegenwärtig sehr eingenommen sind, und welche wir mit großem Eifer treiben. Unter diese letztern ist die Mechanik und die Untersuchung der Insekten zu zählen. Was die Mechanik betrift, so haben die Alten solche als ein gemeines und einem Philosophen unanständiges Handwerk angesehen, und die Natur und Eigenschaft der Insekten zu untersuchen, schien ihnen so niedrig und unnütz zu seyn, daß Aristophanes über den Sokrates spottete, als dieser die Eigenschaft einer Mücke zu erforschen bemühet war. Nun aber hält man die

die Mechanik für eine höchstnützliche und einem Weltweisen sehr wohl anständige Wissenschaft, und die berühmtesten Männer haben den größten Theil ihrer Zeit darauf angewandt, die Natur und Eigenschaft der Insekten zu untersuchen. Swammerdam, Vallisnieri, Lewenhoek, Reaumur, Trembley und andre große Naturkündige haben sich durch eine solche Untersuchung einen berühmten Namen erworben, und gezeigt, daß die Untersuchung auch der geringsten Insekten der Mühe werth sey. Zu einer solchen Untersuchung haben die Vergrößerungsgläser Gelegenheit gegeben, von denen einige bereits zu einer solchen Vollkommenheit gebracht worden, daß sie ein Ding sechszehen tausend mal größer machen, als man es mit dem bloßen Auge erkennen kann. Man bemerkt vermittelst dieser Vergrößerungsgläser, daß auch die kleinsten Insekten nicht weniger künstlich als die Menschen gebauet sind, und daß sie sich durch Legung ihrer Eyer fortpflanzen, da man sonst geglaubt, daß sie ihren Ursprung der Faulniß zu danken hätten. Man hat gefunden, daß in dem kleinsten Saamen hundert kleine Creaturen verborgen liegen können. Ja, man hat die Sache so weit getrieben, daß man auch gewisse Creaturen entdecket, welche keine Eyer legen, sondern sich, ohne sich mit andern ihrer Gattung, männlichen Geschlechts, zu vermischen, selbst fortpflanzen. Man hat gefun-

den, daß verschiedene Insekten von eben derselben Beschaffenheit sind, wie die Polypen, und zwar dergestalt, daß aus einem jeden Stücke, welches abgeschnitten wird, eine vollkommene und lebendige Creatur entstehet. Es wird demnach diese Wissenschaft, welche in vorigen Zeiten so verächtlich war, heutiges Tages mit dem größten Vergnügen von den berühmtesten Naturkündigern getrieben, indem man daraus die bewundernswürdige Veränderung, welche in der Natur herrschet, erkennen, und Anlaß zu neuen Lehrgebäuden in der Naturlehre und Weltweisheit entlehnen kann. Ehedem sahe man die meisten Insekten entweder als unnütze oder auch zugleich als schädliche Geschöpfe an, und viele stehen auch noch in diesen Gedanken. Indessen ist es doch unstreitig, daß der weise Schöpfer bey allem, was er hervor gebracht, eine weise und bestimmte Absicht gehabt hat. Diese Absichten haben verschiedene Naturkündiger zu entdecken und zu erklären gesuchet. Es bestehen aber ihre Gedanken größtentheils in Muthmaßungen, die bisweilen nicht übel gerathen sind. Ein gewisser Arzt, Namens L. Garcin, hat sich neulich durch eine Schrift in dieser Absicht hervor zu thun gesucht, welche den Titel führet: Allgemeiner Nutzen der Insekten. Seine Gedanken sind folgende: „Die vielen kleinen Creaturen werden von den meisten Menschen entweder für unnütz oder für schädlich gehal-

„halten. Es ist unläugbar, daß viele Insek-
„ten öft großen Schaden, und zwar nicht
„allein an den Früchten und Pflanzen, sondern
„auch an den Menschen selbst, verursachen. Es
„bedient sich aber die Natur, wie er sagt,
„verschiedener Mittel in ihrem Mechanismo,
„um das allgemeine Beste zu befördern, wel-
„ches aber nicht anders geschehen kann, wo nicht
„gewisse Dinge wieder vernichtet werden. Sei-
„ner Meynung nach breitet sich eine allgemeine
„subtile Materie über den ganzen Erdkreis aus,
„welche in alle Arten der Pflanzen einen Ein-
„fluß hat, und solche nicht nur erhält und stär-
„ket, sondern auch aus diesen Pflanzen in alle
„andre Arten lebendiger Creaturen dringet,
„und daselbst eben dieselben Wirkungen verur-
„sachet. Die Pflanzen, als das erste, was erschaf-
„fen worden, und dem andre Geschöpfe wieder ih-
„re Unterhaltung schuldig sind, könnten nicht fort-
„kommen und fruchbar werden, wenn diese sub-
„tile Materie nicht beständig in alle ihre Theile
„eindränge, dieses aber könnte nicht geschehen,
„wenn diese Materie nicht beständig in der
„Welt circulirte. Um aber den Umlauf die-
„ser Materie zu befördern, welche alles frucht-
„bar machet, so erfordert der Mechanismus der
„Natur, daß so wol die Thiere als Pflanzen
„beständig sterben und vernichtet werden müs-
„sen. Denn, wenn die Thiere und Menschen
„von einer beständigen Dauer wären, und sich
„ohne Unterlaß vermehrten, so würde ihre An-

„zahl gar zu groß werden, die circulirende Ma„terie würde weiter nicht hinreichen, und so „wohl Pflanzen als Thiere würden endlich ganz „ohne Kraft und Stärke seyn. Da nun der „Untergang des einen die Hervorbringung und „den Anwachs des andern befördert, und die „Erfahrung lehret, daß die Insekten sehr vie„les zu der Zernichtung andrer Dinge beytra„gen, so ist es seiner Meynung nach offenbar, „daß die Insekten von einem großen Nutzen „sind, und die Herrlichkeit der Schöpfung be„weisen, indem sie durch die Auflösung und „Vernichtung, welche sie verursachen, die Cir„culation der fruchtbarmachenden allgemeinen „Materie über den ganzen Erdkreis befördern.“ Dieses ist der Inhalt der Abhandlung des Herrn Garcins, welche er in einem Schreiben an den großen Naturkündiger Reaumur vorgetragen, der in seiner darauf ertheilten Antwort mit Ruhm, und zwar nicht ohne Grund, davon urtheilet, ungeachtet diese Meynung eben so wohl wie die andern, verschiedenen Einwendungen unterworfen ist. Man kann das Daseyn und die Wirkung der oftangezogenen fruchtbarmachenden Materie zwar zugeben. Es bleibt aber doch noch immer die Frage übrig, ob die Erde oder das Ganze nicht ohne eine beständige und so schnelle Vernichtung der Theile bestehen könne, und ob einige Pflanzen und lebendige Creaturen nicht wachsen und fortkommen könnten, ohne daß unzählig tausend

an-

andre gleichsam in der Geburt ersticket werden müssen? Die tägliche Erfahrung zeigt, daß, wenn die meisten Knospen oder Früchte auf den Bäumen von Würmern oder andern Ungeziefer verzehret werden, die wenigen, welche übrig geblieben sind, deswegen nicht stärker wachsen oder früher reif werden, und daß eine jede Frucht eben so gut zu ihrer Vollkommenheit gelanget, wenn auch keine einzige beschädiget wird. Wenn die Kraft und Erhaltung einiger wenigen Dinge auf die Vernichtung unzähliger anderer beruhen sollte, so müßte auf eine allgemeine Unfruchtbarkeit jederzeit ein gesegnetes Jahr folgen, welches doch, wie die Erfahrung lehret, fehl schlägt. Die allgemeine Pest, welche der schwarze Tod genannt wird, müßte, nach dem Satz des Verfassers, eine ungewöhnliche Vermehrung unter den übriggebliebenen Menschen verursachet haben. Man hat aber nicht bemerkt, daß eine ausserordentliche Fruchtbarkeit darauf erfolgt wäre, oder daß ein Weib nachher mehrere Kinder als vorher zur Welt gebracht hätte. Es lagen vielmehr ganze Länder nachhero wüste, und die Verheerung, welche man giftigen Insekten beymißt, konnte in ganzen Jahrhunderten nicht wieder ersetzt werden. Wenn die Meynung dieses Schriftstellers gegründet wäre, so könnte der Landmann wegen der itzt fast allenthalben wütenden Viehseuche sich um so viel eher zufrieden geben. Man bemerket aber

unter

unter den Kühen keine größere Fruchtbarkeit als vorher, noch daß eine Kuh mehr Milch geben sollte, als in vorigen Zeiten. Wenn aber ja dieses, wie man vorgiebt, an einigen Orten geschehen sollte, so ist es natürlicher, daß man solches dem Ueberfluß und der innerlichen Güte der Weide, als der Vernichtung der andern Creaturen zuschreibet, wodurch der Umlauf der fruchtbarmachenden Materie befördert werden sollte. Ich will indessen hieraus nicht den Schluß machen, daß die Insekten als gänzlich unnütze oder allein schädliche Geschöpfe anzusehen. Aber die Vortreflichkeit der Söpfung aus der Vernichtung derselben beweisen wollen, ist etwas seltsames, insonderheit, da die subtile, und fruchtbarmachende Materie, welcher der Verfasser eine solche Kraft beylegt, ohne eine solche schnelle Vernichtung circuliren kann, d. i. wenn die Knospen Zeit hätten, Blüte zu treiben, und das Stroh, Aehren zu setzen. Dieses allein muß man zugeben, und dieses beweiset auch die Erfahrung, daß alle Arten der Gewächse gar zu sehr überhand nehmen dürften, daß die Zahl der lebendigen Creaturen viel größer werden würde, als die Erde fassen könnte, und daß die Meere und Seen durch die große Vermehrung der Fische unbrauchbar würden gemacht werden, wenn der größte Theil derselben nicht verzehret oder auf andre Art vernichtet würde. Aber überhaupt die schädlichen Insekten aus

Fein-

den des menschlichen Geschlechts zu Freunden desselben, und aus Henkern Aerzte zu machen, und Pest, Krieg und Mord als Wohlthaten anzusehen, das heißt die Theologie zu weit ausgedehnt, und man setzt auf solche Art die göttliche Regierung nicht nur allerhand Vorwürfen bloß, sondern man giebt auch zu vielen Einwendungen gegen die heilige Schrift Gelegenheit, die solche Zerstörungen eine Strafe der Sünden nennt. Denn, wenn die schrecklichen Verwüstungen, welche durch reissende Thiere und schädliche Insekten unter den Pflanzen und Menschen angerichtet werden, eine Strafe der Sünden sind, so können solche unmöglich vor dem Sündenfall bey der ersten Schöpfung bereits zu dem Ende seyn verordnet worden; und so kann man daraus keinen Grund entlehnen, um die Vortreflichkeit der Schöpfung zu beweisen. Denn auf solche Art könnte man die ungerechtesten Kriege rechtfertigen, und einem jeden Todtschlag das Wort reden, indem man immer sagen könnte, es geschähe aus Noth, damit die subtile und fruchtbarmachende Materie circuliren, und die Vermehrung der übriggebliebenen Menschen desto stärker befördert werden könnte. Sie sehen hieraus, mein Herr, in wie weit ich der Meynung des Verfassers beypflichte, und was ich an derselben auszusetzen finde. Ich habe übrigens an andern Orten in meinen Schriften zu

er

kennen gegeben, daß viele aus einer übertriebenen Orthodoxie GOtt gewisse Absichten beylegen, die der göttlichen Vorsehung und Regierung unanständig sind. Dahin kann man auch denjenigen Satz rechnen, von welchem ich eben gehandelt habe, nämlich, daß die unzähligen schädlichen Insekten zum Nutzen der Welt und des menschlichen Geschlechts erschaffen worden. Denn es ist ein anders, wenn ich sage, daß die Zerstörung, welche durch diese Insekten angerichtet wird, die gar zu grosse Vermehrung der Früchte und Creaturen verhindert, ein anders aber, wenn ich behaupte, daß sie allein zu diesem Ende erschaffen worden. So wie es von einander unterschieden ist, zu sagen, Krieg, Mord und Pest sind dem ganzen menschlichen Geschlecht überhaupt eben so nützlich, als eine Aderlaß einem jeden Menschen insonderheit ist, und zu behaupten, daß diese besonders von GOtt zu der Erhaltung der Welt verordnet worden, gerade, als wenn der Allmächtige sein Gebäude nicht anders als durch solche gewaltsame Mittel, die er selbst Strafen und Plagen nennet, zu erhalten vermögend wäre. Meine Orthodoxie gehet in diesem Stücke, wie in andern Dingen, nicht so weit. Um daher so wenig dem Hochmuth der Menschen zu schmeicheln, welche glauben, daß alles um ihret willen erschaffen worden, als GOtt etwas zuzuschreiben, welches Gelegenheit geben kann seine weise Einrichtung zu tadeln;

deln: so behaupte ich, daß verschiedene Plagen, als Pest, giftige Insekten, Krieg, Mord, Schiffbruch u. d. nicht bey der ersten Schöpfung als Mittel zur Erhaltung der Menschen verordnet worden, ungeachtet eines und das andre Gute daraus flieſſet; sondern daß solche Plagen allein der Sünde wegen zugelaſſen worden, insonderheit da GOtt dasjenige, was er hervorgebracht, erhalten kann, ohne sich solcher Plagen zum Nutzen und Besten seiner Creaturen zu bedienen. Wenn man auf solche Art die Regierung Gottes vertheidigen will, so kann man auch die That des Kayſers Nero erheben, der Rom anzündete, damit die Gebäude dieſer Stadt deſto bequemer und zierlicher eingerichtet werden könnten. Meiner Einsicht nach iſt es am besten, wenn man bloß sagt, daß GOtt bey der Erſchaffung aller Dinge seine weiſen und heiligen Absichten gehabt, ohne gewiſſe Lehrgebäude deswegen aufzurichten, oder die Urſachen, wesfalls dieſes oder jenes hervorgebracht worden, zu ergründen, welches oft zu nichts anders dienet, als daß es zu Zweifeln und Einwendungen Anlaß giebt, welche bisweilen ſchwer zu heben und aufzulöſen sind. Um denſelben aber zu entgehen, iſt es am ſicherſten, wenn man ſich nicht aufs äuſſerſte bemühet, die Ordnung und die Herrlichkeit der Schöpfung dieſer Welt aus dem gegenwärtigen Zuſtand derſelben darzuthun, weil man dadurch zu unauflöſslichen Schwierigkeiten, und

zwar

zwar ohne Noth, Gelegenheit giebet. Wir können denen Einwürfen der Ungläubigen am besten begegnen, wenn wir gewisse Unordnungen und Uebel zugeben, und dafür halten, daß solche nicht als Wirkungen der ersten Schöpfung anzusehen, sondern aus einem Unfall herfliessen, dem die Erde durch den Sündenfall unterworfen worden. Denn auf solche Art legen wir zu Tage, daß wir eine vernünftige Religion haben, welche uns nicht verbindet, etwas zu glauben, was mit unsern Sinnen streitet, und der Erfahrung entgegen ist. Dadurch werden wir zu gleicher Zeit der Mühe überhoben, unnöthige Schutzschriften für die Werke und Bauart des Schöpfers zu machen; so wie es einem Künstler angenehmer ist, wenn man sagt, daß sein Meisterstück durch diesen oder durch jenen Zufall etwas gelitten, als daß man alles und jedes, was sich daran findet, vertheidigen will, welches derselbe entweder als eine Heucheley, oder auch als eine Satyre anzusehen Ursache hat. Und auf solche Art kommt man allen Schwierigkeiten am besten zuvor, wenn man gewisse Unordnungen und Uebel zugiebt, die nun auf der Welt herrschen, und dafür hält, daß, wenn die Menschen im Stande der Unschuld geblieben wären, sodann die Vermehrung der Insekten und Thiere nach Maßgebung der Größe des Erdbodens würde eingerichtet gewesen seyn, oder daß dieselben entweder keinen Trieb, oder kein Vermögen

würden gehabt haben, die Pflanzen und Menschen zu zernichten, sondern daß der Zustand also würde beschaffen gewesen seyn, daß ein Kind, wie die Schrift sagt, seine Hand in eine Basilisken Höhle ohne Gefahr würde haben stecken können. Ich trete der Meynung des obgedachten Verfassers gerne bey, wenn er nur nicht die Menge und Giftigkeit der Insekten als nothwendige Mittel zur Erhaltung des Ganzen ansiehet, sondern behauptet daß bey dem nach dem Sündenfall erfolgten verwirrten Zustand scharfe und fast gewalsam scheinende Mittel nöthig, und es hiemit wie mit einem Körper beschaffen gewesen, dessen Glieder durch den kalten Brand angegriffen worden, dem es nützlich ist, daß ein Glied abgeschnitten werde, um die übrigen Glider zu retten. Dieses sind meine Gedanktn von dieser Sache, welche ich, wie bey allen andern Gelegenheiten, ihrer Beurtheilung unterwerfe. Ich bin ꝛc.

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Es scheint, daß es im Anfange mit unsrer Erde eine solche Beschaffenheit gehabt, daß viele große Länder, die nun bewohnt werden, mit Wasser überschwemmt, das Trockne aber allenthalben mit Waldungen und Gehölz besetzt gewesen. Das erstere wird dadurch wahrscheinlich, daß die Gewässer sich überall mehr und mehr vermindern. Die Engländer bemerken, daß ihre Küsten täglich zunehmen, verschiedene Hafen in dem Türkischen Gebiete sind mit Sand angefüllet, und dadurch unbrauchbar gemacht worden. Die Schweden machen eben dieselbe Anmerkung über die Küsten am Sinu Bothnico, und die Dänen bey verschiedenen Hafen. Einige alte Seestädte sind gegenwärtig weit von der See entfernet, und der größte Theil Egyptens war ehedem nichts als Morast. Mann kann daher leicht auf die Gedanken gerathen, daß die Erde, wenn die Welt annoch einige tausend Jahre stehen sollte, wegen Mangel an Wasser vergehen, und das centralische Feuer, welches

durch

durch das Wasser gedämpft wird, endlich hervorbrechen, und die Erde verzehren dürfte. Was die zwote Muthmaßung betrifft, so erhellet aus der Historie, daß die ersten Menschen sich hauptsächlich von den Bäumen ernähret, und die Rinde an statt des Brodts gegessen; welches sie nicht würden gethan haben, wenn damals schon so viele ebene Felder und besäete Aecker, als gegenwärtig vorhanden gewesen wären. Man kann zwar dagegen einwenden: daß dieses nicht sowohl daher gerühret, weil man keine zum Ackerbau geschickte ebene Felder gehabt, sondern weil man in der Wissenschaft, das Feld zu bauen, unerfahren gewesen. Weil man aber aus dem alten Testamente sieht, das die allerersten Menschen bereits eine Wissenschaft von dem Ackerbau gehabt, so ist es offenbar, daß man dieses dem Mangel an ebenen Erdreich und der Menge der Wälder zuschreiben muß, womit fast die übrige ganze nicht überschwemmte Erde angefüllet gewesen. Ein anderer noch stärkerer Beweis wird von der Wärme und Kälte hergenommen. Wenn die alten Skribenten der harten und fast unerträglichen Kälte in Frankreich und Deutschland Erwehnung thun, so sollte man fast, wie gewisse Philosophen wircklich gethan, auf die Gedanken fallen, daß unsre Erdkugel von ihrer Stelle verrückt worden. Man kann aber mit mehrerm Grunde behaupten, daß diese

Kälte durch die Menge der Wälder verursachet worden, weil die Kälte sich immer vermindert, je mehr die Wälder abnehmen. Charleroix berichtee in seiner Beschreibung von Canada, daß dieses große Land in America bey der ersten Entdeckung ganz mit Wäldern besetzt gewesen, und daß eine unerträgliche Kälte in demselben geherrschet, ungeachtet dieses Land mit Frankreich einerley Polus Höhe hat. Er berichtet auch, daß die Kälte immer mehr abnimmt, je mehr die Wälder mit der Zeit umgehauen werden. Es ist daher offenbar, das die rauhe Luft in Frankreich aus keiner andern Ursache entstanden seyn könne, und daß die Erde im Anfange überall mit Gehölze muß bedeckt gewesen seyn, welches von den ältesten Einwohnern der südlichen Länder zuerst niedergehauen worden, denen die andern in den nordlichen Ländern mit der Zeit gefolget. Ich bin ꝛc.

Der vierte Brief.

Mein Herr,

Es scheinet, das ihnen die Nachricht nicht unangenehm gewesen, welche ich ihnen von dem Ursprung der beyden englischen Wörter Lord und Gospel gegeben, die man in keiner andern bekannten europäischen Sprache, als allein in der isländischen und alten norwegischen, antrifft. Ich bin dadurch aufgemuntert worden, noch einige andre isländische Schriften in eben derselben Absicht durchzugehen, und meine Bemühung ist auch nicht vergeblich gewesen, indem ich allein in dem norwegischen Hirdskraa oder dem Hofrecht, imgleichen in Snoro Sturlesöns Heimskringla folgende Wörter angetroffen, die mit dem Wörtern in der englischen Sprache eine genaue Verwandschaft haben:

Lord, in der Isländischen Sprache Lavard, ein Herr.

Gospel, Gudspial, das Evangelium.

Begotten, Giettin, gebohren; daher kommt Skilgittin, aus einer rechtmäßigen Ehe gebohren.

If, Ef. falls.

Either, edr. oder.
Blessing, Blezan, der Segen.
Cross, Kros, ein Kreutz.
Abroad, abrout, draussen.
Hall, Hall, ein Saal, oder Wohnung, daher kommt Valhalla, die Wohnung der Todten.
Writ, Rita, schreiben.
Bull, bol, ein Stier.
Ought, augti, man muß.
Noice, niose, Lärm, oder eine unvermuthete Zeitung.
He tells, han tolur, er sagt.
Dwell, Dual, warten, sich aufhalten.
Twinborn, Twiburn, Zwillinge.
Run, runna, lauffen.
Step, Steip, ein Schritt, ein Sprung.
Happy, happi, glückselig.
Choise, caus, die Wahl.
Glove, Glosa, ein Handschuh.
Minster, Musteri, eine Kirche.
Treshold, Treskolld, eine Thürschwelle.
Fen, Fen, Morast.
Stocking, stocklærin, Strümpfe, u. s. w.

Man könnte zwar sagen, daß die alten Einwohner in Norwegen oder die alten Isländer, welche beständig eine Schiffahrt nach England unterhalten, diese Wörter aus der englischen Sprache entlehnet. Die Historie aber zeigt, daß die nordischen Völker, wie sie Britannien unter ihr Joch gebracht, den alten Namen des Landes verändert, und ihre Sprache eingeführt. In

dessen kann man nicht läugnen, daß sich verschiedene Wörter finden, welche von fremden Nationen, ja so gar von den Griechen, entlehnet sind. So kommt das Wort Courteis, schöflich, von dem Französischen Courtois, und Mykil, oder das alte Dänische Wort Magele von dem Griechischen μεγαλη her. Solchergestalt werden durch dieses letztere Wort noch itzt die großen Dörfer in Dännemark von den kleinern und geringern unterschieden, als Steen Magele von Steen Lille, Gnuse Magele von Gnuse Lille, u.s.f. Ich bin ꝛc.

Der fünfte Brief.

Mein Herr,

Vor einigen Tagen traf mich ein guter Freund in meinem ganzen Staat auf der Gasse an, und raunte mir ins Ohr, eine solche prächtige Kleidertracht ist einem Philosophen nicht anständig. Ich antwortete ihm, daß ich mich niemals für einen Philosophen ausgegeben, sondern vielmehr bey aller Gelegenheit mich über diejenigen aufgehalten, welche verlangen, daß man ihnen diesen Namen beylegen soll. Ich bin auch im Stande, eine gegründete Ursache anzugeben,

wesfalls ich bisweilen Kleider von Sammet und Seiden trage, und mich in einer Tracht zeige, welche ich nicht anders als mit Widerwillen anlege. Meine eingezogene mäßige Lebensart und Aufführung hat bekanntermaßen öfters zu allerhand Urtheilen Anlaß gegeben. Wenn man gesehen, daß ich täglich mit einer Schüssel oder höchstens zwo vergnügt gewesen, und oft in einer Stadt zu Fusse gegangen, wo alle und jede bis auf die Handwerksleute in Kutschen fahren, oder sich in einem Tragsessel herum tragen lassen, so hat man dieses meinem Geitze zugeschrieben. Um aber zu zeigen, daß solche Urtheile ganz ungegründet sind, so wende ich bisweilen etwas an meine Kleider, und an verschiedene andere Dinge, welche mir keine Beschwerlichkeit verursachen. Ich führe diesen letzten Umstand mit Bedacht an, indem ein kostbares Kleid eben so leicht als ein schlechtes zu tragen ist; da im Gegentheil die Mittel, deren sich meine Landsleute bedienen, ihre Großmuth zu zeigen, insgemein in einem Ueberfluß in Essen und Trinken, in unnützen Aufwärtern, in Wagen und Tragsesseln und dergleichen bestehen, die meiner Gesundheit schädlich, und meinem Sinn zuwider sind. Ich liebe weder den Scharbock noch das Fieber. Desfalls esse ich wenig, nnd liebe die beständige Bewegung. Wenn ich von einem Fieber angegriffen werde, so ertrage ich solches geduldig und weit besser als andere, indem ich keine Gelegenheit dazu gegeben habe, da im Gegentheil die meisten, welche von einem

nem

nem Fieber überfallen werden, leiden, was ihre Thaten werth sind. Ich erinnere mich, daß ich einmal mein Fieber in einem lateinischen Sinngedichte angeredet, welches sich unter den übrigen befindet, und folgendergestalt anfängt:

Quid me tam gracilem depasceris arida Febris.

Der Inhalt ist, daß das Fieber eine sehr schlechte Herberge bey mir angetroffen, und daß es eine Thorheit begangen, da es meinen Nachbar, den Theodor, verschonet, dessen dicker und wohllüstiger Körper ihm weit mehr Nahrung, ja Proviant auf ein ganzes Jahr würde gegeben haben. Sie sehen hieraus, mein Herr, wesfalls ich so sparsam im Essen und Trinken bin, und aus welcher Ursache ich etwas auf meine Kleider verwende, daß ich nämlich das erste deswegen thue, um meine Gesundheit zu erhalten, das andre aber, um nicht des Geitzes beschuldiget zu werden, den ich fast für eben ein so großes Laster als die Verschwendung halte. Vielleicht sagen sie, daß ich dieses auf eine andre Art, als durch eine prächtig Kleidertracht, an den Tag legen könnte. Ich könnte Allmosen geben, nützliche Stiftungen machen, und andre dergleichen Werke der Liebe ausüben, und mich dadurch nicht nur von der Nachrede, als ob ich geitzig wäre, vollkommen befreyen sondern auch zugleich annoch den Nutzen des gemeinen Wesens befördern. Ich glaube aber, daß ich frey sagen darf, das ich mich dieser Miteel gleichfalls bedienet. Einige Umstände sind davon

bekannt genug, andre aber sind verborgen, und sollen auch verborgen bleiben, indem man nicht, wie die Pharisäer, die milden Gaben bey dem Schall der Trompeten austheilen muß, und die Allmosen ihren Werth verlieren, sobald sie offenbar werden. Ich bleibe demnach, aller Urtheile ungeachtet, die man über meine Aufführung fället, bey der von mir einmal erwählten Lebensart, die ich sehr wohl überlegt habe. Ich führe dieses nicht zu dem Ende an, um mein Leben und meine Aufführung in diesem Stücke zu rechtfertigen, sondern um diejenigen zu belehren, welche in den Tag hinein predigen, und aus falschen vorher gefaßten Begriffen aus den Lastern Tugenden, und aus den Tugenden Laster machen. Vor kurzer Zeit überführte ich einen von meinen Bekannten hievon, und zwar auf frischer That. Ich erkundigte mich bey ihm, ob er nicht einen Thaler daran wenden wollte, um ein Concert anzuhören, welches denselben Abend von der musikalischen Gesellschaft hier in der Stadt würde aufgeführt werden. Ich redete zugleich mit ihm von den Umständen, worinn diese Gesellschaft sich befände, und daß solche wegen Mangel an Gelde bald wieder würde eingehen müssen, wenn solche nicht fleißiger besuchet, und stärker unterstützt würde. Er antwortete mir, wie er wünschte, daß diese Gesellschaft noch ferner bestehen möchte. Aber einen Thaler auf einmal auszugeben schien ihm bey dieser beschwerlichen Zeit zu viel zu seyn. In demselben Augenblick erhielt er einen Besuch von drey Per-

so-

sonen. Sogleich wurden zwo Flaschen Wein geholet, und mein Freund nöthigte seine Gäste solche auszuleeren, ungeachtet dieselben sich bey einem jeden Glase entschuldigten, daß sie nicht trinken könnten. Ich bemerkte hieraus, daß er einen Thaler nicht viel achtete, und auf eben dieselbe Art ist es mit andern Dingen beschaffen, woraus man sieht, wie wenig man befugt ist, die Haushaltung von andern zu tadeln. Dieses Beyspiel ist indessen nicht das einzige. Die Oeconomie ist fast allenthalben gleich, indem man auf unnütze Dinge Geld wendet, bey dem nöthigen und nützlichen aber das Geld sparen will. Ich richte mich zwar gerne nach den Sitten des Landes, um den Vorwurf, als wolle man etwas vor andern voraus haben, zu vermeiden; aber zu der Lebensart und Haushaltung meiner Landsleute kann ich mich auf keine Art und Weise bequemen. Ich habe eine solche Lebensart erwählet, welche mit meiner Natur übereinkommt, und der Erhaltung meiner Gesundheit gemäß ist. Ich halte gerne Freundschaft mit meinen Freunden, aber noch weit mehr mit mir selbst; und setze daher viel lieber, daß mein Nachbar, als mein Magen murret. Hierauf gründet sich meine Sparsamkeit einzig und allein in gewissen Dingen. Daher überlege ich alles aufs genaueste, daher gehe ich ofte zu Fuß, und stets ohne Bedienten. Und wenn mich jemand fragt, wesfalls ich immer allein gehe, so antwortete ich: Mein Diener ist mit meinen jüngsten Töchtern ausgegangen, damit

mit solche nicht auf der Straße fallen mögen. Ich suche dadurch dieses zu erhalten, daß, wenn ich einen jungen Menschen, der nicht ohne einen Lakey zu gehen vermögend ist, begegne, derselbe in sich schlagen und denken möge: Solltest du auch wohl nicht ohne Begleitung gehen können? Ich habe auch wirklich wahrgenommen, das einige durch mein Exempel bekehret worden. Denn vor einigen Jahren hatte dieser Mißbrauch so sehr überhand genommen, daß alle und jede, bis auf die armen Studenten sich schämten, allein zu gehen, und diese letztern giengen noch dazu mit solchen abgezirkelten Schritten, als wenn sie eine Leiche begleiteten. Dieses schien mir nach meiner Zurückkunft in mein Vaterland desto seltsamer, weil ich in Amsterdam, Paris und London gewohnt war, Prinzen, Parlamentsherrn und andre hohe Standespersonen ohne Begleitung auf der Gasse gehen zu sehen. Ich führe dieses nicht zu dem Ende an, um meine Landsleute zu tadeln, sondern bloß in der Absicht, um die Urtheile wieder zurück zu schieben, welche man über andre fället, und um zu zeigen, daß derjenige, den man des Geitzes beschuldiget, eben so viel verzehren könne, als ein Petit Maitre, ob sie gleich ihr Geld nicht auf einerley Art anwenden. Solche ungegründete Urtheile werden mich demnach nicht bewegen, meine einmal erwählte Lebensart zu verändern. Ich werde vielmehr künftig beständig darinn fortfahren, und zwar eines Theils deswegen, um meine eigne Gesundheit zu er-

erhalten, andern Theils aber auch, um meinen Mitbürgen mit einem guten Exempel vorzugehen. Keine Stadt bedarf, so viel ich weiß, mehr einer Ermunterung zur Oeconomie und Haushaltung als Copenhagen, wo die gezwungenen und thörichten Moden verursachen, das die Einwohner auf allen unschuldigen Zeitvertreib, auf den täglichen Umgang auf die Gesundheit und Verzicht thun müssen, und woselbst unbekannte Personen, und insonderheit das Frauenzimmer, gezwungen sind, oft ganze Monate zu Hause zu bleiben, weil die Mode ihnen verbietet, zu Fuße zu gehen, ihr Vermögen aber nicht zuläßt, einen Wagen oder einen Tragsessel zu miethen. Denenjenigen, welche an fremden Oertern gewesen, fällt es am allermeisten in die Augen, daß die Moden dieser Stadt den Einwohnern gleichsam einen Civilarrest angelegt. Es wünscht oft jemand hier in der Stadt seinen Freund zu sprechen, weil er aber dieses nicht thun kann, ohne einen Thaler für den Wagen auszugeben, so bleibt er zu Hause. Ein anderer möchte gerne ein Schauspiel ansehen, oder ein Concert hören, uhd würde das Geld, welches bey dem Eingange bezahlt wird, gerne erlegen, weil ihm aber der Wagen eben so viel kostet, so muß er sich diese Lust vergehen lassen. Und dieses ist zum Theil die Ursache, daß die Schauspiele und andre zur Gemüthsergetzung gereichende Einrichtungen nicht bestehen können. Eben daher rührt es auch, daß die Spatziergänge, welche zum Vergnügen und

Nu-

Nutzen der Einwohner angelegt worden, öde, ja ich dürfte fast sagen, daß die Kirchen leer sind. Stellen sie sich, mein Herr, zweene Freunde für, von denen der eine in Paris oder London, und der andre in Copenhagen ist. Der erste kann ohne den geringsten Verzug aus seinem Hause gehen, wenn es ihm gefällt; er kann das Vergnügen haben, einen Bekannten auf der Gasse anzutreffen, und sich mit demselben auf dem Wege zu besprechen; er kann eine Gesellschaft wieder verlassen, und nach Hause gehen, wenn er es für gut findet. Der andre in Copenhagen dahingegen kann ohne Kosten, und ohne vorhergegangene Vorbereitungen nicht aus dem Hause kommen. Denn hier muß ein Miethwagen bestellt werden, der nicht einmal zu allen Stunden zu haben ist. Man muß einen förmlichen Miethcontract mit dem Kutscher schliessen, welches oft nicht ohne Lärmen und Schelten abgehet, und der Besuch muß nach der Bequemlichkeit des Kutschers eingerichtet werden, der sich oft nicht länger als bis zu einem gewissen Klockenschlag vermiethen kann. Hiedurch wird man oft genöthiget, wenn man einmal das Unglück hat, in eine unangenehme Gesellschaft zu gerathen, so lange zu bleiben, bis der Wagen, der einem unterweges verläßt, wieder zurück kommt. Zwar ist einer, der selbst Pferd und Wagen hält, von dieser Unbequemlichkeit befreyet, aber dagegen äußern sich andre verdrüßliche

liche Umstände, indem ein Kutscher ein beschwerliches Hausgeräth in einem Hause ist. Stellen sie nun, mein Herr, unter diesen beyden Freunden eine Vergleichung an, und urtheilen sie alsdenn, ob der erste nicht so glücklich, als der andre zu beklagen ist. Einen solchen verdrüßlichen Zwang aber unterwerfen die meisten sich selbst, und lassen sich durch den Strom mit hinreissen, um dasjenige, was sie anständig nennen, zu beobachten, da doch nichts weniger anständig und thörichter ist, als das Geld nicht nur auf unnütze, sondern auch sogar auf solche Dinge zu wenden, die dem Körper schädlich sind, und einem manches unschuldige Vergnügen rauben. Ich halte dafür, daß die Aufführung dererjenigen anständig ist, welche eine Lebensart erwählen, die dieser gerade entgegen stehet; die sich der unnützen Ausgaben entschlagen, um im Stande zu seyn, das Geld zu ihrer eignen und des Landes Ehre anzuwenden, die zu Fuß gehen und sich bewegen, um einen gesunden Körper zu behalten, die zu Mittag so mäßig essen und trinken, daß ihnen die Abendmahlzeit auch annoch schmecket. Auf diese Art habe ich mein Leben bis hieher zugebracht, und ich weiß nicht, daß ich in irgend einer Sache sollte die Maaße überschritten haben, als im Schnupftoback, worinn ich mich aber, da ich gemerkt, daß mir derselbe geschadet, auch bereits seit einigen Jahren gemäßiget. Ich bin ꝛc.

Der

Der sechste Brief.

Mein Herr,

Es scheinet, daß ihnen mein letzter Brief gefallen, und es gereicht mir zu einer noch größern Ehre, daß derselbe das Glück gehabt, auch den Beyfall ihrer besten Freundinn zu erhalten. Nur in dem einigen Punct, daß man Pferde und Wagen abschaffen und zu Fuße gehen sollte, scheinet sie mit mir nicht einerley Meynung zu seyn, indem man dadurch, wie sie glaubt, die Menschen, und insonderheit das Frauenzimmer, einsperren würde, weil solche viel lieber in ihren vier Wänden bleiben, als durch die unreinen Gassen in Copenhagen herum laufen, und sich von dem gemeinen Volke besudeln und drängen lassen würden. Aber sie hat meine Meynung nur nicht recht begriffen. Ich habe nicht gesagt, daß man Pferde und Wagen abschaffen solle. Ich habe bloß den Rath gegeben, daß man sich derselben nicht beständig und täglich, so wohl zur Winters- als Sommerszeit, so wohl bey gutem als schlechtem Wetter bedienen solle. Meine Meynung ist bloß dahin gegangen, daß sich niemand schämen müsse, zu

Fuße

Fuße bey gutem Wetter durch eine Gasse zugehen, und wie man sich eines Wagens, wenn es die Noth erfordert, wohl bedienen kann, so muß man doch, meiner Einsicht nach, keine allgemeine Mode daraus machen, welche den Einwohnern einer Stadt beschwerlich fällt. Ich gestehe gerne, daß es unsern Standespersonen, und insonderheit dem Frauenzimmer, sehr beschwerlich fallen würde, einen Besuch zu Fuß durch die Stadt abzulegen, insonderheit, da sie in vielen Jahren, ja fast von Kindesbeinen an, nicht dazu angehalten worden, ihre Füße zu gebrauchen, und die Gassen dieser Stadt ungemein unrein sind. Ich will mich auch nicht auf das Beyspiel andrer Städte berufen, deren Einwohnern von allerhand Stande dieses nicht sonderlich beschwerlich fällt. Ich behaupte bloß, daß man das Fahren nicht zu einer beständigen und unumgänglich nöthigen Gewohnheit machen, sondern seine Füße brauchen müsse, wenn das Wetter und andre Umstände es erlauben, um einigermaßen zu beweisen, daß man Füße habe. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Denn unsre Gassen sind nicht allemal unrein, und wenn man das ewige und unaufhörliche Fahren der Wagen verminderte, so würden solche noch weniger unrein seyn. Sie sind auch nicht so gar eng, sondern an den meisten Orten so geräumig, daß unser Frauenzimmer, ungeachtet ihre Bügelröcke einen ziemlichen Raum und ei-

nige Gradus Latitudinis erfordern, dennoch gemächlich hindurch kommen können; insonderheit da unsere Gassen bey weitem nicht mit so vielem Volke, als in verschiedenen andern großen und volkreichen Städten, angefüllet sind, woselbst nichts destoweniger Personen von allerhand Stand und beyderley Geschlechts oft zu Fuße gehen, und sich dabey sehr wohl so wohl in Ansehung ihres Beutels als ihrer Gesundheit befinden. Ich wünschte, daß ein vornehmes Frauzimmer hierin einen Anfang machte, so würden unverzüglich viele es als eine Ehre ansehen, einem so vornehmen und reitzenden Exempel zu folgen. Kein Beyspiel aber würde kräftiger seyn, als wenn ihre Freundin sich dazu entschliessen wollte, welche so wohl ihres Verstandes als ihrer anständigen und untadelhaften Lebensart wegen, sich längst bey allen einen durchgängigen Ruhm erworben. Sie müssen sie nur erstlich überreden, durch eine kurze Gasse zu gehen, damit eines theils die Gassensteine ihren Füßen nicht mehr so empfindlich seyn, andern theils aber auch die Nachbaren gewohnt werden mögen, sie auf der Gasse gehen zu sehen. Nachher wird sie schon eine längere Strasse wählen, und endlich von einem Ende der Stadt bis zu dem andern sich verfügen. Sie wird dadurch alle Ungläubige überzeugen, daß die Gassensteine nicht so hart und beschwerlich zu betreten sind, als man insgemein vorgiebt, sondern daß die Beschwer-

lich-

lichkeit einzig und allein in den verzärtelten und zum Gehen nicht gewohnten Füßen bestehet. Mit der Zeit kann sie sich auch ganz sicher über die Christianshavener Brücke nach der Neustadt wagen, ohne daß sie nöthig haben ihre Frau dieserhalben assecuriren zu lassen. Ich bin versichert, daß ihr diese Reise so wohl bekommen und sie sich nach einem solchen Spatziergange so gut befinden wird, daß, wenn sie erstlich siehet, daß andre diesem Exempel folgen und das Gehen zu Fuß gleichfalls für anständig halten, sie endlich bey ihnen um Erlaubniß bitten wird, ausserhalb der Stadt vor dem Thore spatzieren zu gehen. Wenn der Punct wegen der Anständigkeit nur erstlich berichtiget ist, so wird es nachher bald zu einer Gewohnheit werden, deren Einführung in Wahrheit eine herrliche Sache, insonderheit in Absicht auf die Gesundheit, seyn wird. Es ist keine Stadt, so viel ich weiß, wo die Bewegung des Leibes nöthiger ist, und wo man sich dennoch weniger beweget, als in Copenhagen. Eine jede Matrone würde bey der Einführung dieser Gewohnheit bey dem ersten Blutlassen eine Veränderung in ihrem Blute wahrnehmen, und eine jede Jungfer würde bekennen, daß ihre Schnürbrust sie bey weitem nicht mehr so stark drücke, als vorher. Ich will hier die andern guten Wirkungen, welche daraus entstehen würden, nicht wiederholen, da ich derselben bereits in meinem

vorigen Schreiben Erwehnung gethan habe. Das einige Unglück, welches daraus erwachsen könnte, würde darinn bestehen, daß die Nahrung der Rade- und Wagenmacher, der Schmiede und der Aertze dadurch einigermaßen leiden würde. Die Facultäten der Schuster und Peruquenmacher aber würden im Gegentheil dadurch noch mehr in Flor kommen. Viele Kutscher würden Handwerksleute, und viele Wagenpferde Reuterpferde werden, und das unaufhörliche Lärmen, welches Tag und Nacht durch das ewige Fahren verursachet wird, würde aufhören. Ich bin sehr begierig zu erfahren, was ihre Frau, mein Herr, über diesen Vorschlag für ein Urtheil fällen wird. Ich bin ꝛc.

Der siebende Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie in den beyden Monaten, welche sie letzthin hier in der Stadt zugebracht, stets unsern Dänischen Schauspielen beygewohnet. Sie sind aber nicht damit zufrieden, daß ein Schauspiel so oft wiederholet wird, und meynen, man müs-

se junge Gelehrte aufmuntern, entweder die neuesten Französischen und Englischen Comödien zu übersetzen, oder auch neue Stücke auszuarbeiten. Was die Uebersetzung neuer Stücke betrifft, so ist dieses bereits oft versucht worden; es haben aber solche Uebersetzungen auf unserm Schauplatz keinen Beyfall finden wollen, so daß es scheint, daß die Kunst mit Moliere zu Grabe gegangen. Man könnte zwar einwenden, daß der schlechte Geschmack unserer Zuschauer mehr schuld daran gewesen, daß solche Stücke hier nicht den gewünschten Beyfall gefunden, als die Stücke selbst, insonderheit da es bekannt ist, daß viele von den neuen Schauspielen, insonderheit von dem *de Touches*, mit großem Beyfall auf dem Französischen Schauplatz vorgestellet worden. Ich erkühne mich aber ohne Eitelkeit zu behaupten, daß unsre hiesigen Zuschauer, und insonderheit diejenigen vom Mittelstande, weit geschicktere Richter in diesem Stücke sind, als die Einwohner in Paris. Man kann solches daraus abnehmen. Der hiesige Bürger, der niemals nach dem Verfasser desjenigen Stückes fragt, welches vorgestellet wird, hat jederzeit einen Geschmack an den Schauspielen des Moliere gefunden, und dagegen die neu übersetzten Stücke verachtet. Da nun alle Nationen die Schauspiele des Moliere für Meisterstücke gehalten, und unsre hiesigen Zuschauer nur an sehr wenigen Schauspielen einen Gefallen ha-

ben, die nach den Zeiten des Moliere verfertiget worden, so muß man nothwendig ein vortheilhaftes Urtheil über ihren Geschmack fällen, und dafür halten, daß der Ruhm, den die Franzosen ihren neuern Stücken beylegen, aus einem sonderbaren und unbegreiflichen Gefallen an solchen Schauspielen herrühret, den sehr viele Fremde, ja einige Franzosen selbst, getadelt haben. Wie aber niemand besser von dem erfrischenden Geruch einer Rose urtheilen kann, als dessen Nase nicht durch den beständigen Gebrauch des Schnupftobacks verstopft worden, und niemand einen Geschmack an dem lieblichsten Wein finden kann, der sich an den Coffee gewöhnet, und sich einbildet, daß das Wasser, welches auf gebrannte Bohnen gegossen, und mit denselben aufgekocht wird, weit besser schmecket; so sind auch diejenigen die geschicktesten Richter, wenn von sinnreichen Schriften und Schauspielen die Rede ist, die annoch ihren natürlichen Geschmack besitzen, und sich von andern nicht überreden lassen, darauf Verzicht zu thun. Doch gründe ich mein Urtheil nicht allein darauf. Denn ich setze alle Vorurtheile an die Seite, und lese die meisten neuen Schauspiele. Ich kann aber nicht anders als mit vieler Noth darin fortkommen, und richte nichts anders aus, als daß ich des Plautus und Moliere Schauspiele immer noch höher als vorher schätze. Einige von meinen Freunden, die sich so sehr

an

an den pariſiſchen Geſchmack gewöhnet, daß ſie darüber ihren eignen eingebüßet, haben mich faſt gezwungen, einige neue, inſonderheit des *de Touches* Schauſpiele zu leſen, welche ſie für Meiſterſtücke halten. Ich aber finde, daß ſie dieſen Namen bey weitem nicht verdienen, ja daß ſie nicht einmal Schauſpiele genannt zu werden verdienen. Ich finde die Theile nicht darin, aus denen eine Comödie beſtehen muß; ich finde daß der Hauptcharakter ſelten darin vollkommen ausgeführet worden. Ich finde bloß einige nicht zuſammenhangende Scenen, die nicht zum Hauptzweck und zur Entwickelung des Stückes abzielen. Ich finde einige trockne Unterredungen, welche nicht vermögend ſind, einen Zuſchauer in Bewegung zu ſetzen. Machen ſie nur einen Verſuch, mein Herr, und laſſen ſie das Prächtigſte von den Schauſpielen des *de Touches* ins Däniſche, und zwar ungebunden überſetzen, ſo werden ſie finden, daß ich die Wahrheit geſagt, und daß ſie zu nichts anders dienen, als die Zuſchauer im Schlaf zu bringen. Die Comödien des Moliere, ungeachtet ſie ebenmäßig durch eine ſolche Ueberſetzung etwas verlieren, ſo bleiben ſie doch allemal überaus angenehme Schauſpiele. Dieſes ſind meine Gedanken, welche ich von den Ueberſetzungen der neuern Schauſpiele hege. Was aber den andern Vorſchlag betrifft, daß einige von unſern geſchickten Dichtern ſelbſt neue Schauſpiele

ausarbeiten sollten, so rathe ich niemanden sich daran zu wagen, da die Erfahrung lehret, daß unzählige Schriftsteller, wiewohl mit schlechtem Glücke, daran gearbeitet haben. Man kann mit Wahrheit sagen, daß seit Plauti Zeiten bis auf Moliere, welches eine Zeit von 2000 Jahren ausmacht, kein rechtes Schauspiel, welches bekannt geworden, ans Licht getreten. Denn was die Schauspiele des Terenz betrifft, so bin ich mit denen nicht einerley Meynung, welche ein so großes Wesen davon machen, daß sie solche so gar den Schauspielen des Plauti vorziehen, indem der Geist und die Munterkeit, welche in einem Schauspiele herrschen muß, und den Schauplatz lebendig macht, in den Schauspielen des Terenz nicht anzutreffen ist. Zwar muß man gestehen, daß die Schreibart zierlich, und die Charaktere wohl ausgedruckt sind. Dieses aber kann von andern nachgeahmet werden, und es wird dazu nichts anders, als Arbeit und einige Beurtheilungskraft, erfodert. Aber solche Schauspiele verfertigen, die den Schauspielen des Plautus gleich kommen, dazu werden ganz besondere Naturgaben erfortdert, die man bey sehr wenigen Menschen antrifft. Sie werden es vielleicht als eine Verwegenheit ansehen, daß ich mich erkühne von dem Urtheil so vieler gelehrten und vernünftigen Männer in diesem Stücke abzuweichen. Sind aber denn alle gelehrte und scharfsinnige Männer auch zugleich zuverläßige Richter, wenn es auf die Regelmäs-

mäßigkeit und Einrichtung der Schauspiele ankommt? Niemand kann und wird es mir verargen, wenn ich das Urtheil des Moliere in diesem Stücke dem Bedenken der ganzen Universität zu Paris vorziehe. Man findet, daß dieser große Comödienschreiber sich bey aller Gelegenheit bestrebet, hauptsächlich dem Plautus nachzuahmen, ohne sich an die Urtheile zu kehren, die darüber von den Gelehrten gefället worden. Man bemerket, daß von allen alten Stücken, die er sich vorgenommen zu übersetzen und auszubessern, er keine aus dem Terenz, sondern alle aus dem Plautus genommen. Und in Wahrheit, Plauti Amphitruo, Aulularia und Menechmi sind annoch die schönsten Stücke, welche wir haben. Niemand ist im Stande von einem Schauspiel zu urtheilen, als der den Schauplatz, und alles was dazu gehöret, genau kennet und aus der Erfahrung bemerket, was eine Comödie auf dem Schauplatze für eine Wirkung hat. Und daher ist auf deren Urtheil nicht viel zu achten, welche zu Hause sitzen und über Schauspiele urtheilen, ohne daß sie jemals eine Comödie aufführen gesehen. Diese können über nichts anders urtheilen, als über die Schreibart, über die darin enthaltene Sittenlehre, über die Regelmäßigkeit eines Stückes, da doch die Erfahrung bereits so oft gezeiget, daß eine Comödie, die nach allen akademischen Regeln eingerichtet worden, doch den Namen einer Comödie nicht verdienet. Denn

manches Schauspiel, welches, wenn man es lieset, sehr schlecht und von keiner Bedeutung zu seyn scheinet, hat oft die vortrefflichste Wirkung, wenn es aufgeführet wird. Die Güte eines Schauspiels gründet sich demnach nicht auf die gelehrten Urtheile der Zeitungsschreiber, sondern auf den Beyfall der Zuschauer; wenn ich aber Zuschauer nenne, so verstehe ich allein solche dadurch, welche einen natürlichen und noch nicht verderbten Geschmack haben. Der Beyfall von solchen Zuschauen hat auch mir selbst einige gute Gedanken von meinen eigenen Schauspielen gemacht, da ich bemerket, daß solche sich auf unsern Schauplätzen bey den Comödien des Moliere erhalten, da die meisten andern, welche man übersetzt, wegen des mangelnden Beyfalles der Zuschauer nicht weiter aufgeführet worden. Ob aber der gute natürliche Geschmack, den unsre Zuschauer bisher gehabt haben, lange dauren werde, davon kann ich die Bürgschaft nicht übernehmen. Denn es scheint, daß gewisse Leute sich recht Mühe geben, denselben zu verderben, indem sie solche Schauspiele anpreisen, die mehr die Augen als das Ohr vergnügen. Daß einige von unsern vornehmen Frauenzimmer keinen Geschmack an unsern inländischen Stücken finden, solches ist hauptsächlich der Erziehung und den Begriffen zuzuschreiben, welche ihnen von den Französinnen beygebracht worden. Denn diese halten ihre Untergebene

von

von Kindesbeinen an französische Bücher zu lesen, und die Kinder hören und sehen nichts anders als pariſiſche Moden und Moden. Ist es denn Wunder, daß sie keinen Geschmack an einem Schauspiel finden, wo nicht ein französischer verbrämter Marquis auf dem Schauplatze erscheinet. Denenjenigen aber, welche mitlern Standes sind, und deren Geschmack noch nicht verderbet worden, gefallen solche Stücke am besten, welche die thörichten Sitten und Gewohnheiten des Vaterlandes auf eine lächerliche Art vorstellen, und dieser Geschmack ist meiner Meynung nach weit besser und natürlicher. Ich bin ꝛc.

Der achte Brief.

Mein Herr,

Es gefällt ihnen zwar, wie ich aus ihrem letztern Schreiben bemerke, daß ich bey allen Religionsstreitigkeiten die Gedult und Mäßigung anrathe. Es scheinen ihnen aber doch zu gleicher Zeit die Urtheile zu hart, welche ich über die Lehre der römischen Kirche gefället habe. Ich darf aber weiter nichts zu meiner Vertheidigung anführen, als daß ich mich,

so

so hart ich auch gegen die Lehre geschrieben, eben so bescheiden und gelinde, in Absicht auf die Bekenner derselben, bewiesen. Verschiedene von meinen Schriften, und insonderheit meine Kirchenhistorie, kann davon ein Zeugniß ablegen. Man wird finden, daß ich mich niemals des Wortes Papist bedienet, sondern allein den Ausdruck, Römischcatholische, gebrauchet. Man wird finden, daß ich, wenn ich die Laster der Päbste erzählet, ihre Tugenden niemals vergessen, und daß ich viele Untugenden nicht so wohl dem Verderben der Personen als der Zeiten zugeschrieben. Sie dürfen nur das Leben Gregorius des siebenden, Johannes des drey und zwanzigsten, Sixtus des fünften, wie auch die Historie des nordischen Apostels, des Bonifacius, lesen, um hievon überzeugt zu werden. Es ist also bloß die Religion und die gewaltsamen Principia, welche darin behauptet werden, wogegen ich mit einem solchen Eifer geschrieben. Ich habe gezeigt, daß viele römische Päbste und Prälaten mit großen Tugenden geziert gewesen, ich habe aber auch zu gleicher Zeit hinzugefügt, daß die Religion und die Verfassung des geistlichen Regiments ihnen nicht zugelassen, solche auszuüben, und daß es einzig und allein dieserhalben nicht möglich gewesen, zugleich ein gottseliger und gerechter Mann und ein tüchtiger Pabst und Bischoff zu seyn. Man wird mir also mit Grund nicht den Vorwurf machen können, daß ich in diesem Stüke von meiner gewöhn-

wöhnlichen Toleranz und Mäßigung abgewichen. Ich habe auch nicht eigentlich wider die Irrthümer der römischen Kirche, sondern nur wider die Verfolgungen so heftig geschrieben, welche diese Kirche an denen ausübt, die ihren Lehrsätzen nicht beypflichten, und die durch öffentliche Gesetze bestätiget und für billig erkläret worden. Und solchergestalt kann mein Eifer vielmehr zum Beweis meiner Mäßigung und meines Mitleidens mit den Irrenden dienen. Gesetzt aber, ich hätte in diesem Stücke mich nach dem Beyspiel andrer protestantischen Schriftsteller gerichtet, so daß ich keine einzige Tugend bey den römischen Päbsten, Bischöffen und Prälaten finden können, sondern sie insgesamt mit den heslichsten Farben abgemahlet; mit welchem Rechte können doch wohl die Römischcatholischen mir dieses vorrücken, da sie selbst die Stifter und Urheber der Reformation als Ungeheuer und als die gottlosesten Menschen beschreiben, die der Erdboden jemals getragen hat? Weñ sie ohne alle Barmherzigkeit unsre besten und größten Lehrer verdammen mit welchem Fug und Recht kann sich denn der Pabst beschweren, wenn ein protestantischer Skribent aus einem gleichen Eyfer gewisse Beschreibungen auf denselben deutet, die aus der Offenbarung Johannes entlehnet werden, da der Pabst beständig fortfähret, sich in öffentlichen Manifesten für den bittersten Feind der Protestanten zu erklären, und dieselben an einem jeden Grünendonnestage verfluchet, welches eben

so

so viel heißt, als wenn er dem Teufel eine Anweisung auf ihre Seelen giebet? Es ist zwar nicht zu läugnen, daß man christlicher und philosophischer handeln würde, wenn man dieses alles mit Kaltsinnigkeit und Verachtung ansähe, insonderheit, da man versichert ist, daß der Teufel diese Grünendonnerstags Anweisungen sich nicht zu Nutze macht, oder vielmehr, daß GOtt dem Satan nicht zuläßt, sich solcher zu bedienen. Wenn aber ein Protestant aus Eifer das Wiedervergeltungsrecht ausübet, oder eine reformirte Gemeine den Entschluß faßte, den Pabst wieder am Stillenfreytag oder an einem andern heiligen Tage in Bann zu thun, könnte man wohl sagen, daß demselben hiedurch unrecht geschähe? Nichts ist natürlicher, als daß derjenige, welcher Schläge austheilet, wiederum von dem andern Schläge erwartet, und wenn er von seinem Widersacher mehrere, als er ausgetheilet, und also das Capital mit den Zinsen zurück empfängt, so hat er keine Ursache zu klagen. Alles, was mit einigem Schein Rechtens hierwider eingewandt werden kann, besteht darin, daß die Religionsverfolgungen in diesem Jahrhundert sehr abgenommen haben. Dieses aber geschiehet weder aus einem christlichen Mitleiden, noch aus einer Reue über die ehedem verübte Gewalt, sondern weil man die Macht der Protestanten fürchtet, die gegenwärtig den Römischcatholischen die Stange halten können, so daß es ihnen nicht so wohl am Willen

len, als am Vermögen, fehlet. Die Spanischen, Portugiesischen und Italienischen Inquisitionsgerichte dauren noch, und die Religionssätze sind noch eben dieselben, wie sie von jeher gewesen sind; sie werden auch niemals verändert werden, so lange die seltsame Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche dauret. Ich sage mit Bedacht, die seltsame Lehre, weil, meinem Bedünken nach, nichts die menschliche Thorheit mehr zu Tage legt, und kein Lehrsatz eine größere Verwirrung in der Welt angerichtet hat, als dieser. Denn daraus fließt, daß die Irrthümer und andre ganz wunderbare und der Vernunft widerstreitende Meynungen nicht allein stets unverändert bleiben, sondern auch so gar vertheidiget werden müssen. Daraus folgt, daß, wenn ein alter Canon oder ein Kirchengesetz einmal festgesetzt, daß die Sonne eine kupferne feurige Scheibe, daß der Mond ein holländischer Käse, daß die Erde so flach wie ein Kuchen, und das Fleisch Brod sey, u. s. f. man verpflichtet ist, dem menschlichen Geschlechte zum Hohne dergleichen Lehrsätze zu vertheidigen. Ja es folgt endlich daraus, daß, wenn auch der Pabst mit seinem ganzen Consistorio im Herzen eine Veränderung in diesem oder jenem Stücke wünschten, sie sich dennoch solches nicht merken lassen dürfen. Denn die römische Kirche ist einem schwachen Körper ähnlich, dem durch dienliche Arzeneyen geholfen werden könnte, den man aber nicht anrühren darf; oder einem

Hau-

Hause, welches von einer ganz seltsamen Bauart ist, die man verändert zu sehen wünschet, aber dennoch immer unverändert lassen muß, weil der Baumeister auf alle diejenigen einen Fluch gelegt, die sich nur im geringsten merken lassen, daß eine Verbesserung nöthig sey. Ich bin ꝛc.

Der neunte Brief.

Mein Herr,

Sie reden von nichts andes als von Reformationen, und werden auf mich ungehalten, weil ich sie in ihrem patriotischen Eifer nicht stärken will. Sie bedenken aber nicht, daß das Reformiren eine schwere Arbeit ist. Meinem Bedünken nach ist kein Unternehmen kühner, als dieses. Wenn jemand diesen Trieb verräth, so ist es eben so viel, als wenn er sagt: Sehet ihr Menschen, hier habe ich etwas entdecket, welches vor meiner Zeit niemand vorzutragen sich erkühnet, Kein Vertrauen auf sich selbst kann größer und seltsamer seyn, und daher vergleiche ich eine mit Reformatoribus angefüllte Stadt mit einem schwachen Körper, der mit ungesunden Säften angefüllet ist. Wenn einen vernüftigen Menschen der Reformationsgeist überfällt, so denkt er gleich, wie ist es doch möglich, daß, da die Welt

be-

bereits so lange gestanden, niemand vor mir auf diesen Vorschlag, den ich zu thun gedenke, sollte gerathen seyn. Ein solcher Gedanke mäßiget sogleich seinen Eifer, und bringet ihn endlich völlig zur Ruhe, und so vielen Schein auch im Anfange sein neuer Vorschlag gehabt, so wird solcher dennoch durch eine solche Ueberlegung sogleich unterbrochen. Unbedachtsamen Leuten aber fällt dieses niemals ein, und wenn ihnen auch dergleichen vernünftige Gedanken in den Sinn kommen, so lassen sie sich doch dadurch keinesweges abschrecken. Ich darf frey sagen, thörichte und unbedachtsame Leute. Denn die ungeschicktesten und untüchtigsten Einwohner in einer Stadt sind, wie die Erfahrung zeigt, an neuen Reformationsprojecten allemal die fruchbarsten. Niemand sucht mit einem grössern Eifer die Staatsfehler zu heben, als der es selbst am meisten bedarf von seiner Thorheit geheilt zu werden; so wie keiner geschickter ist zu reformiren, als derjenige, welcher an seiner Fähigkeit bey diesem Vorhaben zweifelt. Denn seine Furcht dienet zu einem deutlichen Beweise, daß er die Sache einsiehet, und mit der gehörigen Tüchtigkeit versehen ist, welche dazu erfordert wird. Ich verwerfe dennoch alle und jede neue Vorschläge nicht, und dieses muß man auch nicht thun, indem unter hundert doch einer annehmlich und nützlich seyn kann. Indessen verursachet doch der Begriff, den ich aus der Erfahrung von den

Eigenschaften so vieler Projectmacher gefaßt habe, daß ich insgemein mit dem Doctor in der Comödie zu denen, die damit schwanger gehen, sage: nehmt Pillen ein. Und wenn ich in ein Coffeehaus komme, wo ich so viele Reformatores als Tische und Stühle antreffe, so sehe ich dasselbe als ein mit vielen Kranken angefülltes Hospital, oder als ein Tollhaus an. Indessen muß man, wie ich schon gesagt habe, nicht einen jeden neuen Vorschlag schlechterdings verwerfen. Denn dieses würde eben so viel seyn, als wenn man sagen wollte, daß alles in einem Lande so vollkommen eingerichtet wäre, daß nicht die geringste Verbesserung statt finden könnte. Wenn jemand reformiren will, so kann man ihn einigermaßen anhören, wenn seine Vorschläge auf die Veränderung und Abschaffung gewisser Gewohnheiten und Stiftungen gehen, die schädlich zu seyn scheinen, und an andern Orten nicht eingeführet sind, weil eine Anordnung oder Gewohnheit schon allein dadurch sehr verdächtig wird, daß andre Nationen solche nicht haben annehmen wollen. Ich habe in dieser Absicht mich erkühnet, in meinen Schriften einen gedoppelten Vorschlag zu thun, und besorge nicht, daß man mich deßwegen mit dem Charakter des politischen Kannegiessers belegen wird. Der eine Vorschlag betrifft die Urtheile, welche in Ehesachen gefället werden, wodurch eine leichtfertige Magd, die sich schwängern lassen, und von einem jungen

Men

Menschen, der in der Hitze, worin er ist, mehr zusagt als er zu halten gedenket, eine flüchtige Zusage der Ehe halber erpresset, berechtiget wird, auf die Vollziehung der Ehe mit demselben zu dringen. Dieses ist den Gesetzen aller andern Völker entgegen, und scheint auch einer vor kurzer Zeit ans Licht getretenen Verordnung entgegen zu seyn, wesfalls ich auch niemals ein solches Urtheil unterschrieben habe. Der zweyte Vorschlag, dessen ich auch in meinen Schriften Erwehnung gethan, betrifft die so genannten Commißionen, wodurch es den streitenden Partheyen freygegeben wird, sich selbst Richter zu erwählen. Eine solche Art der Gerichtsbarkeit wird an andern Orten eben so wenig angetroffen. Ich füge hier annoch das dritte hinzu, daß es mir seltsam scheinet, daß die Lehrer ihre Schüler öffentlich prüfen, wodurch dieselben in ihrer eigenen Sache Richter werden. Dieses ist auch an andern Orten nicht gebräuchlich. Zwar prüfen die Rectores in den Schulen auch ihre eignen Schüler, und versehen solche mit Zeugnissen. Allein diese Zeugnisse sind dem Urtheile der höhern Schulen unterworfen. Sie wundern sich vielleicht, mein Herr, daß ich noch nicht aufhöre von dieser Sache zu reden. Und ich gestehe es, ich habe vielleicht schon zu viel davon gesagt. Ich bin ꝛc.

* *
*

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der zehnte Brief.

An ein Mitglied der Staatsgesellschaft auf dem Lande.

Mein Herr,

Ich habe neulich die Atlantik des Rudbecks gelesen, und die Fähigkeit dieses Mannes bewundert, verborgene und vorher ganz unbekannte Dinge zu erfinden und ans Licht zu bringen, wodurch er unserm Norden ein großes Ansehen zuwege gebracht, und demselben die Ehre wiedergegeben, welche die griechischen und römischen Schriftsteller unserm Vaterlande entweder aus Bosheit oder Unwissenheit geraubt haben. Er hat durch unwidersprechliche Beweise dargethan, daß viele Begebenheiten, welche, wie uns die alten Schriftsteller bereden wollen, im Orient, in Asien und Griechenland geschehen, wirklich in Norden vorgegangen. Man kann aber noch ein mehreres von dem Nutzen hinzufügen, den seine Schriften gestiftet haben. Die alten griechischen und römischen Schriftsteller verlieren durch seine gemachten Ende-

ckun-

ckungen ihren Werth und ihren Nutzen, wenn man allein die Sprache ausnimmt. Denn die Geschichte, welche sie erzählen, ist falsch, die Städte sind erdichtet und die Namen verdrehet. Ich will dem Homer noch etwas zu gute halten, weil er ein Dichter war, und die Poeten sich ohnedem für nichts weiter als für Lügner ausgeben. Aber einem Herodotus, einem Diodorus und andern, welche den Namen als wahrhafte und glaubwürdige Geschichtschreiber behaupten wallen, kann man dieses nimmermehr verzeihen. Man kann nicht ohne Bewegung lesen, mit welcher unglaublichen Dreistigkeit sie gewisse Begebenheiten ihrem Vaterlande zueignen, die in unserm Norden geschehen sind. Der Schweiß bricht mir aus, wenn ich sehen muß, wie sie die Namen der nordischen Städte und Personen verdrehet, und solche in asiatische, römische und griechische Benennungen eingekleidet haben. Ich habe in der Historie von Peter Paars dargethan, das der Gott der Winde, den Virgilius und andre Aeolus nennet, nichts anders ist, als das verkehrte Wort Olaus, der ein alter nordischer Seekönig gewesen, der über den District in Norwegen, Wigen genannt, geherrschet, und dessen Residenz die Klippe gewesen, die annoch die Paternosterklippe genannt wird. Virgilius hat in diesem Stücke die unerhörte Verwegenheit gehabt, das Wort Olaus in Aeolus zu ver-

wandeln, und aus den ersten Buchstaben P. und N. in Pater Noster Patriam Nimborum zu machen, wovon er sagt, daß es in Griechenland belegen sey. Wenn man die alten Historien mit Bedacht lieset, so entdeckt man allenthalben solche Betrügereyen, und gleich der erste Anblick zeigt, daß unzähliche Namen fremder Personen und Städte unserm Norden entwandt worden, und daß man solche dadurch unkenntlich machen wollen, daß man entweder eine Sylbe hinzugesetzt, oder auch eine davon weggenommen. Aus Troels ist Troilus gemacht, und derselbe zu einem phrygischen Prinzen erhoben worden. Dania ist in Dardania verkehret, da es doch unwidersprechlich ist, daß das Wort Dania sich eines weit höhern Alters rühmen kann, indem glaubwürdige Skribenten dargethan haben, daß der Patriarch Dan sich gleich nach der Sündfluth in diesem Reiche niedergelassen, welches nach seinem Namen Dännemark, d. i. Feld des Dans genannt worden; so wie Jütland seinen Namen dem andern Patriarchen Juda schuldig ist, und Gotland von Gad, Rypen oder Riben von Ruben, Assens von Asser, Seeland von Zabulon, Lemvig von Levi, gleichsam der Meerbusen des Levi, und so ferner genannt worden. Dieses alles bedarf keinen fernern Beweis. Denn die Namen allein verrathen es schon, da die Verfasser der alten Historie dieselben nicht so unkennbar haben

machen können, daß man nicht bey dem ersten Anblick sogleich sehen sollte, daß es alte nordische Wörter sind. Bey gewissen andern Namen siehet man dieses noch deutlicher, indem bemeldete Skribenten solche ganz unverändert gelassen, aber doch entweder aus Unwissenheit oder aus Bosheit solche zu Namen ihres Landes machen wollen. Es ist z. E. unwidersprechlich, daß der große Kayser Trajanus in der Stadt Ripa oder Ripen in Dännemark gebohren worden. Diesen vortreflichen Käyser aber haben uns dennoch die römischen Skribenten aus Mißgunst nicht gönnen wollen, und daher Dacia Ripensis zu einem weit von hier entlegenen Lande gemacht. Wir sind auch selbst so blind gewesen, dieses zu glauben, bis ein ehrlicher niedersächsischer Schriftsteller uns die Augen geöffnet, und diesen Worten erstlich die rechte Erklärung gegeben, da er solche folgendergestalt übersetzt: Natus est Trajanus in Dacia Ripensi: He is to Ripen in Dannemarc geboren. Ich habe eben erwehnt, daß einige Namen so wenig verändert worden, daß man solche bey dem ersten Anblick unverzüglich erkennen kann. Andern aber hat man eine veränderte Gestalt gegeben; doch hat man solche nicht so sehr verstellet, daß man ihren Ursprung nicht durch Hülfe etymologischer und anagrammatischer Regeln erkennen sollte. Es ist zu beklagen, daß das etymologische und anagrammatische, so wie das cabbalistische Studium

nicht hier im Lande, wie es billig seyn sollte, mit mehrerm Eifer getrieben wird. Hätte man sich mehr darauf gelegt, so würde die erstaunliche Unwissenheit in unsrer eignen Historie bereits längstens verschwunden seyn, und wir würden uns die Ehre längstens schon wieder zugeeignet haben, welche von den römischen und griechischen Skribenten unserm Vaterlande geraubt worden. In dieser Absicht und aus einem wahren patriotischen Eifer habe ich mich auf diese Wissenschaften seit einiger Zeit zu legen angefangen, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich von dieser Bemühung reiche Früchte eingeerndtet. Denn bloß durch dieses Mittel habe ich entdecket, daß die meisten merkwürdigen Dinge, welche man in den römischen und griechischen Historien aufgezeichnet findet, hier in Norden geschehen, und wie ich bereits oft erwehnet, die Namen der Städte und Personen nichts anders als verdrehete dänische, schwedische und norwegische Wörter sind. Ich will indessen mit meinen Anmerkungen nicht bis vor der Sündfluth hinauf gehen. Denn in diesem Stücke geht, meinem Bedünken nach, der schwedische Schriftsteller ein wenig zu weit, daß er Adam zum ersten Erzbischoff in Upsal macht. Ich will aus Bescheidenheit bloß derjenigen Geschichte Meldung thun, die nach der Sündfluth vorgegangen, wo ich finde, daß unser Norden der Schauplatz der

merk-

merkwürdigſten Begebenheiten iſt, die in der Welt geſchehen ſind. Ich habe entdecket, und kann unwiderſprechlich darthun, daß der trojaniſche Krieg in unſerm Norden geführet worden, und daß Troja eben dieſelbe Stadt iſt, die wir nun Trandia oder Drontheim nennen. Denn alle griechiſche und Trojaniſche Namen ſind nichts anders als verdrehete nordiſche Wörter. Z. E. Troilus iſt ſo viel als Troels oder Truels, Paris, Peter Iverſen, Hector, Hinrich Torſen, Palamedes, Palle Michelſen, Agamemnon, Aage Magenſen, Olyſſes, Ole Lykke, Achilles, Acho Helleſen, Ajax Anders Jacobſen, Helene, Ellen, u. ſ. w. Nachdem ich ſolchergeſtalt in meinem Vorhaben durch die Uebereinſtimmung der Namen beſtärket worden, ſo hat mich dieſes aufgemuntert, die Hiſtorie von dem trojaniſchen Krieg ſelbſt aufzuſuchen, und ich habe ſolche ganz deutlich in einer alten isländiſchen Handſchrift folgendergeſtalt aufgezeichnet gefunden. Die Tochter eines Königs in Hedemarken, Namens Ellen, ward von einem Grafen aus Drontheim, Namens Peter Iverſen, entführet. Dieſes brachte alle kleine Könige in Süderfiels ſo ſehr auf, daß ſie ſich mit einander wider den Vater gedachten Peter Iverſen verbunden, der damals in Drontheim regierte, und Prebend Amundſen genannt ward, welchen Namen die Griechen nachher in Priamus verwandelt. Nach einer

zweyjährigen Belagerung, die lügenhaften Griechen sagen zehn Jahr, ward die Stadt Trandia oder Troja endlich eingenommen, und verheeret, und lag eine ganze Zeit nachher wüste und unbebauet, indem die folgenden Könige sich bloß mit einem Schloße, Namens Laden, begnügten, bis sie endlich für gut funden, auf den Grund des alten Troja eine neue Stadt anzulegen, welcher sie den Namen Nidraas gaben. Unter allen Helden, welche diesem Kriege beygewohnet, finde ich nur einen dänischen Herrn, nämlich den alten Nestor, von dem man sagt, daß er die Stadt Nestved, in Seeland, erbauet. Ich habe den Entschluß gefaßt, den ganzen Krieg von Anfang bis zu Ende zu beschreiben, wie derselbe in Norwegen geführet worden, und diese Beschreibung dem Collegio Politico auf dem Lande zur weitern Beurtheilung und Einsicht unverzüglich vorzulegen. Zuletzt werde ich eine kleine Abhandlung von dem Hercules hinzufügen, und beweisen, daß derselbe der dänische Riese Sterkodder gewesen, indem die Thaten dieser beyden Helden so genau mit einander überein kommen, daß solche nothwendig nur einer, und eben derselben Person, beygeleget werden können. Ich will nur, um dieses darzuthun, eine einzige Begebenheit anführen. Es ist bekannt, daß Sterkodder einmal drey deutsche Riesen überwunden, und sich derselben an statt eines Nachtstuhls bedienet. Aus dieser

ser Historie haben die griechischen Skribenten die Fabel von dem Kampf des Hercules mit Geryon gemacht, von dem sie sagen daß er einen dreygedoppelten Leib gehabt. Die andern Begebenheiten stimmen eben so gut mit einander überein, und wie man von dem griechischen Hercules sagt, daß er jemanden befohlen ihn zu tödten, so befohl auch der dänische Hercules einem seiner Freunde ihn umzubringen. Man könnte zwar einwenden, wie es möglich gewesen, daß die ältesten griechischen Skribenten die nordischen Begebenheiten erfahren können, und wie sie auf den Einfall gerathen mögen, fremde Begebenheiten zu Geschichten ihres Vaterlandes zu machen. Man kann aber darauf erwiedern, daß, weil die nordischen Länder gleich nach der Sündfluth bevölkert worden, so muß man auch daselbst die ältesten Geschichte suchen. Daß aber unser Norden zuerst bebauet worden, solches haben die vortreflichen Skribenten **Petrejus, Lyschander** und **Strelow** zuverläßig dargethan. Die schwedischen Antiquarii bezeugen auch, daß Schweden gleich mit Menschen angefüllet gewesen, und führen das Geschlechtregister ihrer Könige bis auf Noah hinauf. Bey welcher Gelegenheit aber dieses geschehen, solches kann man bey **Puffendorf** in seiner **Vorbereitung zur schwedischen Historie** lesen. Weil nun hieraus folget, daß die nordischen Geschichte die allerältesten seyn müssen, so darf man sich nicht wundern, daß die griechischen

Skri-

Skribenten, welche sich bemühet, ihren eigenen Geschichten ein großes Alter beyzulegen, solches aber nicht füglich thun können, weil ihre Länder später bewohnt worden, aus den Nachrichten, die sie von den Reisenden, die in Norden zu Hause gehörten, von den schwedischen, dänischen und norwegischen Begebenheiten eingezogen, ihre eigene Historie zusammen gesetzt, und aus Eitelkeit vorgegeben, daß solche in ihrem eignen Lande geschehen. So wie man findet, daß sie es nachhero auch mit der egyptischen Historie gemacht, welche sie für griechische Begebenheiten ausgegeben. Ich bin ꝛc.

Der elfte Brief.

Mein Herr,

Ich habe vor kurzer Zeit einen Brief an einen guten Freund abgelassen, der ein starker Wörterkrämer ist, und unter diejenigen von unsern Antiquariis gerechnet werden kann, welche im Stande sind, durch gezwungene Auslegungen alles in der Historie zu finden, was andre nicht darinn wahrnehmen. Man kann diese Art Leute mit den cabbalistischen Lehrern und jüdischen Allegoristen vergleichen, wel-

welche vermittelst gewisser freywillig angenommener Regeln alles nach Wunsch erklären können. Diese jüdischen Lehrer und Verfasser der Gemara bedienen sich hauptsächlich zehen Regeln bey der Erklärung der heiligen Schrift. Die erste ist, daß man die Wörter nicht nach den Puncten oder Lautbuchstaben, die darunter gesetzt sind, sondern noch andern Puncten lesen muß, die man an deren Stelle wieder hinsetzet. Die zwote ist, daß man die Buchstaben selbst verändert; die dritte, daß man so wohl die Buchstaben als Puncten verändert; die vierte, daß man einige Buchstaben wegnimmt, und an deren Stelle andere wieder hinsetzet; die fünfte, daß man die Wörter und Buchstaben versetzet; die sechste, daß man aus einem Worte zwey machet; die siebente, daß man noch mehr Wörter zu denen, welche bereits vorhanden sind, hinzufüget, um die Meynung desto deutlicher zu machen, dasjenige herauszubringen, was man wünschet; die achte, daß man die Ordnung der Wörter verändert; die neunte, daß man die Ordnung der Wörter nicht nur verändert, sondern auch andere Wörter hinzu thut; die zehnte, schärft eben dieses bey den Versetzungen der Buchstaben und Wörter ein. Diese nützlichen Auslegungsregeln hat Surenhusius, wie er sagt, von einem jüdischen Rabbi gelernet. Man muß gestehen, wenn es erlaubt ist, mit einer Schrift also zu verfahren, so kann man sich aus allen Schwierigkeiten

leicht-

leichtlich heraushelfen, und alles finden, was man wünschet, um seine Lehrsätze zu vertheidigen. Es scheinet, daß einige von unsern Antiquaris sich dieser Regeln bedienen, um durch deren Hülfe desto besser fortzukommen, und ihre historischen Sätze zu bestärken. Hierüber habe ich in dem vorhergehenden Briefe gescherzet. Ich gestehe, das der Scherz etwas weit von mir getrieben worden, ein übertriebener Scherz hat aber oft die beste Wirkung, und es wird eine starke Arzeney erfordert, um eine Krankheit zu heben, die in unserm Norden so sehr überhand genommen hat. Viele Skribenten lassen sich durch einen patriotischen Eifer hinreissen, die Reiche älter und der Geschichte mehr zu machen, als wirklich vorhanden sind. Was sie aber einen patriotischen Eifer nennen, das wird von andern mit dem Namen der Thorheit beleget, und das Vaterland gewinnet nichts dabey. Die Chineser, die Aegyptier und gewisse andere Völker, welche von ihren Reichen und Herrschaften einige tausend Jahre vor der Schöpfung reden, haben dadurch nichts anders ausgerichtet, als daß man diese übertriebene Eitelkeit bewundert, ihre Reiche aber werden deswegen nicht ein Jahr älter, als sie wirklich sind. Auf einer Landcharte kann man ein Land so weit ausdehnen, als man immer will; es wird aber dadurch keine Meile länger. Die Bemühung, die dunklen Alterthümer des Vaterlandes ans Licht zu ziehen, worauf so viele

alle

alle ihre Zeit und Kräfte anwenden, ist eben so beschwerlich als unnütz. Denn was kann mühsamer seyn, und was erfordert doch eine weit größere Gedult, als im Finstern einige Dinge zu entdecken, welche andere nicht bey hellem Tage sehen können; und was gewinnt man dadurch, wenn man nach vielem Suchen eine abgebrochene Knopfnadel oder dergleichen etwas aus einem Misthaufen heraus scharret. Ich tadle indessen doch diejenigen nicht, welche sich auf die Alterthümer des Vaterlandes legen, sondern ich habe es bloß mit denen zu thun, welche sich dergestalt darin vertiefen, daß sie alle andere nützliche Wissenschaften darüber an die Seite setzen, und mit geschlossenen Augen sehen. was andere nicht durch ein Fernglas entdecken können. Man kann diese Leute mit solchen Personen vergleichen, die am Fieber krank liegen, oder mit gewissen schwermüthigen Leuten, die in Norwegen Hellsehende genannt werden, weil sie allenthalben Gespenster und verstorbene Menschen erblicken, die andere niemals gewahr worden. Ueber diese allein habe ich mich in meinem vorigen Briefe aufgehalten, nicht aber alle Liebhaber der Alterthümer des Vaterlandes überhaupt getadelt. Ich lese selbst alle gute und alte Bücher, und liebe die vernünftigen Alterthümer eben so sehr, als ich die ungereimten Fabeln verachte. Alles, was ich dabey erinnere, besteht darin, daß viele von unsern nordischen Gelehrten zu viel

da-

davon machen, und darüber nützlichere Wissenschaften und ihre Hauptpflichten aus den Augen setzen. Ich vertausche meines Theils herzlich gerne einen Rudbeck, einen Lyschander, einen Strelau, einen Petrejus, und mehrere solche Bücher, gegen einen einzigen Ahrend Behrentsen, und schätze ein einziges von den kleinsten Stücken, welches die nun blühende Societät der Wissenschaften in Schweden heraus giebt, höher als den ganzen Schatz, den Johannes Magnus und Olaus Magnus hinterlassen. Es wäre zu wünschen, daß alle Beförderer der Studien so gesinnet seyn mögten, und daß man darauf bedacht wäre, gewisse Studien einzuschränken, andere aber zu befördern. Es mangelt unserm Norden an guten Köpfen nicht, und an Büchern spüret man eben so wenig einen Mangel. Denn wir haben itzund fast eben so viele Skribenten als Menschen; es kommt aber nur darauf an, daß man ihnen einen bessern Geschmack beybringet, und sie anhält, sich auf nützliche Wissenschaften zu legen, als woran es uns am meisten mangelt, weil die wenigsten ihren Fleiß und ihre Zeit darauf anwenden. Wenn einer bey uns moralische und politische Wissenschaften treibt, so sagt man: er hat sein Studiren angegeben. Wenn einer die Naturlehre und den Ackerbau zu seinem Vorwurf erwählet, so heißt es: es ist ein guter Bauer, aber kein Gelehrter, weil er nicht untersucht, wie der Poet saget,

get, wie alt Aceſtes geweſen, wie viele Rieſen Sterkodder zu ſeinen Zeiten überwunden. Eine einzige Wiſſenſchaft, wovon auf unſern kleinen und höhern Schulen nicht ein Wort gehöret wird, war bey den alten Perſern in einem ſolchen Anſehen, daß verſchiedene Lehrer erfordert wurden, einen jungen Herrn darin zu unterrichten. Der eine führte ſeinen Untergebenen an die Wahrheit zu ſagen, und ein gerechtes Urtheil zu fällen. Der andre unterwies ihn, wie er den Wohllüſten wiederſtehen, und ſeine Leidenſchaften beherrſchen müßte. Der dritte bewaffnete ihn wieder alle Furcht, und prägte ihm Muth und Herze ein. Eine ſolche Art zu unterrichten würde man heutiges Tages für lächerlich halten. Es ſcheinet auch, daß ein Lehrer zu allen dieſen Unterweiſungen hinlänglich ſeyn könne. Die Perſer aber hielten ein jedes Stück für ſo wichtig, daß ſolches von verſchiedenen Lehrern vorgetragen werden mußte. Die beyden großen Philoſophen **Xenophon** und **Plato** erwehnen mit großem Ruhm der Unterweiſung der Jugend bey den alten Perſern. Sie waren beyde Schüler eines berühmten Lehrers, des **Socrates**, deſſen Bemühung einzig und allein dahin ging, vernünftige Menſchen zu ziehen, und ſie mit einem eben ſo großen Eifer zu nützlichen Wiſſenſchaften anzuhalten, als von den unnützen Spitzfündigkeiten abzuziehen, womit die athenienſiſchen Sophiſten ſich zu ſeinen Zeiten brüſteten,

ten, und worin die Antiquarii und Grammatici unserer Zeiten sich vertiefen. Wenn ja jemand dieses mein Urtheil für unbillig halten sollte, so darf man nur erwegen, in welchem Zustande die nützlichsten Wissenschaften, als die Moral, die Oeconomie, die Naturlehre, die Wissenschaften von dem Ackerbau, und andre nützliche Wissenschaften bey uns sich befinden, um überzeugt zu werden, daß ich nicht zu viel gesagt habe; denn wenn man dergleichen Gesellschaften hier, wie in Schweden, stiften wollte, so würde man bald merken, wie viele Mühe man haben würde, geschickte Mitglieder dazu anzuwerben. Eine solche Stiftung ist längst daß Ziel meiner Wünsche gewesen, aber der Grund dazu muß erstlich durch Fleiß und Unterricht gelegt werden. Ich bin ꝛc.

Der zwölfte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß sie meiner Meynung, welche ich letzthin in Absicht auf die Schauspiele geäussert, nicht beyflichten. Insonderheit gefällt es ihnen nicht, daß ich so wenig von dem Terenz halte, da doch so viele von den gelehrtesten alten Römern, die in diesem Stücke am besten zu urtheilen gewußt, ihn dem Plautus vor-

vorgezogen. Es ist ihnen aber bereits aus einer langen Erfahrung bekannt, daß ich meinem eigenen Urtheil, nicht aber dem Urtheil anderer Leute, folge, und wenn auch ein Aristarchus selbst ein Urtheil über eine Sache fället, so gebe ich mir doch die Mühe, zu untersuchen, worauf sich sein Urtheil gründet, weil die Erfahrung zeigt, daß bisweilen eine ganze Stadt durch das Ansehen eines einzigen Mannes hingerissen wird, und gleichsam auf seine eigenen Sinne Verzicht thut. Man kann überdem, was diese Materie betrifft, frey sagen, daß die gelehrtesten und scharfsinnigsten Männer nicht allemal geschickt sind, von Schauspielen zu urtheilen. Zwar scheint es verwegen zu seyn, das Urtheil des Horatz, als eines so großen Kenners, zu verwerfen. Dieser große Poet fället in seiner Dichtkunst nur ein schlechtes Urtheil von den Plautinischen Schauspielen. Seine Worte sind diese:

At nostri proavi plautinos et numeros et
Laudavere Sales: nimium patienter utrumque,
Ne dicam stulte, mirati.

Man kann aber mit eben demselben Rechte sagen, daß es eine Verwegenheit von dem Horatz gewesen, dasjenige zu verachten, woran die ältern Römer vor ihm einen Geschmack gefunden, insonderheit da man siehet, daß Cicero vor ihm, Macrobius, Gellius und mehrere nach ihm von ganz andern Ge-

danken gewesen. Plautus wird von mir noch eben so hoch geschätzt, nachdem ich das Urtheil des Horatz gelesen, als vorher; ja wenn Cicero selbst mit dem Horatz in diesem Stücke übereinstimmte, so hätte ich dennoch meine eigenen Sinne zu Richtern angenommen, insonderheit da mich dünkt, daß dieser große Römer mit allen seinen herrlichen Eigenschaften, die er besessen, doch nicht eben der stärkste Kenner von Schauspielen gewesen. Denn die beyden Schauspiele des Plautus, Pseudolus und Truculentus, welche nach dem Zeugniß des Cato ihm am meisten gefallen, können dennoch mit den übrigen nicht verglichen werden, welche den Namen Aulularia, Capteivei, Amphitruo, und Menechmi führen. Das Urtheil des Moliere ist in diesem Stücke bey mir von einem weit größern Gewichte. Denn von demselben heißt es: Artifici in sua arte credendum est. Niemand hat den Schauplatz besser gekannt, als dieser Mann, er hat aber den Plautus und nicht den Terenz zum Vorbild erwählet, und seine beyden Schauspiele Amphitrion und l'Avare, welche Plauti Amphitruo und Aulularia in französischer Tracht sind, werden annoch heutiges Tages für die prächtigsten Comödien von allen gehalten, die wir haben. Ich gestehe gerne, daß man in Absicht der lateinischen Sprache vielleicht den Terenz mit einigem Rechte vorziehen kann; ich gebe auch gerne zu, daß die theatralischen Regeln von dem letztern bes-

ser

ser beobachtet worden; wiewohl auch dabey noch verschiedenes erinnert werden könnte, indem es viele Mühe kosten würde, die Comödien des Terenz in eine rechte Ordnung zu bringen. Ich könnte dieses alles sehr leicht beweisen, wenn ich mir die Mühe geben wollte, ein jedes Stück insonderheit durchzugehen. Indessen gebe ich, wie ich schon erwehnt habe, dem Terenz in Absicht auf die Schreibart, und auf die Beobachtung der theatralischen Regeln den Vorzug. Daraus aber fließt nichts anders, als daß der eine die Sprache besser verstanden, der andre aber ein besserer Comödienschreiber gewesen: daß man bey dem einen einen grössern Fleiß, bey dem andern aber mehr Geist bemerket; daß der eine weniger Fehler hat, der andre aber mehrere Eigenschaften besitzet. Denn wie der eine ein Gedicht ohne grobe Fehler verfertigen kann, ohne deswegen ein Dichter zu seyn, so kann im Gegentheil der andre ein Gedicht voller Fehler machen, und doch den Lorbeerkranz verdienen. Ich vergleiche den Plautus mit dem Angesichte einer schönen Jungfer, welche aber verschiedene Flecken hat, Terenz aber mit einem glatten Gesichte, welches aber nichts besonders hat, und das man alle Tage siehet. Indessen bin ich weit davon entfernet, daß ich alle und jede Schauspiele des Plautus vertheidigen sollte. Ich halte vielmehr einige von seinen Schauspielen für so schlecht, daß ich mich nicht genung wun-

bern kann, wie solche mit den andern vortreflichen Stücken aus einer Feder fliessen können. So schlecht aber auch viele von seinen Comödien sind, so trifft man doch in denselben gewisse Ausdrücke an, woraus der Geist des Plautus hervor stralet, insonderheit ist der Reichthum von Wörtern anmerkungswürdig. Ich will zum Beweis bloß den Anfang der Rede des Alceſimarchus anführen:

Iactor, crucior, ſtimulor, verſor in amoris rota miſer,
Exanimor, feror, differor, diſtrahor, diripior, ita nubilam mentem
Animi habeo: ubi ſum, ibi non ſum: ubi non ſum, ibi eſt animus.
Ita me amor laſſum animi ludificat, fugat, agit, appetit,
Raptat, retinet, lactat, largitur: quod dat, non dat; deludit:
Modo quod ſvaſit, diſſvadet: quod diſſvaſit, id oſtentat.

Hier findet man in einem von den schlechtesten Stücken des Plautus Proben von dem Geiste desſelben, und von dem Reichthum der Wörter, den er in seiner Gewalt gehabt. Was seine guten Schauspiele betrifft, so sind solches Meisterstücke. Ich habe nur 4 angeführet, Amphitruo, Menechmi, Aulularia, und Captei vei, und diese sind alle so beschaffen, daß sie mit einer kleinen Veränderung noch heutiges Tages auf unsern Schauplätzen

mit

mit Beyfall können vorgestellet werden. Nach diesen halte ich diejenigen, welche den Namen Pseudolus und Mostellaria führen, für die besten. Des ersten Stücks habe ich mich in einem von meinen Schauspielen, Menschenschreck, genannt, bedienet, welches eines von meinen angenehmsten Stücken ist. Das letzte aber gedenke ich mir auch noch zu Nutze zu machen, und in eine neue Tracht einzukleiden. Von allen Schauspielen des Terenz habe ich kein einziges gebrauchen können. Eunuchus ist das einzige Stück, welches noch einige Wirkung auf dem Schauplatz hervorbringen kann, es müßte aber dennoch auch in eine andere Form gegossen werden. Paleprat hat dieses zwar zu bewerkstelligen gesucht, aber das Stück nur noch mehr verwirret, als verbessert. Ich trage daher kein Bedenken, wenn man eine Vergleichung zwischen dem Plautus und dem Terenz anstellet, dem Urtheil zweener geschickten Richter in alten und neuen Zeiten beyzutretten. Der eine Richter ist Julius Cäsar, welcher selbst Schauspiele geschrieben, und übrigens einer von den scharfsinnigsten Köpfen gewesen, welche die Natur hervor gebracht hat. Dieser urtheilet in einem Trauerspiele, Oedipus genannt, welches er selbst geschrieben, folgendergestalt von dem Terenz:

Tu quoque, tu in Summis, o, dimidiate Menander,

Poneris, et merito puri sermonis amator.
Lenibus atque utinam Scriptis adjuncta foret vis
Comica, vt aequato virtus polleret honore
Cum Graecis, neque in hac despectus parte jaceres!
Vnum hoc maceror, et doleo tibi deesse Terenti!

Man siehet hieraus, daß Cäsar den Terenz allein wegen der Reinigkeit der Schreibart hochschätzet. Das andere Zeugniß, welches die Frau Dacier fället, ist gleichfalls von grosser Wichtigkeit, indem wenige Skribenten zu unsern Zeiten so geschickt gewesen, von einem Schauspiele zu urtheilen, als dieses gelehrte und mit einer großen Einsicht begabte Frauenzimmer. Sie urtheilet folgendergestalt davon: „Terenz hat mehr Kunst, Plautus aber mehr „Geist bewiesen. Terenz läßt seine Acteurs „mehr reden, als agiren. Plautus aber „läßt sie mehr agiren als reden. Das letztere ist ein Kennzeichen eines recht guten „Schauspiels, welches mehr in der Action „als im Reden bestehet. Bey dem Plauto „trifft man jederzeit etwas an, welches den „Schauplatz lebendig macht. Da man im „Gegentheil bey dem Terenz den Schauplatz „immer todt und gleichsam ohne Leben antrifft. Ich bin ꝛc.

Der

Der dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, wie ich am abgewichenen Donnerstage bey dem großen Gastmahl bewirthet worden, dem ich wider meine Gewohnheit beygewohnet. Weil aber eine große Menge von Schüßeln vorhanden war, mein Gedächtniß aber überaus schwach ist, so bin ich nicht im Stande, ihnen eine einzige davon herzurechnen. So viel weiß ich, daß ich so gut, als wenn ich gefastet hätte, vom Tisch aufgestanden. Sie werden ohne Zweifel sagen, daß ich mir dieses selbst zu danken hätte. Ich bin aber doch diesesmal nicht schuld daran gewesen; ich kann solches vielmehr der bey uns eingeführten Gewohnheit zuschreiben, daß man die Gerichte vor den Gästen verhelet. Sie wissen, daß ich mich gerne an einem oder zweyen Gerichten sättige, und die andern unangerührt vorbey gehen lasse; weil also die ersten Speisen nicht nach meinem Geschmack waren, so ließ ich ein Gericht nach dem andern vorbey gehen, in der Meynung, auf ein Stück gekochtes oder gebratenes Fleisch zu warten, welches ich ganz gewiß vermuthete. Es schlug mir dieses auch nicht fehl; weil aber der Braten in jungen Gänsen und Spanferkeln be-

stand, die ich meiner Gesundheit nicht zuträglich hielte, und kurz nachher die Mahlzeit aufgehoben wurde, so ging ich mit einem leeren Magen von Tische. Ich hatte also ein gleiches Schicksal mit jenen Gästen bey dem alten griechischen Gastmahl, dessen **Plutarchus** erwehnet, da der macedonische König Philippus seine Gäste bat, auf das letzte und beste Gericht zu warten, welches aber niemals zum Vorschein kam. Ich bin durch diese Begebenheit auf die Gedanken gerathen, einen Vorschlag in Absicht auf unsre Gastmahle zu thun, und einige dabey vorkommende Umstände zu verändern. Man sollte, meinem Bedünken nach, die Gewohnheit einführen, die an einigen andern Orten gebräuchlich ist, daß man den Gästen den Küchenzettel vorlegte, so würde man einen solchen widrigen Zufall, als ich eben von mir erzählet habe, nicht unterworfen seyn. **Athenäus** bezeuget, daß es in alten Zeiten gebräuchlich gewesen, daß man die Namen aller Gerichte auf eine Tafel geschrieben, damit die Gäste wissen möchten, was von dem Koche zubereitet worden: Εθος ην εν τοις δειπνοις τω εσιαζορ καλαχλινθενλι προδι δοσθαι γραμμαλιδιον τι περιεχον αναγραφην των παρασκευασμενων εφω σιδεναι ο τι μελλοι οψον φερειν ο μαγειρος. Mir sind noch ausserdem verschiedene andere Dinge eingefallen, die bey unsern heutigen Gastmahlen überaus lächerlich sind. Bey einem jeden Gerichte, welches man aufträgt, ent-

entschuldiget sich insgemein der Wirth, daß es nicht so zubereitet worden, als es billig hätte seyn sollen, und daß die Gäste zu Hause besser hätten speisen können, und nichts desto weniger nöthiget er doch seine Gäste zum Essen, welches eben so viel ist, als wenn man jemanden eine Sache abräth, und solche doch auch zu gleicher Zeit bestens empfiehlet. Mir gefällt eine Gewohnheit in England viel besser, wo die Wirthin ihr eigen Essen rühmet, und bey einem jeden Gericht saget: dieses Essen ist so gut als eines in England (As any in England,) denn dadurch werden die Gäste zum Speisen aufgemuntert. Einige Gäste haben die Gewohnheit an sich, daß sie heftig gegen die Menge der Gerichte predigen, ungeachtet niemand mehr isset, als eben dieselben. Ueber solche Leute hält sich Plautus in seinem Milite glorioso folgendergestalt auf:

Nam hi solent, quando accubuere, ubi coena apposita est, dicere:
Quid opus fuit hoc sumtu tanto nostri gratia?
Insanavistis hercle! Nam idem hoc hominibus sat erit decem.
Quod eorum causa obsonatum est, culpant, et comedunt tamen.

Eben dieses trug sich auch bey dem letztern Gastmahl zu, dessen ich erwehnet. Der Herr Magister Theodor, der an meiner Seite saß, bedaurte mit vieler Wehmuth die Menge der

Schüs-

Schüsseln überhaupt, und wiederholte dieses bey einem jedem Gerichte insonderheit, ungeachtet ich merkte, daß er keiner einzigen Schüssel Quartier gab, sondern mit einer solchen Begierde aß, daß es schien, als ob er nur allein essen, und keine Mitinteressenten haben wollte. Diese kleine Anmerkungen sind mir bey diesem Gastmahl eingefallen, und daher rathe ich weder ihnen noch andern, einen solchen Criticum, als ich bin, zu Gaste zu bitten. Die Anmerkungen, die ich sonst über die Gastmahle überhaupt mache, bestehen vornehmlich darinn; ich erkühne mich nicht, die Gastmahle überhaupt zu verwerfen, weil diese Gewohnheit so alt, als die Welt, ist, ich wollte nur wünschen, daß solches nicht gar zu oft geschehen möchte, da solche Einladungen so wohl dem Wirthe als den Gästen beschwerlich sind. Ich will der Kosten nicht einmal erwehnen, die darauf müssen angewandt werden; das Haus des Wirths wird dadurch auf einige Tage in Verwirrung gesetzt, und die Gäste krümmen sich auch oft, wenn sie eingeladen werden, indem dieses Compliment eigentlich also heißt: „Der Herr und die Frau lassen ihren Respect „vermelden, und bitten, daß sie morgen alle ih„re Verrichtungen an die Seite setzen, sich eine „Stunde putzen, und einen Wagen miethen mö„gen, um mit ihnen zu speisen, in der gewissen „Hoffnung, daß sie mit eben derselben Unbe„quemlichkeit an beyden Theilen, unser Haus „in der künftigen Woche wieder einladen wer„den. Ich bin ꝛc.

Der

Der vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich bemerke aus ihrem letzten Schreiben, daß sie annoch beständig mit ihrer Ungedult und mit ihrem Mißvergnügen kämpfen, welche sie doch schon so ofte, wie ich weiß, zu bestreiten gesucht haben. Sie beklagen ihr Schicksal, sie ärgern sich über den Wohlstand ihrer Mitbürger, und können nicht ohne Verdruß ansehen, daß andern gewisse Vorzüge und Glückseligkeiten zugefallen, und daß sich dieselben darüber freuen. Ich habe ihnen oft gesagt, daß die meisten Herrlichkeiten dieser Welt bloß in der Einbildung bestehen. Wer ein vergnügtes Herz hat, der besitzt alle diejenigen Vorzüge, die ihm zu fehlen scheinen. Wer aber von Natur zum Mißvergnügen geneigt ist, dem fehlet so gar auch dasjenige, was er doch wirklich besitzet. Glauben sie nur erstlich, daß sie glücklich sind, so sind sie es wirklich. Bilden sie sich ein, daß sie in der ersten und andern Classe der Rangordnung mit begriffen sind, so werden sie eben so vergnügt seyn, als diejenigen, welche wirklich eine Stelle in derselben einnehmen, ja sie werden diese letztern annoch übertreffen. Denn die meisten haben kaum so bald eine Ehrenstuffe betreten, als sie schon mit Angst und Begierde nach einer höhern streben. Bilden sie sich ein,

daß

daß alle diejenigen, welche ihren Huth auf der Gasse abnehmen, solches bloß aus der Ursache thun, um ihnen ihre Hochachtung zu bezeugen, so geniessen sie gewissermaßen mit dem Großkanzler einerley Ehre. Bilden sie sich ein, daß ihre Frau keiner andern an Schönheit etwas nachgiebt, so sind sie eben so glücklich als ihr Nachbar, der endlich das Angesicht erlangt, nach welchem er so lange getrachtet, und welches ihm nun gar nicht mehr schön zu seyn dünket. Denn die Erfahrung zeigt, daß, wenn die Hitze im Ehestande vorbey ist, sodann ein schönes Angesicht in des Mannes Augen weiter keine anziehende Strahlen von sich wirft. Bilden sie sich ein, daß die öffentlichen Spatziergänge und Gärten der Stadt, die ihnen allezeit offen stehen, bloß zu ihrem Vergnügen angelegt worden, so ist es eben so gut, als wenn sie ihnen selbst zugehörten. Bilden sie sich endlich ein, wenn sie Fliegen todtschlagen, als ob sie auf der Parforcejagd wären. Ich habe beyde Arten von Uebungen versucht, und finde, daß, wenn man die Einbildungskraft einigermaßen zu Hülfe nimmt, es einerley ist, insonderheit, wenn die Jagd nach dem Plan eingerichtet wird, den ich zu dem Ende entworfen habe, und welchen ich ihnen zu einer andern Zeit mittheilen will. Sie werden dieses alles ohne Zweifel für übertrieben halten, und meinen ganzen Unterricht für einen Scherz annehmen. Ich gebe dasjenige, was ich geschrieben, auch nicht für Ernst aus, indessen können meine Gedanken doch zu einigem

phi-

philosophischen Nachdenken Anlaß geben. Ich bin ꝛc.

Der funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen verbunden, daß sie mir die letzten Theile von der weitläuftigen Historie verschaffen wollen, welche in England heraus kommt. Ich will aber solche gerne wieder an andre mit einigem Verluste überlassen. Ich habe zwar an dem Buche selbst nichts auszusetzen. Ich frage aber nicht darnach, die weitläuftige Historie Alexanders des Großen so oft zu lesen, und ein Dutzend Reichsthaler auszugeben, um die griechische und römische Historie von neuem zu wiederholen, welche schon in unzähligen Büchern vorgetragen worden. Es ist dieses in der That nichts anders, als daß man sich des Rollins Histoire ancienne in einem andern Format von neuem anschafft. Der Unterscheid besteht allein darin, daß das englische Werk den Titel einer allgemeinen Historie führet, Rollins Arbeit aber Histoire ancienne genannt wird, und daß in dem ersten Werke einige Landkarten anzutreffen sind, wodurch die Schrift das Ansehen einer neuen Schrift erhält. Man sieht hieraus, daß die große Menge Bücher, worinn nichts als aufgekochte Materien enthalten sind, zu nichts

anders dienet, als bloß die Buchhändler zu bereichern, welche die Handlung besser verstehen, als der schlaueste Chinesische Kaufmann. Ich rühme sie billig deswegen, nur muß ich doch dabey erinnern, daß es für keine sonderliche Kunst zu halten, dergleichen Leute zu betrügen, welche so willig sind, sich betrügen zu lassen. Ich würde mich nicht so sehr darüber wundern, wenn man einige Jahre vorbey gehen ließe, ehe man mit einer aufgewärmten Materie wieder aufgezogen käme. Kaum aber hat ein Buchhändler eine Schrift aus der Presse heben lassen, da schon ein anderer eben dieselbe Schrift unter einem veränderten Titel und in einem andern Futteral wieder von neuem drucken läßt. Rollins römische Historie ging reissend weg, ungeachtet nicht lange vorher eine sehr wohl geschriebene römische Historie gleichfalls in französischer Sprache ans Licht getreten war. Weil aber die letzte den Vorzug hatte, daß sie neu war, so ward die vorige nicht mehr geachtet, und von keinem Menschen weiter gelesen. Vielleicht sagen sie, um die Käuffer zu entschuldigen, daß die Materie bisweilen nicht einerley ist, indem solche öfters von dem einen besser als von dem andern ausgeführt worden. Dieses kann sehr wohl seyn, indessen findet man auch, daß das neueste nicht allemal das beste ist, und doch am besten verkauft wird. Ich meines theils lese die römische Historie weit lieber bey dem Rollin, als in der großen englischen Universalhistorie, und Rollin verliert nichts von seinem Werthe, ungeachtet das englische

lische Werk neuer ist. Es ist mit den Büchern nicht wie mit dem Brodte beschaffen, wovon dasjenige das beste ist, welches zuletzt aus dem Ofen gezogen worden. Was des Rollins Histoire ancienne betrifft, welche älter als seine römische Historie ist, und nun in andern Ländern für ein Hauptbuch, insonderheit von dem Frauenzimmer und solchen Leuten gehalten wird, die den Wissenschaften nicht obgelegen, so muß man gestehen, daß dieselbe so zierlich als gründlich geschrieben worden. Man kann solche auch Leuten, die den Studien obliegen, mit gutem Grunde anpreisen, ungeachtet dieses Buch nicht bey allen und jeden gleichen Beyfall gefunden; insonderheit haben diejenigen, welche die Historie mit einem critischen Auge betrachten, davon geurtheilet, daß verschiedenes mehr deswegen angeführet worden, um den Vortrag angenehm und blühend zu machen, als der alten Historie ein Licht zu geben. Es ist bekannt, mit welcher Dunkelheit die alte Assyrische, Persische und Medische Historie angefüllet ist, und wie viele streitige Meynungen man wegen der alten Regenten dieser Völker findet. Herr Rollin aber trifft nirgends, wie es scheint, Schwierigkeiten an, sondern geht immer auf einem gebahnten Wege fort. Bey ihm heißt derjenige ohne alles Bedenken Astyages, der in der heiligen Schrift Ahasverus genannt wird, und Cyaxares ist eben derselbe, den die Bibel Darius Medus nennet, u. s. w. Er scheint es auf das genaueste zu wissen, zu welcher Zeit Tobias, Ju-

dith, Holophernes und andre Personen gelebet, ungeachtet die Gelehrten noch itzo deswegen nicht einig sind. Wenn er von den Begebenheiten redet, die im zwölften Jahre der Regierung des Nebucadnezars geschehen sind, so behauptet er mit seiner gewöhnlichen Zuversicht, daß nicht lange nachher Bethulia belagert worden. Wenn er des Krieges Erwehnung thut, den die Assyrer mit dem medischen Könige geführet, so sagt er, daß sie ihm mit dem Ueberrest der großen Kriegsmacht entgegen gegangen, die unter der Anführung des Holophernes so weit geschmolzen war. Es ist in Wahrheit ein Vergnügen, die Geschichte zu lesen und durchzugehen, wenn man darin alles ohne die geringste Schwierigkeit vorgetragen antrifft. Wer wird nicht gereizt ein historisches Buch zu lesen, welches in einer angenehmen Schreibart abgefaßt worden, worin fast gar keine Schwierigkeiten vorkommen, und welches den Lesern durch die vielfachen und jederzeit recht ausgesuchten Betrachtungen so wohl über fabelhafte als wahre Geschichte in einer beständigen Aufmerksamkeit unterhält. Tiefsehende Leser stoßen sich allein daran, daß der Verfasser mit einer solchen Gewißheit verschiedene Dinge anführet, worüber man annoch streitet, und daß er über Begebenheiten seine Gedanken eröffnet, von denen es noch nicht ausgemacht ist, ob sie wirklich geschehen sind. Aber die Anzahl solcher Leser ist nur geringe gegen diejenigen, welche die Historie in einer ganz andern Absicht lesen. Ich führe dieses

ſes alles nicht zu dem Ende an, um den Schriften dieſes großen Mannes den ihnen billig zukommenden Ruhm zu entziehen, ſondern bloß in der Abſicht, um zu zeigen, daß diejenigen, welche dieſe Schrift für ein Meiſterſtück halten, gar zu prächtig davon urtheilen. Ich ziele auch hiedurch allein auf gewiſſe Materien in ſeiner Hiſtoire ancienne. Denn was ſeine römiſche Hiſtorie anbelangt, ſo finde ich, daß der Verfaſſer darinn nicht ſo leichtgläubig geweſen, ſondern hin und wieder über die vorkomenden Begebenheiten geurtheilet, und in dieſer letzten Schrift iſt er demnach nicht nur ein gründlicher, ſondern auch ein angenehmer Geſchichtſchreiber. Ich bin ꝛc.

Der ſechszehnte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichnen Woche war ich in einer Geſellſchaft, wo ſich eine ſeltſame Begebenheit zutrug. Ein junger Menſch ſchlich ſich heimlich zu einer Jungfer hin, und gab derſelben ganz unvermuthet einen Kuß. Die veſtaliſche Jungfer aber nahm dieſes ſo übel auf, daß ſie demjenigen, von welchem ſie den Kuß empfangen hatte, eine derbe Maulſchelle gab. Dieſer ward darüber nicht wenig beſtürzt, und die ganze Geſellſchaft glaubte, daß er Repreſſalien

gebrauchen würde. Der junge Mensch aber, ungeachtet ihm unrecht geschehen war, begriff sich im Augenblick, und damit er seine Ehrfurcht gegen das andere Geschlecht an den Tag legen möchte, so machte er der Jungfer ein tiefes Compliment, und küßte diejenige Hand, welche ihn geschlagen hatte. Diese Entschliessung ward von der ganzen Gesellschaft ungemein wohl aufgenommen. Ich aber urtheilte ganz anders davon, und sagte frey heraus, wenn mir dergleichen begegnet wäre, so würde ich die Jungfer auf eben dieselbe Art wieder begrüsset haben, und zwar nicht aus Eifer oder Rachbegierde, sondern um die Ehrfurcht an den Tag zu legen, die man gegen das weibliche Geschlecht haben muß. Denn, wenn man die Hand einer Jungfrau küsset, von welcher man eine Maulschelle bekommen, so ist es eben so viel, als wenn man sagt: „Weil „sie eine schwache Creatur sind, die mich nicht „schimpfen kann, so verdient ihre That vielmehr „Mitleiden, als Zorn und Rache.“ Einem vernünftigen Frauenzimmer kann ein solches Compliment unmöglich gefallen, indem nichts schimpflicher ist, als auf eine solche Art begegnet zu werden. Und daher kann ich um so viel sicherer vermuthen, daß keine Dame oder Jungfrau sich über dieses mein Bedenken ärgern, sondern solches vielmehr als eine Probe der Gerechtigkeit ansehen wird, die ich dem Frauenzimmer jederzeit wiederfahren lassen, da ich dasselbe allemal für voll angesehen. Ein Kuß ist übrigens nichts anders als ein Gruß, und kann auch nicht anders

ders angesehen werden. Wir leben nun nicht mehr zu denen Zeiten, da eine Jungfrau in Ohnmacht fallen mußte, so bald sie nur das Wort Kuß nennen hörte. Dieses kommt allein auf die Sitten der Zeiten und Länder an. Ein jedes Land, ein jedes Alter hat seine Gebräuche und Gewohnheiten, wodurch eine Sache anständig oder unanständig wird. In England hält man es für eine Grobheit, wenn man bey dem Eintritt in ein Haus die Wirthin nicht mit einem Kuß bewillkommet. In Spanien aber ist es desto gefährlicher. Die Anabaptisten nehmen es in diesem Stücke gar zu genau, wovon folgende Historie zeuget. Ein junger Mensch berührte einmal die Brust eines Frauenzimmers, welches er zu heyrathen willens war. Wie solches der Gemeine hinterbracht ward, so beschloß man, ihn zu excommuniciren. Dieses aber schien einigen zu hart zu seyn, und daher entstunden zwo Secten, wovon diejenigen, welche ein gelindes Urtheil gefället hatten, Mammillarii, von Mamma, die Brust genannt wurden. In alten Zeiten nahm man eine dreyfache Art von Küssen an. In die erste Classe gehörten diejenigen Küsse, welche die Freunde und Verwandten einander gaben, und insgemein mit dem Namen Basia belegt wurden. Die zwote Classe machten diejenigen Küsse aus, welche die Christen und andere andächtige Leute einander zur Versicherung ihrer brüderlichen Liebe und Vereinigung gaben. Diese nannte man heilige Küsse Φιλεμαζα αγια. Die Küsse der dritten Ordnung nannte man Suavia, und

dieſe wurden als Unzuchts-Küſſe verworfen. Meinem Bedünken nach aber wäre es am beſten geweſen, die Küſſe in gar keine Claſſen einzutheilen, inſonderheit da man nicht wiſſen kann, in welcher Abſicht die andächtigen und ſo genannten chriſtlichen Küſſe gegeben worden. Der heilige Auguſtinus meldet, daß man es in vorigen Zeiten für ſtrafbar gehalten, (verbere dignum) ein fremdes Frauenzimmer zu küſſen; und ein neuer Schriftſteller bezeugt, daß man zu Neapolis einen jungen Menſchen, der ein Frauenzimmer auf der Gaſſe wider ihren Willen geküſſet, nicht nur aus der Stadt verbannet, ſondern auch verurtheilet, daß er ſich dreyßig Meilen von dem Orte, wo die That von ihm begangen worden, entfernet halten müſſen. Küſſe, die Männer einander geben, ſind jederzeit gebräuchlich geweſen, obgleich die Art, wie man einander geküſſet, nicht allemal einerley geweſen. Denn auch hierin verändert ſich die Mode, wie in allen andern Dingen. Gegenwärtig beſteht die neueſte Mode, wie ich bemerkt habe, darinn, daß man ſich einander dreymal küſſet. In meiner Vaterſtadt herrſchte ehedem die Gewohnheit, wenn ein alter Bürger einem andern begegnete, ſo gab er demſelben zum Zeichen der Freundſchaft eine Maulſchelle. Dieſes ward insgemein wohl aufgenommen. Bisweilen aber gab dieſes Freundſchaftszeichen auch, wenn es gar zu treuherzig ausgetheilet ward, zu allerhand Streit und Verdruß Gelegenheit. Ich bin ꝛc.

Der siebzehnte Brief.

Mein Herr,

Einige haben es als etwas seltsames angesehen, daß ich in meiner unterirrdischen Rangordnung, die auf die natürliche Billigkeit, wie ich behauptet, gegründet ist, die Bauern in die erste Classe gesetzet, insonderheit, da das Wort Bauer heutiges Tages so verächtlich ist, und allein einem Leibeigenen beygelegt zu werden pfleget. Ein Bauer aber ist nach der eigentlichen Bedeutung des Worts ein Eigenthümer, oder ein solcher, der selbst Land und Sand im Besitz hat. Solche Bauern sind in alten Zeiten allemal für die vornehmsten Glieder einer bürgerlichen Gesellschaft gehalten worden, und zwar nicht ohne Ursache, weil durch das Land, was sie besitzen, ein Staat vornemlich unterhalten wird. In welchem Ansehen solche Bauern bey den alten Römern gestanden, das kann man aus der römischen Historie sehen. Die Tribus rustica war bey ihnen weit ansehnlicher als die Tribus urbana. Eben so war es hier in Norden beschaffen. Denn die alte nordische Historie zeigt, daß die Bauern die angesehensten Männer im Lande gewesen, und daß nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Einwilligung vorgenommen worden. Dieses hat auch die Billigkeit zum Grunde, denn die Stärke des Landes gründet sich auf

ihre Wohlfahrt, so wie ihr Glück wieder auf der Wohlfahrt des Landes ruhet. Aber dieses ist es auch alles, was man hievon sagen, und was man diesem Stande mit Recht zustehen kann. Denn die sogenannten Proprietarien haben in einigen Ländern ihre Macht gar zu weit ausgedehnet, und sich gewisse Vorrechte angemaßet, die einzig und allein der höchsten Obrigkeit zukommen. Ich habe davon verschiedene Exempel in meiner Historie angeführet, und aus den Kroniken andrer Länder können noch größere und wichtigere Beyspiele angeführet werden. An einigen Orten haben sich die Proprietarien das Recht angemaßet, die erste Nacht nach der Hochzeit bey den Bauerweibern in ihren Dörfer zu schlafen. Polidorus Virgilius bezeugt, daß dieser Gebrauch, auch noch nach der Einführung des Christenthums, in Schottland gebräuchlich gewesen, und bis in das elfte Jahrhundert gedauert, da Macolmus der zweyte endlich diese Gewohnheit, wiewohl nicht ohne Mühe, abgeschafft; indem er sich genöthiget sahe, den Proprietarien wieder eine gewisse Vergütung zuzustehen, daß alle unverheyrathete Bauerweiber eine gewisse Summe Geldes an den Herrn des Guthes bezahlen mußten. Camillus Borellus, ein Rechtsgelehrter des vierzehnten Jahrhunderts, bezeuget, daß in Savoyen und Burgund nicht allein die Edelleute, sondern auch die Canonici bey der Domkirche in Lyon eine lange Zeit eben dieses Recht ausgeübet. Allem Vermuthen

nach

nach sind die Landgüther an diesen Orten in einem hohen Preise gewesen, wo man solche Einkünfte genossen, und man hat es ohne Zweifel als eine wichtige Beförderung angesehen, wenn man Domherr bey der Hauptkirche zu Lyon geworden; ja ich bin versichert, daß viele junge und starke Domherrn ihre Stelle nicht mit der päbstlichen Würde vertauschet. Solche und andre dergleichen seltsame Gebräuche findet man in der Geschichte des mittlern Alters. Indessen ist es glaublich, daß sich nur wenige dieses Vorzugs werden bedient haben. Ich bin ꝛc.

Der achtzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie tadeln es an mir, dab ich so oft von der gemeinen Bahn abweiche, und an gewissen Schriftstellern vieles auszusetzen finde, welche doch von andern bis in den Himmel erhoben worden. Sie sind mit dem Urtheil nicht zufrieden, welches ich über den Terenz, den Horatz, den Homer und andre alte Schriftsteller gefället, und eben so wenig stimmen sie mit mir in den Puncten überein, welche ich an dem Verfasser des Telemachs, dem Rollin und andern neuen Skribenten getadelt. Am meisten aber scheint ihnen dieses zu mißfallen, daß ich mich erkühnet, den **Ovidius dem Virgil** vorzuziehen. Ich kann darauf keine andre Antwort ertheilen, als die ich bereits so oft gegeben

habe, daß ich meinen Geschmack nicht nach dem Geschmack der meisten einrichte, weil die Erfahrung lehret, daß man dadurch gar zu oft betrogen wird. Ich sage bloß, wie ich eine Sache ansehe, ohne desfalls andern meine Meynung aufzudringen. Was übrigens das Urtheil betrifft, welches ich über die beyden ietztgenannten Dichter gefället, so ziehlt solches nicht dahin ab, um dem Virgil seinen Ruhm zu rauben, welcher meinethalben gerne der größte Poet bleiben mag; sondern um dem Ovidius die Ehre zu geben, die ihm mit Recht zukommt, und welche ihm andre zu rauben suchen. Ich gebe keinen Richter ab, sondern eröffne bloß meine Meynung, die ich auf solche Gründe baue, über deren Gültigkeit ich andre urtheilen lasse. Wenn ich diese beyden Dichter mit einander vergleiche, so urtheile ich nach meinem geringen Begriff folgendergestalt von ihnen. Ich finde, daß Ovidius in seinen meisten Gedichten keinen Vorgänger gehabt hat. Denn wer kann sagen, daß er die prächtigste Schrift, die Verwandlungen, von jemanden geborget, oder die Erfindungen eines andern sich zu nutze gemacht, und solche weiter ausgearbeitet. Dieses aber kann man nicht von dem Virgil sagen. Denn in seinen Hirtenliedern hat er den Theocrit, in seinen Büchern vom Ackerbau den Hesiodus, und in seiner Aeneis den Homer zu Vorgängern gehabt. Ja in dem letzten Gedichte folgt er dem griechischen Dichter so genau, daß man es an einigen Stellen mehr für eine Uebersetzung, als

als für eine Nachahmung halten ſollte. Man darf nur die letzten Bücher der Aeneis mit der Ilias des Homers zuſammen halten, um hiervon überzeigt zu werden. Um aber ein gründliches Urtheil über dieſe beyden römiſchen Dichter zu fällen, ſo muß man zuerſt die Materie, nachher aber auch die Schreibart in Erwegung ziehen. Was die Materie betrifft, ſo kann die Aeneis des Virgils, welche die erdichteten Begebenheiten eines einzigen Mannes in ſich hält, nicht mit den Verwandlungen des Ovidius verglichen werden, welche die ganze Mythologie in ſich faßt. Scaliger ſagt zwar: Nullis Philoſophorum praeceptis aut civilior aut melior evadere potes quam e Virgilii lectione; wenn er aber dadurch dieſes große Gedichte verſtehet, ſo irret er ſich. Denn man kann keinem Helden anrathen, den Fußſtapfen des Aeneas zu folgen, der eine tugendhafte Fürſtin unter Verſprechung der Ehe um ihre Ehre brachte, nachher aber verließ, und dadurch nicht nur einem andern ſeine Braut raubte, ſondern auch ſeinen Nebenbuhler mit eigner Hand ermordete. Ich will es frey darauf ankommen laſſen, ob Scaliger oder ein andrer vermögend ſeyn wird, in dieſem ganzen Gedichte ſo viel Moral zu finden, als bloß in dem letzten Buche der Verwandlungen befindlich iſt, woſelbſt Ovidius die Lehre des Pythagoras erkläret, und die Veränderungen zeigt, denen alles in der Welt unterworfen iſt. Wenn jemand dieſes zu bewerkſtelligen vermögend iſt, ſo will ich meine Meynung unverzüglich

lich ändern. Wenn Scaliger aber die Bücher vom Ackerbau verstehet, welche Virgil geschrieben, so können solche, was den Nutzen betrifft, die libros Fastorum nicht überwiegen; insonderheit da man bey dem Virgil nicht antrifft, was man doch dem Titel nach darin suchen sollte. Denn die Regeln, welche er von dem Ackerbau giebt, sind entweder gemein, oder falsch, oder abergläubisch. Es ist mir daher unmöglich zu begreifen, wie der Französische Schriftsteller, **Martin**, der kürzlich die Georgica von neuem herausgegeben, sagen können, daß diese Schrift wie eine Sonne nicht nur unter den Schriften deß Virgils, sondern auch unter allen andern Schriften hervorstrahle. Die Enge des Raums erlaubet mir nicht, alles genauer zu untersuchen. Ich will bloß die Fabel in Betrachtung ziehen, welche zum Beschluß von den Bienen und dem Aristäus angeführt, und von bemeldetem Martin bis in den Himmel erhoben, und für das gröste Meisterstück des Virgils gehalten wird. Die Fabel ist folgenden Inhalts. Virgil erzählt in dem vierten Buche, daß, da alle Bienen einmal gestorben waren, ein Hirte, Namens Aristäus, dieselben von neuem fortgepflanzet. Man erwartet mit Recht eine ganz besondere und seltene Erfindung, denn der Dichter hebt seine Erzählung folgendergestalt an:

Quis DEus hanc, Musæ, quis nobis extudit artem,
Vnde nova ingressus hominum experientia cepit?

Es

Es fällt aber endlich dahinaus, daß die Göttin Cyrene, die Mutter des Aristäus, diesem ihrem Sohne den Rath giebt, den Proteus zu überrumpeln, und zu binden, wenn er denselben schlafend antreffen würde. Sie sagt ihm zugleich, das Proteus verschiedene Gestalten annehmen, und sich bald in ein wildes Thier, bald in Feuer und bald in Wasser verwandeln würde. Dieses alles aber sollte er nicht achten, sondern ihn so lange gebunden halten, bis Proteus seine vorige Gestalt wieder annehmen würde, worin er zuerst ergriffen worden. Aristäus folgte diesem Rathe, und hielte den Proteus so lange gebunden (ungeachtet nichts seltsamers erdacht werden kann, als das Feuer und Wasser zu binden) bis derselbe ihm die Ursache, wesfalls alle Bienen gestorben, entdeckte. Er erfuhr demnach von ihm, daß die Nymphen dieses allgemeine Sterben unter den Bienen verursachet, weil die Frau des Orpheus so jämmerlich um ihr Leben gekommen. Nachdem Aristäus auf solche Art die Ursache erfahren, so ward ihm der Rath gegeben, vier Stiere zu schlachten, aus deren verfaulten Eingeweide ein neuer Bienenschwarm hervorbrach. Kein Mensch, der am hitzigen Fieber darnieder liegt, kann, wenn die Raserey am stärksten, und das Gehirn am meisten verwirret ist, ein seltsameres und weniger zusammenhängendes Gewäsche zu Markte bringen. Nichts destoweniger ist es ein Meisterstück, weil es Virgilius in zierliche Verse gebracht hat. Wie würde man den ehrlichen

Ovi-

Ovidius durch die Hechel gezogen haben, wenn er seine Gedichte mit einem solchen Meisterstücke gezieret hätte. Virgilius aber war ein Liebling des Kayſers und des Mäcenas, und daher konnte man nicht den geringsten Fehler in seinen Gedichten wahrnehmen. Den Ovidius aber zu verfolgen, der landflüchtig war, das ward für ein Verdienst, und für recht gehalten. Man hat dieses an mehrern Schriftstellern bemerket, welche viel oder wenig geachtet worden, nachdem sie viel oder wenig Glück gehabt, und der Gunst der Großen sich in einem höhern oder geringern Grad rühmen können. Was die Prosodie anlangt, so stößt Virgilius oft dagegen an, und ist nichts ungewöhnliches bey ihm, wenn er sagt:

Et spumas miscent argenti, vivaque sulphura.

Dergleichen trifft man oft bey ihm, niemals aber bey dem Ovidius an. Denn ungeachtet der letztere alles auf der Flucht scheint geschrieben zu haben, so bemerkt man doch allenthalben wundernswürdige Ordnung in der Prosodie. In seinen Elegien endigen sich alle seine Pentameter mit Bisyllabis. Dieses muß man nothwendig bey einem Dichter bewundern, der alles in der Eile schreibt, insonderheit da man wahrnimmt, daß andre, welche fast mit blutigem Schweiß ihm hierin nachzuahmen gesuchet, es nicht zu bewerkstelligen im Stande gewesen. Was die Schreibart betrifft, so ist solche bey beyden Dichtern vortreflich. Es scheint aber doch am sichersten zu seyn, wenn man dem Ovidius folget. Virgil bedient sich verschiedener Redensarten, welche

den

den Leſer aufmerkſam machen, ob ſie auch recht gebraucht worden, als immiſſa barba, für promiſſa, affectare dextram, für jungere, corpore exit tela, für eludit ictus corpore u. ſ. f. Man kann dieſe Redensarten zwar nicht verwerfen, weil man ſie bey einem ſo großen Dichter findet. Man trägt aber doch Bedenken, ſich derſelben auch zu bedienen. In Abſicht auf die Deutlichkeit der Schreibart übertrifft Ovidius nicht allein den Virgil, ſondern auch alle andre Dichter, ja alle lateiniſche Schriftſteller. Denn es mag die Materie, wovon er handelt, erhaben oder niedrig ſeyn, ſo herrſcht allenthalben eine gleiche Deutlichkeit. Hiedurch unterſcheiden ſich die Gedichte des Ovidius von allen andern. Es hat mich dieſes oft in Verwunderung geſetzt, und auf die Gedanken gebracht, daß er vor allen andern Menſchen von der Natur recht zum Poeten gemacht worden. Virgil iſt auch bey den leichteſten Materien dunkler und ſchwerer zu verſtehen als Ovidius, wenn derſelbe von den dunkelſten und wichtigſten Materien redet. In einigen von ſeinen Büchern iſt eine jede Strophe einem ſinnreichen und mit vielem Fleiß ausgearbeiteten Sinngedicht ähnlich, dabey aber doch auch zu gleicher Zeit ſo deutlich, daß ein Schulknabe, ohne daß man es ihm zu erklären nöthig hat, alles verſtehen kann. Alle Wörter ſtehen in ihrer natürlichen Ordnung, und man kann ſeine gebundene Schreibart von der ungebundenen nicht anders, als allein durch die erhabenen u. zierlichen Gedanken, und durch die ungezwunge-

ne, aber doch auch zu gleicher Zeit ordentlich eingerichtete Prosodie unterscheiden. Aber eben dieser Umstand, welcher ihm billig die größte Bewunderung hätte zuwege bringen sollen, hat ihm, wie es scheint, vielmehr allerhand widrige Urtheile zugezogen. Denn die meisten Menschen finden, dem Ansehen nach, nur an solchen Sachen einen Geschmack, die sie nicht verstehen; und dunkle Ausdrücke, welche doch vielmehr die Ungeschicklichkeit eines Schriftstellers an den Tag legen, erhalten bey ihnen den Namen einer majestätischen und erhabenen Schreibart. Mit der Tonkunst ist es auf gleiche Art beschaffen. Je schwerer und weniger übereinstimmend ein Stück ist, desto mehr wird es von solchen Leuten bewundert, welche sich für die größten Kenner ausgeben. Man kann diese Leute mit dem Schulmeister vergleichen, dessen Quintilian erwehnet. Derselbe verwarf alles, was seine Schüler redeten oder schrieben, wo es nicht dunkel und unverständlich war, und rief ihnen daher beständig zu, σκοτισον, σκοτιτον. Wenn sie diesem Befehl gefolget waren, so sagte er: So ist es recht, denn nun verstehe ich es selbst nicht. Tanto melius, ne ego quidem intellexi. Sollte jemand glauben, daß ich dieses Urtheil zu weit getrieben, der darf nur die Gedichte beyder Poeten ohne eine gelehrte Auslegung lesen. Wenn man die prächtigen Beschreibungen anführet, die man bey den Virgil findet, so halte man die Fabeln des Ovidius von dem Narciß, von dem Wiederhall u. s. f. wie auch seine Beschrei-

schreibung des Gedichtes des Neides, des Hungers, der Pest u. s. f. dagegen. Man gehe alle Gedichte des Virgils durch, und urtheile alsdenn, ob man zierlichere Verse als diese antrifft,

Flammas moveoque feroque

welche man in der Klage des Narcißus findet,

Se sequiturque fugitque,

wodurch die Strafe des Irions angedeutet wird.

Consequitur motus velociter ignibus ignes.

Wodurch das Herumlaufen des Tisiphons mit brennenden Fackeln beschrieben wird. Man lese noch verschiedene andere, als:

— — — Mortisque timorem
Morte fugant, utroque vocant venientia fata.

ferner,

Egerit hic fluctus, aequorque refundit i
aequor.

und urtheile alsdenn, ob diese Gedanken nicht allemal gegen die zierlichsten Ausdrücke des Virgils, als gegen das bekannte

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum,

und dergleichen, die Wage halten können, welches die Bewunderer des Virgils als die höchste Stuffe ansehen, wohin ein poetischer Geist steigen kann. Dergleichen Verse haben zu verschiedenen seltsamen Anmerkungen Anlaß gegeben, die man zum Ruhme des Virgils gemacht hat, daß er nämlich seine Verse nach der Materie dergestalt einzurichten gewußt, daß er bisweilen gleichsam ohne Zügel in seinen Versen gerennet, bisweilen aber wie eine Schildkröte gekro-

chen. Man führt zum Beweis an, wenn es heißt

Qua data porta ruunt,

wenn er die schnelle Bewegung des Windes abmahlt. Ferner

Olli sedato respondens ore Latinus

wenn er die Rede eines bedachtsamen Mannes beschreibt. Es ist aber wahrscheinlich, daß dieses dem Virgil niemals in den Sinn gekommen, und daß er als ein so witziger Kopf sich niemals bemühet, seinen Versen durch eine solche Erfindung ein Ansehen zu geben. Man kann eben dieselben Anmerkungen über alle andre Poeten machen, und wenn man sich die Mühe geben, und die Schriften des Virgils durchgehen will, so wird man finden, das er niemals darauf gedacht, sich solche Regeln zu nutze zu machen. Denn der allererste Vers, worinn er den schläfrigen Hirten Tityrus vorstellet, geht in vollen Sprüngen:

Tityre tu patulae recubans sub tegmine fagi,

wie ,auch,

Saevus ubi Aeciadae telo jacet Hector, ubi ingens.

Ich wollte einige hundert Verse anführen, welche einem dergleichen thörichte Einfälle zu benehmen geschickt sind. Ich habe noch nichts von den Hirtenliedern des Virgils gesagt. Solche sind angenehm, zierlich und poetisch, wenn man einen jeden Absatz für sich selbst und allein betrachtet. Wenn man aber eine jede Ecloge überhaupt und zusammen ansiehet, so findet man insgemein dar-

darinn keinen Zusammenhang. Um davon überzeugt zu werden, darf man nur eine von diesen Eclogen in eine itzt gebräuchliche Sprache übersetzen. Ob ich in allem, was ich gesagt, geirret, das will ich dem Urtheil andrer überlassen. Ich bin indessen auch nicht so gar verblendet, daß ich, da ich die Fehler des Virgils angezeiget, nicht auch zugleich seine vorzüglichen Eigenschaften und seinen großen poetischen Geist bewundern sollte. Ich lasse mich auch daher mit niemanden in einen Streit ein, der ihn für einen der größten Dichter hält, welche das Alterthum hervorgebracht hat. Ich behaupte bloß, daß Ovidius mit ihm in eine Classe gesetzt werden, und nicht geringer, als er, gehalten werden muß. Ich habe auch dieses alles bloß zu dem Ende geschrieben, um dem Ovidius die Ehre zu geben, welche ihm zukommt, nachdem ich wahrgenommen, daß die Critici immer fortfahren, von diesem ausserordentlichen Dichter kaltsinnig zu urtheilen, und ihm nicht nur den Virgil, sondern auch den Horatz vorziehen, worinn sie aber, meinem Bedünken nach, zu weit gehen. Ich bin ꝛc.

Der neunzehnte Brief.

Mein Herr,

Unter den Wörtern, welche in den meisten europäischen Sprachen ihren Namen behalten haben, ist auch das Wort Moneta

befindlich. Es heißt in der italienischen Sprache Moneta, in der Spanischen Moneda, in der französischen Monnoye, in der englischen Money, in der deutschen Münze, und in der dänischen und schwedischen Sprache Mynt. Wegen des Ursprungs dieses Worts hat man verschiedene Muthmaßungen. Die gemeinste Meynung ist, daß dieses Wort daher entstanden, weil die Juno einmal bey einem großen Geldmangel den Römern in dem Kriege, den sie wider den Pyrrhus geführet, zu Hülfe gekommen, und ihnen Geld verschaffet. Denn man findet, daß die Römer diese Göttin nachher unter dem Namen Juno Moneta verehret, und verordnet, daß die Münzen in ihrem Tempel sollten geprägt werden. Andre leiten das Wort Moneta von Monendo, oder erinnern her, weil das Merkzeichen, welches die Obrigkeit auf die Münzen setzen läßt, zur Erinnerung und Versicherung dienet, daß die Münze gültig sey. Die Münze ist übrigens, allem Ansehen nach, weit älter, als das Wort, wodurch man dieselbe ausdrückt. Denn die heilige Schrift erwehnt bereits der Silberlinge, welche Abimelech der Sara gegeben. Indessen ist die Münze, allem Vermuthen nach, sehr rar, und nicht sonderlich gangbar gewesen, weil, nach Maßgebung der ältesten Geschichte, Handel und Wandel bloß durch Vertauschung der Waaren getrieben worden. An einigen Orten ist die Münze sehr spät in Gebrauch gekomen. In Rom war zu den Zeiten der Könige der Gebrauch Münzen, und besonders in Gold und Silber, zu prägen un-

unbekannt. Man meynt, daß die erste Silbermünze 484 Jahr nach Erbauung der Stadt geprägt worden. Und wenn dieses sich also verhält, so muß das erste Geld, oder Pecunia, wovon zu den Zeiten der Könige geredet wird, und welches von Pecus den Namen erhalten, von Kupfer gewesen seyn. Dieses ist auch daher wahrscheinlich, wril die Römer alle Arten der Münze, oder des Geldes mit dem Worte Aes beleget. Schulden nannte man Aes alienum, und die Schatzkammer Aerarium, oder den Ort, wo man die Kupfermünzen bewahrte. Man muß sich übrigens nicht durch die Namen irre machen lassen, und weil in den alten Schriften der Seckel, Talente, Pfund und Mark gedacht wird, daher den Schluß machen, daß die geprägte Münze jederzeit im Gebrauch gewesen. Denn dadurch wird keine geschlagene Münze, sondern nur ein gewisses Gewicht an Metall angezeigt. Nummi non cusi, sed computatitii. So wie es noch heutiges Tages in China gebräuchlich ist, wo man keine geprägte Münze hat, sondern das Gold und Silber in Stücken schneidet, und also die Waaren einkauft, wesfalls auch die dortigen Kaufleute insgemein eine Wagschale und einen Probierstein bey sich führen. Es ist übrigens schwer zu bestimmen, woher die vielerley Arten von Münzen, als Mark, Schilling, Doyt ꝛc. diese Benennungen erhalten. Von der am meisten gebräuchlichen Münzsorte, nämlich von den Thalern, weiß man den Ursprung der Benennung anzugeben, weil die ersten zu Jo-

achimsthal in Böhmen geprägt, und daher Joachimsthaler genennet worden. Von der in Deutschland so sehr gewöhnlichen Münzsorte der Groschen giebet man folgenden Ursprung an; daß Wenceslaus der Andre, König in Böhmen, zuerst solches Geld prägen lassen, welche nach dem Münzmeister, der ein Italiener war, und Grosso hieß, Groschen genannt worden. Wenn sie, mein Herr, den Ursprung der in Dännemark und Norwegen gewöhnlichen Münzsorten wissen, und sich die nordische Münzhistorie bekannt machen wollen, so werden sie solche in meiner Beschreibung von Dännemark und Norwegen antreffen, wo ich von dieser Sache in dem Capitel von dem Münzwesen ausführlich gehandelt habe. Ich will zum Beschluße nur noch dieses einzige anführen, daß die Fremden dieses hauptsächlich an unsrer nordischen Münze aussetzen, daß in diesen Reichen gar zu viele kleine Münzsorten geprägt worden, welches eine große Beschwerlichkeit verursachet, wenn große Summen sollen auf einmal ausgezahlet werden. Denn an den meisten Orten werden keine kleine Scheidemünzen mehr gepräget, als die man zu geringen Ausgaben auf dem Markte oder in andern Fällen nöthig hat. Dieser Beschwerlichkeit ist durch die Bancozertel einigermaßen abgeholfen. So daß, wenn auch sonst keine andre Ursachen vorhanden wären, man bloß deswegen allein die Aufrechthaltung und Dauer der Königlichen Bank zu wünschen Ursache hat. Ich bin ꝛc.

Der zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir den tödtlichen Hintritt unſers gemeinſchaftlichen Freundes, und glauben, daß nichts größers zum Ruhme des Verſtorbenen könne geſagt werden, als daß derſelbe, ungeachtet er ſelbſt Mittel von ſeinen Eltern geerbet, und viele Jahre ein Amt verwaltet, welches andere reich gemacht, er dennoch nichts hinterlaſſen habe. Sie ſtehen zugleich in den Gedanken, daß ein ſolcher Mann billig auf gemeine Koſten prächtig ſollte begraben werden. Ich habe dagegen nichts ſonderliches einzuwenden, ich glaube aber doch, daß der Verſtorbene annoch einen weit größern Ruhm würde verdienet haben, wenn er entweder ſein geerbtes Vermögen zu erhalten, oder ſolches durch eine ordentliche Haushaltung zu verbeſſern geſucht hätte, um der Verſuchung deſto eher widerſtehen zu können, bey einem unvermutheten Unglücksfall auch zu den Mitteln zu greifen, deren ſich ſeine Vorweſer in dieſem Amte bedienet haben. Ich weiß wohl, daß dieſe Betrachtung insgemein keinen Beyfall findet, und daß die meiſten dieſes hauptſächlich an einem Ariſtides, an einem Phocion, und an andern bewundern, daß ſie große Aemter verwaltet, und dennoch arm geſtorben. Es iſt dieſes allerdings ein Beweis von ihrer uneigennützigen Aufführung. Es iſt aber auch zugleich

in Beweis von der Unachtsamkeit in ihrer eigenen Haushaltung. Denn man urtheilet insgemein von der Fähigkeit und Vorsichtigkeit eines Mannes in öffentlichen Geschäften nach den Proben, die derselbe in seiner eigenen Haushaltung gegeben hat. Meinem Bedünken nach, kann ein Staatsmann dem Pericles in diesem Stücke am sichersten folgen, von dem uns Plutarchus und andere Skribenten folgende Abbildung hinterlassen. „Niemand, " heißt es, „hat wichtigere und einträglichere Aemter ver„waltet, als dieser große Athenienser, welcher „viele Jahre die Einkünfte von allen griechischen „Städten in Händen gehabt. Er konnte der „Generaleinnehmer fast von ganz Griechenland „genannt werden, und war im Stande, einen „unsäglichen Reichthum zusammen zu bringen. „Nichts destoweniger behielt er bey diesem Po„sten, der einen jeden andern hätte in Versuchung „führen können, dennoch stets reine Hände. Er „nahm keine Geschenke an, und verachtete den „Reichthum aufs äusserste. Die Gelder, wel„che im Ueberfluß in die Schatzkammer zu Athen „eingiengen, wandte er wiederum im Ueberfluß „zum Nutzen der Stadt an. So groß aber sein „Abscheu war, sich der öffentlichen Gelder zu be„dienen, welches er doch ohne Gefahr hätte thun „können, so sorgfältig war er an der andern Seite, „seine eignen Mittel zu erhalten. Denn in diesem „Stücke ließ er eine Oeconomie sehen, welche „bis auf die äusserste Sparsamkeit hinaus gieng. „Er hielte seinen Rechnungsführer an, zu ge-

wis-

„wissen Zeiten ordentlich Rechnung abzulegen,
„und die Ausgaben, welche in seiner Haushal-
„tung vorfielen, waren nicht nach seinem Stande,
„sondern nach den Einkünften von seinem eige-
„nem Vermögen eingerichtet. Mit dieser Auf-
„führung waren zwar so wenig seine Frau als sei-
„ne Kinder zufrieden, und hielten eine solche
„eingeschränkte Haushaltung für unanständig
„für einen Mann, der jährlich so große Schä-
„tze zu verwalten hatte. Pericles aber verachte-
„te dieses Urtheil, und blieb bey seinem einmal
„gefaßten Vorsatz, das Beste des gemeinen
„Wesens ohne den geringsten Eigennutz zu ver-
„walten, und bloß von seinen eigenen Mitteln,
„jedoch solchergestalt zu leben, daß der Haupt-
„stuhl nicht angerühret werden durfte; dadurch
„erwarb er sich den Namen eines Mannes, der
„das Geld verachtete, und dennoch auch zugleich
„ein guter Haushalter war. Durch die Vor-
„sicht, welche er anwandte, seine eigenen Mittel
„zu erhalten, setzte er sich in den Stand, den
„größten Versuchungen zu widerstehen, denen
„man bey einem solchem Amte unterworfen ist.“
Wenn man nun die Aufführung des Aristides
mit dem Betragen des Pericles zusammen hält,
so kann man folgende Vergleichung anstellen.
Sie verwalteten beyde große Aemter, welche bey-
den die beste Gelegenheit gaben, sich zu bereichern.
Der erstere starb arm, welches seine Ehrlichkeit
anzeiget. Der letztere aber starb weder reicher
noch ärmer, als er war, ehe er zu diesem Amte ge-
langete, woraus seine Ehrlichkeit und Vorsichtig-

keit zugleich hervorleuchtet. Es ist demnach sicherer, dem Exempel des Pericles, als des Aristides, zu folgen. Ich bin ꝛc.

Der ein und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie stehen in den Gedanken, daß ich in meiner Kirchenhistorie in dem Punct, was die Concubinen der Geistlichkeit betrifft, zu weit gegangen, indem ich solche dem Ansehen nach mit den Huren vermenget. Dieses aber habe ich nicht gethan. Ich weiß sehr wohl, daß nicht nur die Christen, sondern auch die Heiden stets einen Unterscheid unter den Concubinen und Huren gemacht haben, ungeachtet verschiedene Lehrer solche miteinander vermenget. Es ist mir auch bekannt, daß man ein Concubinat als eine halbe Ehe angesehen, und gewissermaßen eine dreyfache Art verheyratheter Frauen angenommen, nämlich erstlich, diejenigen, welche mit denen in einem jeden Lande gewöhnlichen Feyerlichkeiten verheyrathet wurden, und von denen man sich nicht scheiden konnte, ohne ihnen ihr Heyrathsgut zurück zu geben. Dieses waren die ächten Ehefrauen, und die Kinder, welche aus solchen Ehen gezeuget wurden, waren die rechtmäßigen Erben ihrer Eltern. 2) Hiernächst folgten diejenigen Ehen, welche nicht mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten eingegangen wur-

wurden. Die Frauen, welche man sich auf eine solche Art beylegte, wurden Uxores Morganaticae, und dergleichen Verheyrathungen Ehen an der linken Hand genannt. Solche Verbindungen waren in vorigen Zeiten sehr gebräuchlich, und sind auch noch hin und wieder üblich. Man sollte fast denken, daß dergleichen Ehen zuerst in Norden aufgekommen, weil das Wort Morganatica von dem Worte Morgengabe herkommt, welches das Geschenke anzeigt, daß der Mann einer solchen Frauen an dem Tage nach der Hochzeit zu schenken pflegte. Man findet aber in der römischen Historie, daß solche ungleiche Ehen vorlängst im Gebrauch gewesen. Die dritte Gattung verheyratheter Frauen machten die so genannten Concubinen aus, welche, gleichsam als durch das Band der Ehe vereinet, mit einem Manne allein lebten, ohne dennoch wirklich mit ihm ordentlich verheyrathet zu seyn. Eine solche Frau war zur Treue gegen ihren Mann, wie eine rechte Frau verbunden, und ward daher eine halbe Frau genannt. In den Novellen heißt sie Socia, quae uxorem imitatur. Man sieht daraus, daß der Name nichts bey sich führet, welches der Ehre nachtheilig ist. Eine Concubine war von einer Beyschläferin unschieden. Solcher Art waren die Concubinen, von denen in der Kirchenhistorie geredet wird, und welche zwar von verschiedenen Kirchenvätern verdammt, nichts destoweniger aber doch geduldet worden. Man meynt, daß der Kayser Leo Philosophus der erste gewesen,

sen, der in seinen Novellen dergleichen Ehen im Orient verboten, an welches Verbot sich aber die Christen in den Abendländern nicht gekehret. Denn hieselbst wurden die Concubinate noch lange nachher erlaubt, und nicht nicht eher als im Jahr 1563 auf der tridentinischen Kirchenversammlung schlechterdings verboten. Der Pabst Pius der Fünfte bekräftigte dieses Verbot im Jahr 1566. und endlich ward solches auch in Deutschland im Jahr 1577 durch die Reichspoliceyordnung verboten, worin der 26 Tit. von leichtfertiger Beywohnung handelt. Seit dieser Zeit sind die Concubinate von allen, so wohl protestantischen als römischcatholischen, Casuisten durchgehends verdammt worden. Ich sage mit Bedacht, durchgehends, weil verschiedene, die auf solche Art in die Welt gekommen, sich nicht haben wollen für unächte Kinder halten lassen, und daher antwortete der bekannte Toland, wie man ihm vorwarf, daß er von einer Concubine eines Priesters gebohren worden, daß er deswegen doch ein ächtes Kind seyn könnte. Man kann hieraus abnehmen, was man von den Concubinen der Geistlichen, deren in der Kirchenhistorie gedacht wird, als ein Unpartheyischer urtheilen kann, daß solche nämlich weder Weiber noch Huren gewesen. Die Toleranz, welche die römische Kirche in diesem Stücke sehen ließ, zeigt übrigens den rechten Bewegungsgrund an, wesfalls die Ehen der Geistlichen verboten worden, und daß die Ursache, ungeachtet die Päbste solche angeben, nicht darin

be-

bestanden, daß die Priester durch die Ehen nicht an ihren Verrichtungen möchten gehindert werden; denn der Name und Titel thut nichts zur Sache, und die Verhinderung war einerley, das Weib möchte den Namen einer Frauen oder einer Concubine führen, sondern die eigentliche und wahre Absicht der Päbste bestand bey dem Verbot der Priesterehe bloß darin, daß die Priester einzig und allein von den Päbsten, nicht aber von den weltlichen Herren abhangen möchten, deren Gunst sie, da sie keine Kinder, und also auch keine Beförderung für dieselben nöthig hatten, gegenwärtig nicht weiter bedürften. Ich kann nicht umhin, zum Beschluß annoch anzuführen, daß die Eingepfarrten selbst ihre Seelsorger gezwungen, Concubinen zu halten, damit ihre eigene Frauen unangefochten bleiben möchten. Nicolaus *de Clemangiis* redet folgendergestalt davon. Laici non aliter volunt presbyterum tolerare, nisi Concubinam habeat, quo suis sit consultum uxoribus. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und zwanzigste Brief.
An das Collegium Politicum auf dem Lande.

Hochweise, Höchstzuehrende Herren,

Der Beyfall, den meine höchstzuehrende Herren einigen von meinen politischen Vorschlägen gegönnt haben, und das geneigte Urtheil, welches sie davon gefället, daß solche zum Nutzen und zur Zierde des Vaterlandes abzielten, hat mich aufgemuntert, mehrere dergleichen Untersuchungen anzustellen, die ich einer so aufgeklärten Versammlung nach und nach mitzutheilen nicht ermangeln werde. Die Beylage, welche ich diesesmal zu übersenden mir die Freyheit nehme, und dero Urtheil unterwerfe, scheint zwar bey dem ersten Anblick weder nützlich noch sonderlich wichtig zu seyn. Die überklugen Leute in dieser Stadt urtheilen auf eben dieselbe Art davon, ich hoffe aber doch, wenn dero Scharfsinnigkeit, welche bey der Untersuchung einer Sache bis in das innerste derselben dringet, erstlich meinen Vorschlag recht erwegen wird, daß sie solchen nicht allein für nützlich, sondern auch unserm Vaterlande für rühmlich

lich

lich erklären werden. Es ist bekannt, daß Zeitvertreib und Spiele denen Menschen unentbehrlich sind, insonderheit aber denen dienen angepriesen zu werden, welche mit beschwerlichen Verrichtungen umgeben sind. Da die Noth demnach dieses erfordert, so halte ich dafür, daß derjenige seine Zeit wohl anwendet, der einen solchen Zeitvertreib ausfündig zu machen suchet, worinn das nützliche und angenehme miteinander verbunden ist. Nun aber ist die Jagd in allen Ländern jederzeit von hohen Standespersonen für das größte Vergnügen gehalten worden. Verschiedene begeisterte und apocalyptische Leute haben zwar, aus Mitleiden gegen die Hirsche und Hasen, welche sie fast brüderlich lieben, gegen die Jagd geprediget, und solche für eben so sündlich, als wie die Comödien und den Tanz, gehalten. Sie haben vorgegeben, daß man sich an vielen andern Dingen vergnügen könnte, ohne zu einem so blutigen Zeitvertreib, und zu der Niederlage unschuldiger Thiere zu schreiten. Man könnte sich ja, wie sie sagen, nach ihrem Beyspiel richten, und mit Rauchtoback, Wein, Bier, oder anderm noch stärkern Getränke erquicken, wodurch der Geist nicht nur erfrischet, sondern auch eine gewisse Art der Andacht erwecket würde. Ich lasse dieses dahin gestellet seyn, weil ich mich nicht erkühne, mit begeisterten Leuten zu streiten. Weil ich aber selbst keinen Geschmack an dem Zeitvertreib finde, worein diese Leute sich verlieben, so bin ich darauf bedacht gewesen, eine gewisse Jagd

zu

zu erfinden, welche auch diese Art von Leuten sich nicht unterstehen wird, zu tadeln. Diese Jagd, welche nicht allein unschuldig und angenehm, sondern auch philosophisch ist, habe ich auf dem beygefügten Bogen beschrieben, welchen Vorschlag ich dem weisen Urtheil des großen Staats-Collegii in der Provinz willig unterwerfe.

Vorschlag zu einer unschuldigen, nützlichen uud philosophischen Unterjagd.

Diese Uebung besteht darinn, daß man eine Jagd nach den Fliegen im Hause und in den Zimmern anstellet. Diese Jagd kann nicht eher, als gegen Ende des Septembers ihren Anfang nehmen, und so lange fortgesetzt werden, als der Octobermonat währet. Denn weil die Menge dieser Thiergens in den warmen Monaten gar zu groß ist, so würde es eine vergebliche Arbeit seyn, wenn man diese Jagd in diesen Monaten anfangen wollte. Die Jagd wird folgendergestalt angestellet. Man füllet ein Gefäß mit Wasser, worein man die Fliegen wirft, die man mit der Hand gefangen hat. Man muß dabey einen gedoppelten Vortheil, sowohl zu Lande als zu Wasser gebrauchen. Wenn man einen glücklichen Fang thun will, so muß man die Fliegen von forn, nicht aber hinderwärts angreifen. Man muß sich auch nicht von den Gefangenen betrügen lassen, welche biswellen so listig sind, daß sie eine lange Zeit gleichsam als todt in der Hand liegen bleiben, daß die Jäger daher meynen, sie hät-

hätten nichts gefangen, und darüber oft die Beute fahren lassen. Bey dem Wasser ist dieses zu beobachten, daß man die Fliegen mit Macht hinein werfen muß. Wenn man dieses unterläßt, so springen die stärksten und hurtigsten gleich wieder auf, wodurch deñ die ganze Arbeit nicht allein vereitelt, sondern der Jäger oft noch oben im Kauf verspottet wird, wenn der Gefangengewesene gleich drauf kein Bedenken trägt, sich auf des Jägers Nase zu setzen. Ew. Hochweisheiten werden dieses alles vielleicht für einen bloßen Scherz halten und urtheilen, daß alles, was ich angeführet, mit meinem Versprechen nicht überein koñe, weil sie darinn weder etwas nützliches noch auch einen angenehmen Zeitvertreib entdecken können. Ich habe aber das Vertrauen, daß ein so weises Collegium seine Gedanken ändern werde, sobald ich nur meine Erklärung werde vorgetragen haben. Ich gestehe, daß diese Jagd auf eine viel gemächlichere Art kann angestellt werden, und daß diese Thiere weit bequemer entweder durch einen Fliegenwedel, oder durch vergiftetes Wasser, oder auch auf eine andere Art können ausgerottet werden. Je größer aber die Bequemlichkeit ist, womit eine Sache verrichtet werden kann, desto geringer ist das Vergnügen. Das Spiel, gleich oder ungleich, ist nicht so angenehm als das Schachspiel. Das Vergnügen bey diesem Fang bestehet darinn, daß dazu eine Behendigkeit, sowohl zu Wasser als zu Lande, erfordert wird, und der Nutzen ist darinn zu suchen, daß man die verschiedenen Eigenschaften der Fliegen kennen

lernet. Denn man findet, daß, was die Behendigkeit anbetrifft, die Fliegen eben so sehr von einander unterschieden sind, als ein listiger Lakay und dummer Eseltreiber. Eine Fliege verräth sich gleich, die andre aber liegt unbeweglich in der Hand, wenn sie gefangen worden, und erlangt dadurch ihre Freyheit wieder. Eine andre springt gleich wieder aus dem Wasser heraus, ehe sie durch und durch naß wird, und rettet dadurch ihr Leben, eine andere aber, welche nicht mit einer solchen Gegenwart des Geistes begabt ist, bleibt stille liegen, bis es zu spät ist, sich zu retten. Wenn also der Fang nach dem von mir gelegten Plan angestellet wird, so ist solcher nicht allein angenehm, sondern auch nützlich, und kann zu verschiedenen philosophischen Betrachtungen Anlaß geben, welche noch weit gründlicher sind, als diejenigen, welche man über die nun gewöhnlichen Jagden mit Hirschen, Hasen und andern Thieren anstellen kann. Ich kann, was mich betrift, versichern, daß ich, da ich beyde Arten von Jagden versucht, in alle Wege eben so viel Vergnügen bey der einen als bey der andern finde, insonderheit da bey der Fliegenjagd nach meinem Plan kein Blut vergossen wird, dergestalt, daß auch die allerbarmherzigsten und andächtigsten Seelen, ja eine Anna Owena selbst, sich kein Bedenken machen dürfen, diese Jagd vorzunehmen. Tödtet man diese Thiere mit einem Fliegenwedel, so wird dabey Blut vergossen, bringt man sie aber durch vergiftetes Wasser ums Leben, so handelt man wider das Völkerrecht, welches

befiehlet, daß man sich dergleichen Mittel auch gegen die ärgsten Feinde nicht bedienen soll. Alles, was man hiergegen einzuwenden im Stande ist, kommt auf folgende Stücke an. Man kann sagen, weil bey dieser Jagd der Leib nicht beweget wird, so fällt der Endzweck hin, wesfals man sonst dergleichen Leibesübungen hauptsächlich vorzunehmen pflegt. Weil aber diese Jagd vornehmlich zum besten solcher Personen erfunden ist, die bereits ein hohes Alter erreichet haben, so ist auch die Bewegung nach ihrem Vermögen und nach ihren Kräften eingerichtet. Der andere Einwurf besteht darinn, daß die unschuldigen kleinen Creaturen weit mehr durch einen solchen langsamen Tod im Wasser gemartert werden, als wenn man sie mit einem Fliegenwedel todt schlägt. Man kann aber darauf antworten, daß die allerzärtlichsten Menschen, welche nicht ohne Entsetzen ansehen können, wenn ein Thier zertreten wird, doch ohne Bewegung sehen können, wenn solches ins Wasser geworfen wird. Ein solcher Tod ist auch mit mehrerer Ehre verknüpft, indem mancher Seeheld sich auf diese Art zu sterben gewünschet hat. Und weil diese Jagd allein im October angestellet wird, als in dem unglücklichsten Monate für diese Thiere, weil sie durch die Kälte langsam gemartert werden, bis sie endlich umkommen, so ist es weniger schmerzhaft, und mehr ruhmwürdig für sie, auf die angezogene Art zu sterben. Ich habe, wie ich bereits erwehnet, beyde Uebungen versucht, ich habe Hasen und Hirsche, ich habe auch Fliegen nach

der eben angeführten Art gejaget, und befunden, daß, wenn man die Einbildung einigermaßen zu Hülfe nimmt, es auf eins hinaus läuft, wenn die Jagd nach meiner neuen Erfindung eingerichtet wird. Sollte man ja glauben, daß diese Uebung etwas niedriges und unanständiges an sich habe, so irret man sich. Denn die Geschichte lehret, daß der Kayser Domitianus, welcher unter allen Regenten seine Hoheit am eifrigsten behauptet, der Fliegenjagd gänzlich ergeben gewesen. Ja ich bin versichert, wenn dieser Herr die von ihm so sehr geliebte Fliegenjagd nach meinem Plan einzurichten gewußt hätte, er würde eine noch größere Lust daran gefunden, und mich zur Belohnung für meine Erfindung zum Oberjägermeister an dem römischen Hofe ernannt haben. Eine solche Belohnung erwarte ich zu diesen Zeiten so wenig, als ich solche hoffen darf. Es ist mir Ehre und Belohnung genug, wenn ich nur das Vergnügen haben kann, zu vernehmen, daß diese meine Erfindung so glücklich gewesen, den Beyfall eines so weisen Collegii zu finden. Ich kehre mich im geringsten nicht daran, was andre hievon urtheilen. Wenn die Mitglieder der hohen Schule dieses alles für eine Pedanterey halten, so bitte ich sie, eine unpartheyische Vergleichung zwischen dieser meiner Abhandlung und vielen von ihren gelehrten Schriften anzustellen, welche von den Schuhen, Pantoffeln Stiefeln, Halsbändern und andern Kleiderschmuck der alten Römer handeln. Man mag indessen über meine Erfindung urtheilen, wie

man

man will, so kann ich doch meine Arbeit besser verheidigen, als diejenigen, welche sich bemühen, andern die Kunst beyzubringen, wie man die Menschen am leichtesten ermorden kann. Ein gewisser Französischer Abbé hat sich dieses insonderheit sehr angelegen seyn lassen, indem er einen weitläuftigen Tractat von dem rechten Gebrauch der Bomben geschrieben, und darinn gezeiget, wie man ganze Städte auf die kürzeste Art in Brand stecken, und Schulen und Kirchen in die Asche legen kann. Ich bin ꝛc.

Der drey und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen gar sehr verpflichtet, daß sie mir den unlängst ans Licht getretenen Tractat von den Ketzereyen zusenden wollen. Die von dem Verfasser der Welt mitgetheilte Ketzerliste ist gröſser, als ich gedacht habe, und vielleicht auch gröſser, als sie billig hätte seyn sollen. Verschiedene vernünftige Gottesgelehrte haben die Liste der Heiligen gemustert, und viele canonisirte Heilige gleichsam bey dem Arm wieder aus dem Paradies herausgeführet, und es ist gewiß eine gleiche Musterung in Absicht auf die Liste der Ketzer nöthig. Viele haben ganz unschuldig eine Stelle auf derselben erhal-

ten, weil man ihnen solche Lehrsätze beygelegt, die sie niemals behauptet, und andre sind bloß einiger Redensarten halber verketzert worden, da sie doch, was die Lehre selbst betrifft, mit den Orthodoxen völlig einig gewesen, und die eine Parthey die andre nur nicht verstehen wollen. Ich habe in meiner Kirchenhistorie deutlich gezeiget, daß die großen Ketzereyen, die man dem Nestorius, Eutyches, und andern beygelegt, und wesfalls große und allgemeine Kirchenversammlungen gehalten worden, bloß in verschiedenen Redensarten bestanden, wozu die heftigen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Man kann eben dasselbe Urtheil von verschiedenen Streitigkeiten fällen, welche unter den Protestanten nach der Reformation entstanden sind. Denn, wenn die streitende Partheyen nur ihrem Eifer Einhalt gethan, und die Frage, worüber sie stritten, ordentlich eingerichtet und auseinander gesetzt hätten, so würde man mit leichter Mühe entdeckt haben, daß der ganze Streit aus einem Mißverständniß entstanden, wozu die nicht mit genugsamer Ueberlegung gebrauchten Redensarten Anlaß gegeben. Ich könnte davon verschiedene Beyspiele zum Beweis anführen, ich will es aber nur bey einigen bewenden lassen. Nicolaus Amsdorf vertiefte sich in dem Streit, den er mit dem Georgius Major hatte, der das Verdienst der guten Werke gar zu sehr zu erheben schien, dergestalt, daß er auf die andre Seite verfiel, und behauptete, daß die guten Werke zur Seligkeit schädlich wären. Allem Ansehen

nach

nach aber ist dieser ganze Krieg nur ein Wortstreit gewesen. Denn, wenn die streitenden Gottesgelehrten diesen Krieg mit Sanftmuth geführet, und sich einander recht hätten verstehen wollen, so würde man gefunden haben, daß Amsdorf durch diesen Ausdruck nichts anders sagen wollen, als daß die guten Werke der Seligkeit schädlich wären, wenn man sich darauf verliesse, und gar zu sehr darauf pochte. Denn kein vernünftiger Mensch, geschweige denn ein Christ, wird die Worte des Amsdorfs nach den Buchstaben annehmen. Der Streit, ob die Erbsünde etwas zufälliges sey, oder die Substanz des Menschen ausmache, wie Flacius in einer Unterredung behauptete, hat gleichfalls zur Vermehrung der Ketzerliste Anlaß gegeben, ob man gleich auch behaupten kann, daß derselbe ein bloßer Wortstreit und von der Beschaffenheit gewesen, daß man ihm billig keinen Platz unter den Religionssachen oder theologischen Materien einräumen sollen. Viele vernünftige Gottesgelehrte stehen gleichfalls in den Gedanken, daß der Streit zwischen den Evangelischen und Reformirten, wegen des Leibes Christi im Abendmahl, nicht hinlänglich zu einer so großen Trennung sey, indem beyde Partheyen, in dem Stück, was die Religion betrifft, vollkommen einig, und nicht nur von der Nothwendigkeit des heiligen Abendmahls, sondern auch von der christlichen Vorbereitung zu demselben, und der daraus entspringenden Wirkung überführet, daß also dieser Streit als bloß philosophisch anzusehen. Andre urtheilen auf

eine gleiche Art von dem Hauptstreit zwischen den Lutheranern und Reformirten, der die Prädestination betrifft, indem die Reformirten so wohl als die Evangelischen, behaupten, daß GOtt keinesweges die Sünde veranlasse, und die ersten behaupten, daß man dieses nicht zu einer Folge ihrer Lehre von der Prädestination machen müsse, so wie die Evangelischen es nicht zu einer Folge ihrer Lehre von der Vorhersehung GOttes wollen gemacht haben. Dieses lezte lasse ich indessen an seinen Ort gestellet seyn. Uebrigens kann man diejenigen am sichersten unter die Ketzer rechnen, welche ihren Nebenchristen ohne eine vorhergegangene genaue Untersuchung verketzern. Viele aber kann man aus der Ketzerliste herausnehmen, und an deren Stelle einen heiligen Cyrillus, einen heiligen Epiphanius, einen Theophilus, und unter den neuern einen Calov, wieder hineinsetzen. Denn die gröste Ketzerey besteht darinn, wenn man von der Sittenlehre Christi abweicht, die zur Einigkeit anräth, und befiehlet, daß man seinen irrenden Nächsten mit Sanftmuth tragen, und auf den rechten Weg zu bringen suchen soll. Ich bin ꝛc.

Der
vier und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe mit Vergnügen das mir von ihnen zugesandte Werk des gelehrten Clericus, welches er Ars Critica nennet, durchgelesen. Ich finde aber, daß dieser berühmte Mann eine Hauptregel vergessen, nach welcher man die rechte Meynung eines Skribenten beurtheilen kann, wenn solche von dem Schriftsteller entweder aus Bosheit oder aus Furcht unter andern Worten verborgen worden. Der vortrefliche Criticus, P. Hardouin, der eine Sache weit tiefer als andre Menschen eingesehen, hat durch seine ungemeine Scharfsinnigkeit entdecket, daß in den meisten alten Schriften, die man für die besten und erbaulichsten hält, ja in den Schriften selbst, die man den heiligsten Kirchenvätern gen beylegt, die giftigsten und schädlichsten Lehren verborgen liegen, und sie also nicht von den heiligen Männern, denen man sie zuschreibt, sondern vielmehr von Atheisten abgefaßt worden. Man kann sich nicht mehr um die Wahrheit verdient machen, als wenn man solchen Skribenten die Maske abziehet, welche den Wölfen in Schaafskleidern ähnlich sind, und unter ihren heiligen und süßen Worten die größten Gottlosigkeiten,

die unreinesten Gedanken, und die bittersten Satyren verstecken. Wer sollte denken, daß unter der dem Schein nach so unschuldigen Vorrede zu dem römischen Rechte die bitterste Satyre gegen den Gesetzgeber verborgen läge. Dieses hat indessen doch ein Criticus entdecket. Die Worte z. E. die in dem zweyten Titel vorkommen, und also lauten: Tunc nostram extendimus curam ad immensa veteris prudentiae volumina et opus desperatum, quasi per medium profundum euntes adimplevimus, haben einen ganz andern Verstand, als die Ausleger ihnen insgemein beylegen. Ein juristischer Harduin hat darinn die Liebe des Kayfers Justinians zu der berüchtigten Theodora abgemahlet gefunden. Man darf die Zeilen nur genau untersuchen, um hievon überführt zu werden, und einzusehen, daß dieselben eben die Bedeutung haben, als der Anfang des römischen Rechts, wo es heißt: Rem non novam nec insolitam aggredimur. Denn da der bekannte Jurist Bulgarus an dem Tage nach seiner Hochzeit seine Vorlesungen mit diesen Worten anfieng, merkten seine Zuhörer augenblicklich, was er damit sagen wollte, und daß er mit dem Gesetzgeber in einerley Umständen wäre, weil er in der Brautnacht befunden, daß seine Frau bereits ihre Jungfrauschaft verloren. Mir haben solche Entdeckungen Anlaß gegeben, die Betrachtung anzustellen, daß man durch Hülfe gewisser critischen Regeln Dinge entdecken kann, die unter der äussern Schale verborgen liegen, und daß alle Erklä-

klärungen, die man bisher über die berühmten E[illegible]benten, und insonderheit über die Poeten gemacht, ungegründet und von keinem Nutzen sind. Letzthin warf ich kaum meine Augen auf den größten unter den Dichtern, den Virgil, als ich sogleich merkte, daß alle bisher darüber von den Gelehrten gemachte Erklärungen für unnütz zu halten. Dieser Poet fängt seine Hirtenlieder folgendergestalt an:

Tityre tu patulae recubans sub tegmine fagi
Sylvestrem tenui Musam meditaris avena.

Unter diesen Worten liegt eine bittere Satyre auf einen andern Dichter verborgen, welches ohne Zweifel Ovidius gewesen. Der eigentliche Verstand dieser Worte ist folgender. Tityre, der du dich unter den Schatten eines Baumes bemühest, ungeachtet du nicht mehr zum Liebesspiel taugest (tenui meditaris avena) mit einer feurigen und starken Waldnymphe (sylvestrem Musam) zu scherzen. Ich merkte gleich durch Beyhülfe meiner critischen Regeln, wohin Virgil gezielet, und habe bey weiterer Durchlesung ohne Mühe gefunden, wie sehr die Ausleger in ihren gewöhnlichen Erklärungen geirret. Ich habe das vornehmste davon aufgezeichnet, welches ich ihnen, mein Herr, bey einer andern Gelegenheit mittheilen will, da ich ihre eifrige Bemühung kenne, welche sie anwenden, den Schlüssel zu verschiedenen Schriften, die ans Licht treten, herauszubringen. Gegenwärtig will ich nur die Ehre haben, zu berichten, daß

ich

ich den Hauptschlüssel zu dem Heldengedichte des Virgils gefunden, und entdecket, daß in demselben eine feine Satyre auf den römischen Feldherrn Marcus Antonius enthalten ist, dessen Falschheit und Untreue er mit verblümten Worten abmahlet, und seine wahre Meynung dergestalt zu verbergen weiß, daß ein Einfältiger, der alles nach den Buchstaben annimmt, darauf schwören sollte, der Held in diesem Gedichte sey ein Pietist gewesen. Man findet in der Historie der Dido die Falschheit des Antonius gegen seine tugendhafte Gemahlin Octavia abgemahlt, welche er schändlich verließ, um seine neue Liebe zu einer vestalischen Jungfrau zu stillen, die von dem Dichter unter der heiligen Sybille versteckt wird, in deren Höhle er, wie der Poet sagt, niedergestiegen. Hieher gehöret eigentlich der bekannte Vers:

Per varios casus, per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium.

Es ist fast keine Fabel in den Verwandlungen des Ovidius, die nicht auf eine gewisse Person zielet, die zu seinen Zeiten gelebet. Allem Ansehen nach hat der Kayser Augustus, als ein scharfsinniger Herr dieses gemerket, und daher den Dichter ins Elend geschicket. Unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr L***, der gegenwärtig mit mir an einem Zwecke arbeitet, glaubt in den alten griechischen und römischen Poeten Weissagungen von den merkwürdigsten Begebenheiten anzutreffen, die bis auf unsre

Zei-

Zeiten geschehen sind. Meinem Bedünken nach aber gehet er in diesem Stücke zu weit, und ich kann ihm hierinn nicht beyflichten. Insonderheit kann ich es an dem gelehrten Rector, Magister Simon, nicht billigen, der bey dem Virgil solche Dinge anzutreffen glaubt, die zu seinen Zeiten in der Schule zu Drontheim vorgegangen. Unter andern Auslegungen, welche er zu machen pflegt, fällt mir eben diejenige ein, die er mir einmal über diesen Vers des Virgils zuschickte:

— — Celsa sedet Aeolus arce
Sceptra tenens: mollitque animos, et temperat iras.

In diesen Worten war, seiner Meynung nach, die Aufführung eines gewissen Schulbedienten, Ole Peersens, abgemahlet, den er einmal in einem Kruge mit den Karten in der Hand überrumpelt. Er erklärte demnach diese Worte folgendergestalt: Aeolus, oder Olaus, sitzet am Ende des Tisches in dem Schloße, (dieses war der Name des Kruges) mit dem Stock in der Hand, und steuret die andern, wenn solche sich bey dem Spiel erzürnen. Weil ich aber in allen Dingen die Mittelstraße erwähle, so halte ich dergleichen Erklärungen für übertrieben. Man muß in der Critik Maaße halten. Alles, was man mit Gewißheit hievon sagen kann, besteht darinn, daß viele, auch dem Ansehen nach die einfältigsten, Schriften mit Geheimnissen angefüllet sind, die man durch eine gesunde Critik ans Licht bringen kann. Wenn ich die

Ehre habe, mündlich mit ihnen zu reden, so will ich mir ein Vergnügen daraus machen, ihnen die Art und Weise zu zeigen, wie man den Schlüssel zu den verdächtigsten Schriften finden kann, insonderheit zu der unterirrdischen Reise Nicolaus Klims, und zu der Historie des Peter Paars, in welchen beyden Büchern Dinge von der äussersten Wichtigkeit verborgen liegen. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
fünf und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß man ihnen zweene von meinen Briefen gezeiget, die ich neulich geschrieben, und welche mit einem solchen Scherze angefüllet, der sich für mich, als einen solchen bejahrten Mann, nicht schicke, insonderheit da man nicht absehen könne, was für ein Nutzen durch einen solchen Scherz gestiftet, oder was für ein Endzweck dadurch erhalten werden sollte. Ich weiß zwar nicht eigentlich, was sie für Briefe meynen, weil sie aber schreiben, daß solche vor kurzer Zeit erstlich abgefaßt worden, so schliesse ich daraus, daß es die beyden sind, von denen der eine Brief einen Vorschlag zu einer philosophischen Unterjagd enthält, der andre aber mei-

meiner Bemühung Erwehnung thut, die ich angewandt, den Schlüssel zu verschiedenen Schriften zu finden, indem ich bemerkt, daß auch in den dem Anschein nach höchsteinfältigen Schriften viele wichtige Dinge verborgen liegen, die ohne einen Schlüssel nicht verstanden werden können. Der bekannte Petrus Loyer könnte auf solche Art, wie sie schreiben, seinen Geburtsort und seinen ganzen Lebenslauf in dem Homer finden. Ich hätte gedacht, daß sie bey dem ersten Anblick dieser Briefe unverzüglich würden wahrgenommen haben, daß diese beyden Stücke nichts anders, als eine feine Satyre enthalten, welche eine desto gewissere und stärkere Wirkung thun, jemehr solche übertrieben zu seyn scheinen. Auf diese Art verfuhr Socrates, und bediente sich beständig der Ironie, um die Thorheiten zu bestreiten, die zu seinen Zeiten am meisten im Schwange giengen. Bey der Fliegenjagd fallen einem jeden sogleich zwey Dinge in die Augen; und zwar erstlich, daß der gröste Theil desjenigen, was man Zeitvertreib nennet, allein in der Einbildung bestehet, und hiernächst, daß dasjenige Spiel das angenehmste ist, welches in der Mode ist, und von vornehmen Standespersonen am meisten geliebet wird. Es wird aber auch zu gleicher Zeit derjenigen gespottet, welche ihre Zeit auf unnütze Beschäftigungen wenden, die von eben so geringer Wichtigkeit sind, als die in meinem Briefe angeführte Erfindung. Ich habe dieses bey dem Schlusse des Briefes deutlich genug zu verstehen gegeben,

und

und wenn sie dieses nur etwas genauer angesehen hätten, so würden sie keine weitere Erklärung von mir verlangt haben. In dem zweyten Briefe wird die Thorheit derjenigen lächerlich gemacht, welche sich einbilden, daß in allen Schriften wichtige Heimlichkeiten verborgen liegen, und daher mit der größten Sorgfalt den Schlüssel zu einem Hause zu finden suchen, wo alle Thüren offen stehen. Mit solchen Menschen, deren Mißtrauen aus Unwissenheit und Einfalt herrühret, muß man nicht ernsthaft verfahren. Denn die Erfahrung zeigt, daß man durch ernsthafte Vorstellungen bey ihnen nichts ausrichtet, sondern daß solche Leute vielmehr dadurch in ihrer Thorheit bestärket werden. Ueber dergleichen Auslegungen haben sich viele Skribenten beschweret, weil sie öfters hören müssen, daß man ihre Schriften auf eine seltsame Art ausgedeutet, und ihnen Meynungen angedichtet, die ihnen niemals in den Sinn gekommen. Niemand kann davon mehr aus der Erfahrung reden, als ich selbst. Meine Scherzgedichte, meine Schauspiele, die Historie von Peter Paars, und die Reise des Nicolaus Klim hat viele thörichte Menschen in Bewegung gesetzt. Viele bilden sich ein, den Hauptschlüssel in der Tasche zu haben, wodurch sie verborgene Dinge an den Tag bringen, und den Sachen eine Meynung beylegen können, die nirgends anders, als in ihrem Gehirne, anzutreffen ist. Andre suchen annoch den Schlüssel, den sie bisher noch nicht finden können, wie sehr sie sich auch die Augen

gen gerieben. Derjenige aber, der den Schlüssel sucht, ist eben so thöricht, als derjenige, der ihn glaubt gefunden zu haben, und sie haben beyde eine Arzney nöthig. Eine Thorheit muß durch die andre gehoben werden. Dieses ist die Absicht, welche ich bey meinen beyden letztern scherzhaften Briefen gehabt habe, und ich glaube dadurch bey solchen Leuten mehr Nutzen gestiftet zu haben, als wenn ich ihnen ernsthafte Erinnerungen und Unterweisungen in der rechten Auslegungskunst gegeben hätte. Wenn man vernünftig handeln will, so muß man eine Schrift erstlich ganz durchlesen, ehe man von der Absicht des Skribenten urtheilet. Denn, wenn man auf einen oder den andern Absatz in einer Materie seine Ausdeutung gründet, ohne seine Absicht auf den ganzen Zusammenhang zu richten, und sich dabey doppeltlautender Worte bedienet, so kann man in einer Schrift alles finden, was man will; und dieses ist die Quelle, woraus falsche Weissagungen, Ketzereyen, und so viele streitige Lehrsätze entstanden. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir in ihrem letzten Schreiben, daß sie meine Betrachtung gelesen, die ich über die Fabel des Mandeville von den Bienen gemacht habe. Sie meynen, daß ich, um eine Schwierigkeit zu heben, in eine andere gerathen, und behauptet, daß ein Staat nicht allein ohne Geld bestehen, sondern sogar auch in einen blühenden Zustand gesetzt werden könne. Nach ihren Gedanken schwächt das Beyspiel, welches ich von der Lacedämonischen Republik hergenommen, meine Anmerkungen mehr, als daß es dieselbe bestärken sollte, indem die Historie zeigt, daß die Stadt durch den Geldmangel, ohne welches nichts zu Stande gebracht werden kann, in eine solche Noth gerathen, daß die hochmüthigen Lacedämonischen Feldherren in den Vorzimmern der persischen Statthalter sklavische Aufwartungen machen musten, um Subsidien zur Unterhaltung ihrer Flotte und ihres Kriegsheeres zu erbetteln. Ich gebe dieses sehr gerne zu, aber mein Satz wird dennoch dadurch nicht geschwächet. Denn die Stadt gerieth nicht durch den Geldmangel in diese Verwirrung, sondern weil ihre Regiersucht sie in sol-

che Umstände gebracht hatte, daß sie des Geldes nicht entrathen konnte. Der Gesetzgeber scheint in diesem Fall nicht vorsichtig genug gewesen zu seyn. Denn da er den Lacedämoniren den Gebrauch des Goldes und Silbers untersagt, so sollte er ihnen auch mit einer gleichen Strenge die Begierde untersagt haben, über ihre Nachbaren zu herrschen. Lycurgus scheint zwar diese Absicht gehabt zu haben. Es erhellet aber aus der Historie dieser Stadt, daß er entweder kein deutliches Gesetz zur Einschränkung der Regiersucht gegeben, oder daß die Lacedämonier mit der Zeit ein solches Gesetz aus der Acht gelassen. Sie liessen es eine lange Zeit dabey bewenden, die Hiloten und Messenier im Zaum zu halten, und in dem persischen Kriege begnügten sie sich lediglich mit dem Commando über die vereinigte griechische Kriegsmacht, welches ihnen die andern griechischen Städte freywillig übertragen hatten. Sie wurden aber endlich durch die Herrschsucht so sehr eingenommen, daß sie nicht nur die Herrschaft über Griechenland zu erhalten, sondern auch die persische Monarchie über einen Haufen zu werfen suchten. Da also die Republik eine andre Gestalt angenommen hatte, und von ihrem alten Grundsatze abgewichen war, so war das Gesetz, wodurch der Gebrauch des Goldes und Silbers verboten ward, mehr für schädlich als nützlich anzusehen. Es ist bekannt, was so wohl Armuth als Stolz für Wirkungen nach sich ziehen; und es kann nichts thörichters erdacht werden,

als auf das Geld Verzicht zu thun, und dennoch zugleich sich in solche Umstände zu setzen, daß man solches unumgänglich gebrauchet. Es verdient demnach die That des Lysanders, welche mit so schwarzen Farben abgemahlet wird, da er bey diesen Umständen Geld in die Lacedämonische Schatzkammer brachte, mehr gerühmt, als getadelt zu werden. Es verhält sich damit folgendergestalt. Nachdem Lysander dem Peloponnesischen Kriege ein Ende gemacht, und einen grossen Reichthum erworben hatte, so schickte er den Gylippus mit 1500 Talent, oder 15 Tonnen Goldes, nach Lacedämon, um dieses Geld in die Schatzkammer der Stadt zu bringen. Die vornehmsten des Raths aber setzten sich entgegen, und sahen den Lysander nicht nur als einen Uebertreter der Grundgesetze der Stadt an, sondern riethen auch, sich eines Schatzes zu entschlagen, der nicht anders, als eine Pest und ein Verderben für die Republikangesehen werden könnte, welche bereits einige hundert Jahre ohne den Gebrauchdes Goldes und Silbers geblühet hätte. Andre aber brachten es dahin, daß man die Mittelstraße erwählte, und es ward endlich verordnet, daß das in die öffentliche Schatzkammer gebrachte Geld, einzig und allein zum Besten des gemeinen Wesens angewandt werden sollte. Wenn aber jemand überführet werden könnte, daß er sich desselben zu seinem besondern Nutzen bedienet, der sollte am Leben gestraft werden. Plutarchus, der

alle

alle Geschichte mit seinen Anmerkungen begleitet, und andre, die ihm hierinn blindlings folgen, halten sich über diese Verordnung der Republik auf, und sehen solche als eine Ursache an, daß der Staat in Verfall gerathen. Allein man kann mit Wahrheit sagen, daß diese Verordnung eben so billig gewesen, als die darüber gemachte Critik ungegründet ist. Es macht dieser Umstand mit Recht einen Zierrath in der Historie des Lysanders aus, insonderheit da man nach seinem erfolgten Ableben fand, daß er selbst keine Mittel hinterlassen, sondern alles getreulich, und ohne den geringsten Eigennutz in die öffentliche Schatzkammer gebracht hatte. Dieses alles schwächt indessen doch meinen Satz nicht, worinn ich behauptet, daß ein Staat ohne Reichthum nicht allein unterhalten werden, sondern auch blühen könne. Man kann dieses aus der Historie von Lacedämon aufs deutlichste wahrnehmen. Im Anfange war die Stadt mit ihren alten Gränzen zufrieden, und liebte das Kriegswesen in keiner andern Absicht, als bloß um ihr Eigenthum zu beschützen. Ihre Nachbaren konnten daher nicht angetrieben werden, ein Volk anzugreifen, welches sich allein gebrauchen ließ, den Frieden unter andern Städten wieder herzustellen, und eine mit Unrecht angegriffene Stadt wider die andre zu vertheidigen. Die griechischen Republiken wünschten daher alle vielmehr die Erhaltung, als den Untergang der Stadt, so lange solche von die-

sem Grundsatz nicht abgieng. Lacedämon hatte desfalls auch keine fremde Völker nöthig, die mit Geld musten unterhalten werden, sondern es waren ihre eignen streitbaren Bürger hinlänglich, die ohne Sold für die Ehre des Vaterlandes fochten. Im Nothfall aber bediente sich die Stadt des Beystandes ihrer Bundsgenossen, welche ihre Dienste freywillig anboten. Die Geschichte zeigt, daß dieses alles wirklich geschehen, und Lacedämon stärker, und in einem größern Ansehen, als irgend eine andre griechische Stadt gewesen. Bey diesen Umständen würde das Betragen des Lysanders tadelhaft, das Bedenken des Plutarchs aber gegründet gewesen seyn. Wie aber die Stadt anfieng, von ihrer alten Einrichtung abzuweichen, und sich durch die Begierde, über andre griechische Städte zu herrschen, hinreissen ließ, die Lacedämon nun nicht ferner als ein gemeinschaftliches gerechtes Richthaus, sondern als einen gefährlichen Nachbar ansahen, wider den man sich bewaffnen müste: so brauchte dieselbe eine größere Macht, um ihren Zweck zu erreichen, und muste also auch nothwendig Geld haben, um fremde Truppen zu werben, und Flotten auszurüsten. Man konnte also bey diesen Umständen nichts klügers thun, als daß man das Gesetz des Lycurgs auf eine solche Art einschränkte, daß die Bürger bey ihrer vorigen Armuth blieben, die öffentliche Schatzkammer aber mit so vielem Gelde versehen ward, als nur zusammen

men gebracht werden konnte. Daß ich also nicht ohne Grund Lacedämon angeführet, um meinen Satz zu behaupten, daß ein Staat ohne Reichthum in einem blühenden Zustande sich befinden könne, solches erhellet aufs deutlichste aus dem, was ich angeführet, da die Stadt sich in einen solchen Stand gesetzet, daß sie keines Geldes bedurfte. Und dieses Beyspiel beweiset, daß eine jede Republik, welche nur darauf bedacht ist, ihr altes Eigenthum zu beschützen, und Friede unter ihren Nachbaren zu stiften, nicht allein ohne alle Veränderung und Abnahme bestehen, sondern sich auch durch solche friedfertige Grundsätze und Ausübung der Gerechtigkeit, eine Art der Herrschaft über andre Städte erwerben könne. Ich bin ꝛc.

Der
sieben u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich in einer Gesellschaft, wo man heftig stritte, ob man dem Herrn Bayle, oder seinen Gegnern beypflichten müsse, in dem Streite wegen der Wirkungen des Unglaubens und Aberglaubens; welcher Streit annoch währet, und vielleicht sobald noch nicht entschieden werden dürfte, in-

dem es beyden Theilen nicht an Gründen und Beyspielen fehlet, die aus der Historie und täglichen Erfahrung hergenommen sind, um die Meynung einer jeden Parthey zu bestärken. Es ist bekannt, daß Herr Bayle weitläuftig zu erweisen gesucht hat, daß eine Gesellschaft weit eher aus ungläubigen, als aus abergläubischen Bürgern bestehen könne, und daß der Aberglaube weit schädlicher sey und einen Menschen ärger mache, als der Unglaube. Nachdem beyde Partheyen in obgedachter Gesellschaft lange mit einander gestritten, und alle Argumente und Exempel wiederholet, welche von Bayle und seinen Gegnern pflegen angeführt zu werden, so wandten sie sich zu mir, und baten mich, meine Meynung auch über diese Streitigkeit zueröffnen. Ich entschuldigte mich zwar! daß ich in dieser Sache nicht Commissarius zu seyn verlangte. Jemehr ich aber mich entschuldigte, desto heftiger drang man in mich, und weil ich also merkte, daß ich mich nicht davon würde loswickeln können, meine Meynung zu eröffnen, so sahe ich mich endlich genöthiget zu fragen, was sie durch das Wort ungläubig verstünden, ob sie dadurch die sogenannten Naturalisten anzeigen wollten, welche bloß die Offenbarung läugnen, aber doch dabey einen Gott erkennen, der nach diesem Leben Strafen und Belohnungen austheilet; oder ob sie dadurch die Ateisten verstünden, welche die Existenz Gottes und die Auferstehung der Todten läugnen. Ich muß mir, sagte ich,

hier-

hierüber zuförderst dero Erklärung ausbitten, indem die erstern von den letztern gar sehr unterschieden sind. Denn, wenn sie durch die Ungläubigen die Naturalisten verstehen, so trage ich kein Bedenken, sie für nicht so gefährlich in einer Republik, als die Abergläubigen, zu erklären. Alle Anwesende in der Gesellschaft antworteten mir einmüthig, daß sie unter den Worte Ungläubig solche Atheisten verstünden, welche das Daseyn Gottes läugneten, und daß Herr Bayle hauptsächlich diese zu vertheidigen gesuchet. Ich antwortete hierauf: „Die Exempel „gewisser Personen, welche man insgemein an„zuführen pflegt, sind nicht hinreichend, und man „kann daher nicht gewiß bestimmen, welche von „diesen Leuten in einer Gesellschaft am schädlich„sten sind. Am meisten wundere ich mich, daß „Herr Bayle sich solcher Gründe bedienet, um „diesen Streit zu entscheiden. Denn er strei„tet solchergestalt wieder seine eigne Lehre, wel„che darin besteht, daß die Menschen wider ihre „eigne Grundsätze handeln, und sich nicht durch „die Begriffe, welche sie sich von der Religion, „und von den Tugenden und Lastern gemacht, „sondern allein durch ihre Affecten und Leiden„haften lenken lassen. Wenn dieses sich also ver„hält, so hätte z. E. ein abergläubischer Marius „eines ungläubigen Spinoza Tugenden ausüben „können, wenn er des Spinoza, Gemüth ge„habt hätte, und ein ungläubiger Spinoza hät„te ein eben so schädlicher Bürger in einer Ge-

„sellschaft seyn können, als ein abergläubischer „Marius, Catilina und Caligula, wenn er de„ren natürliche böse Eigenschaften gehabt hätte.“ Wie die Anwesenden dieses hörten, so schien ihnen der ganze Streit unnütz und vergeblich gewesen zu seyn. Es ward hierauf ein Sillstand getroffen, und ein jeder verfügte sich nach Hause, nachdem man noch vorher darüber einig geworden war, daß weil eine jede Parthey ihren Satz auf Exempel, die aus der Historie entlehnet worden, gegründet, die bey einer genauen Untersuchung wegfallen, man sich mit andern Gründen bewaffnen müste. Ich habe nicht ermangeln wollen, ihnen von dieser Unterredung Nachricht zu geben, und bin ꝛc.

Der
acht und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben bemerke, so gefällt es ihnen nicht, daß unsere dänischen Schauspiele in ungebundener Rede geschrieben sind, da die meisten auswärtigen Comödienschreiber ihre Schauspiele in gebundener Schreibart abgefasset. Ich sehe dieses aber vielmehr als ein Zeichen und als einen Beweis von dem guten und natürlichen Geschmack

der

der dänischen Nation an, indem nichts seltsamers und thörichters zu denken ist, als Reden, die im täglichen Umgange vorkommen, in Verse und Reime einzukleiden. Es scheint mir dieses eben so widersinnig zu seyn, als zu gleicher Zeit zu weinen und zu lachen. Die alten römischen und griechischen Schauspiele sind zwar alle in Versen abgefaßt, und niemand untersteht sich, den alten Römern und Griechen, und insonderheit den Athenienſern, den feinen Geschmack in Beurtheilung der Schauspiele abzusprechen. Es läßt sich aber doch noch verschiedenes dagegen einwenden. Zwar werde ich bey denen nichts ausrichten, welche alles, was das Alterthum an der Stirn trägt, blindlings und ohne Ueberlegung bewundern. Allein der Streit, ob der Geschmack, der in den ältesten Zeiten geherrschet, dem Geschmack unsrer Zeiten vorzuziehen, und welcher von beyden der beste sey, ist noch nicht ausgemacht. Wenn man aber auch den Alten einen natürlichen Geschmack in Absicht auf die Schauspiele einräumet, so kann man doch dadurch die heutiges Tages in Verse eingekleideten Comödien nicht rechtfertigen. Die Griechen so wohl als die Römer hatten verschiedene Arten von Versen, welche sie nach den verschiedenen Materien einrichteten. Unter diesen waren einige, welche Jambi genannt wurden, von denen Horaz folgendergestalt redet:

Syllaba longa brevi subjecta vocatur Iambus.

Weil

Weil solche sich der ungebundenen Schreibart am meisten näherten, so wurden sie am meisten bey Schauspielen und Satyren gebrauchet, und daher fielen sie dem Zuhörer nicht sonderlich fremd oder ungewöhnlich. Wir aber haben nur eine Art von Versen, worinn wir alle Materien ausführen, und daher weichen wir von dem natürlichen ab, indem die Unterredungen, wie sie in gemeinen Leben vorfallen, wenn man solche in einen heroischen und erhabenen Vortrag einkleidet, lächerlich werden. Die Alten würden sich ohne Zweifel daran gestoßen haben, und ist es nicht von ungefehr, sondern gewiß mit Ueberlegung, die ihnen Natur der Sache an die Hand gegeben, von ihnen geschehen daß sie die jambischen Verse zu ihren Schauspielen erwählet. Bloß bey den Chören, die zwischen den Aufzügen singend vorgestellet wurden, bedienten sie sich einer erhabenen Versart. Diese Chöre sollen, wie einige glauben, den Grund zu der nun eingeführten Oper gelegt haben, ungeachtet solche Chöre von einer ganz andern Beschaffenheit waren. Denn sie waren von den Stücken selbst unterschieden, und bestunden in einem Liede zwischen den Aufzügen, um den Acteurs Zeit zu den übrigen Auftritten zu lassen. Man kann also mit mehrerm Rechte sagen, daß die Instrumentalmusik, die nun zwischen den Aufzügen eingeführt ist, an die Stelle der alten Chöre getreten. Es haben in neuern Zeiten einige den Versuch gemacht, die alten Chöre wieder

der herzustellen, sie haben aber keinen Beyfall gefunden. Die Königin Christina von Schweden, welche in die römischen und griechischen Alterthümer ganz verliebt war, hat dieses unter andern zu bewerkstelligen gesuchet, aber auch damit nicht zu Stande kommen können. Ihr Liebling, Burdelot, hatte einmal veranstaltet, daß Marcus Meibom, der ein gelehrtes Werk von der Musik der Alten geschrieben, öffentlich ein Chor nach der Art aufführen, und Naudäus nach demselben tanzen sollte. Weil aber Meibom, als der Sänger, eine sehr schlechte Stimme hatte, und deswegen verspottet ward, so verwandelte sich dieses Concert in eine Schlägerey. Der Inhalt der alten Chöre bestand übrigens darinn, daß man singend über allerhand Tugenden und Laster, wozu das Schauspiel Anlaß gegeben hatte, moralisirte. Die Chöre waren also gewissermaßen dem Stücke mit einverleibet, und dennoch von einer ganz andern Beschaffenheit, als die nun gebräuchlichen Opern; wogen sich sehr viel sagen läßt. Denn wie es sehr ungewöhnlich klinget, tägliche Unterredungenen in Versen anzuhören, so ist es noch viel unerträglicher, wenn man solche gar absingt; und daher ist, meinem Bedünken nach, der große Eifer, womit einige die Opern verfechten lediglich einem verderbten Geschmack zuzuschreiben. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich, daß sie meiner Meynung in Absicht auf die Oper beypflichten, und auch dasjenige nicht unangenehm finden, was ich von den Chören gesagt, die bey den Schauspielen der Alten gebräuchlich waren. Sie verlangen gegenwärtig von mir zu wissen, wie lange diese Chöre im Gebrauch gewesen. Ich bin aber nicht im Stande, hievon in Absicht auf die Comödien eine genaue Nachricht zu geben. Bey den Trauerspielen hat man sich ihrer eine lange Zeit bedienet, indem man noch die Chöre in dem Trauerspiel des Seneca antrifft. Bey den Lustspielen aber sind sie allem Vermuthen nach gleich nach den Zeiten des Aristophanes abgeschafft worden, da die Lustspiele eine andere Gestalt erhielten, und von dem Menander verändert wurden. Daß die Chöre in den Lustspielen des Menanders ausgelassen worden, solches kann man einigermaßen daraus abnehmen, weil man sie nicht in den lateinischen Schauspielen des Terenz antrifft, die nichts anders als übersetzte Stücke des Menanders sind, wo man nicht dafür halten will, daß die Römer diese Chöre nicht

so

so geschickt zu Lust- als zu Trauerspielen gefunden. Allem Vermuthen nach ist indessen doch diese Veränderung zu den Zeiten des Menanders geschehen, da die Athenienser anfiengen die unzüchtigen und dreisten Schauspiele zu verabscheuen, die von dem Aristophanes und andern verfertiget waren. Wie die alten griechischen Comödien beschaffen gewesen, solches kann man aus den Stücken des Aristophanes abnehmen, die uns annoch aufbehalten worden. Dieser Aristophanes besserte zwar die allerältesten Schauspiele aus, welche Thespis eingeführet, und in allerhand groben, wilden und unzüchtigen Handlungen bestunden, die von herumschwärmenden Acteurs vorgestellet wurden. Er brachte die Schauspiele in Ordnung, und ertheilte ihnen die Gestalt, welche sie noch haben. Allein die alte Unverschämtheit und Dreistigkeit blieb doch noch zurücke. Denn seine Schauspiele sind nicht nur mit den unzüchtigsten Stellen angefüllet, sondern er spottete auch in denselben über die vornehmsten und ansehnlichsten Männer, die er ohne Scheu mit Namen nennet, und deren Gestalt und Kleidung er durch vermummte Acteurs nachäffen lässet, um sie desto kennbarer zu machen. Ja er spottet so gar über die Religion der Stadt und über die vornehmsten Götter der Griechen. Ich will, um dieses zu beweisen, einen kurzen Auszug aus einem der vornehmsten Stücke des Aristophanes mittheilen. In der Comödie, welche den Namen Plutus führet, sagt

Mer

„Mercurius, weil die Athenienſer den Göttern „ſo ſparſam und ſelten Opfer brächten, daß man „im Himmel faſt für Hunger ſterben müßte, ſo „ſey er genöthiget worden, ſeine Dienſte einem „athenienſiſchen Bürger anzutragen, um bey dem„ſelben entweder als Schreiber oder als Knecht „zu dienen. Er wolle die ſauerſte Arbeit viel lie„ber übernehmen, als wieder gen Himmel reiſen, „wo weder etwas zu eſſen noch zu trinken ſey.“ In einem andern Schauſpiele (Ορνιθες) wird über die Religion noch ärger geſpottet. In demſelben heißt es: „Die Vögel hätten mitten in der „Luft eine Stadt gebauet, die den Göttern die „Zufuhr abgeſchnitten, und verhindert, daß der „Rauch von den Opfern, als die Nahrung der „Götter, nicht in den Himmel kommen können, „wodurch Jupiter ſo ſehr in die Enge getrieben „worden, daß er ſich ergeben, und einen ihm „höchſtſchimpflichen Friedenstractat mit dieſen „Vögeln eingehen müſſen. Der Ort, wo dieſer „Congreß gehalten ward, zu welchem Jupiter „drey Götter als Gevollmächtigte abordnete, „war ein mit allerhand Arten von Fleiſch ange„füllter Speiſeſahl, welches bey einen von die„ſen Geſandten, dem Hercules, einem ſolchen „Appetit erweckte, daß er ſich erbot, beſtändig „dort zu bleiben, um einen Bratenwender abzu„geben.“ Man muß ſich billig wundern, daß die Athenienſer dergleichen Schauſpiele nicht nur duldten, ſondern auch ſich daran vergnügen können, inſonderheit da man findet, daß ſie ſonſt

auch

auch in den allergeringsten Sachen orthodox gewesen. Man siehet aber aus diesem Exempel, daß die Orthodoxie und ein unordentliches Leben mit einander bestehen können. Denn die Athenienser konnten leiden, daß man über ihre Götter spottete, sie konnten es aber nicht dulden, daß man auch nur im allergeringsten von der einmal angenommenen Religion abwich. In dem Schauspiel, welches den Namen Νεφελαι führet, wird der grosse Weltweise Socrates offenbar verspottet, ungeachtet dieser Philosoph selbst zugegen war, und mit Kaltsinnigkeit ansahe, wie seine Person auf die unwürdigste Art verhönet ward. Ein andres Stück, welches den Namen Ιππεις hat, ist zwar nicht so tadelnswürdig, als vielmehr ungemein dreist und verwegen. Denn in demselben wird der athenienſische General Cleon lächerlich gemacht, und da niemand von den Schauspielern es wagen wollte, den Cleon auf dem Schauplatze vorzustellen, so spielte Aristophanes selbst diese Rolle, und nahm eine Maske vor, die dem Cleon ähnlich war. In dem Stücke selbst werden die bösen Eigenschaften dieses Feldherrn abgemahlet. In einem andern Stücke, Εκκλησιαζουσαι genannt, spottet Aristophanes über die ganze Bürgerschaft, und sagt, daß die Einwohner durch die Weiber regiert würden. In demjenigen Stücke aber, welchem er den Namen Lysistrata beygelegt, geht er noch weiter. Lysistrata, von welcher das Stück den Namen erhalten, war die Frau einer vornehmen

Magistratsperson, und diese zeigt auf dem Schauplatze nicht nur die Unordnungen an, die in der Regierung im Schwange giengen, sonder sie fügt auch hinzu, daß sie genöthiget sey, sich der Stadt nebst der Schatzkammer zu bemächtigen, weil solche von den vierhundert Männern, denen die Regierung anvertrauet wäre, ausgeplündert würde. In eben diesem Schauspiele sagt die Lysistrata auch, daß die Weiber allein fähig wären, die eingeschlichenen Unordnungen zu heben. So sehen die Stücke des Aristophanes aus; und allem Vermuthen nach sind die Schauspiele des Cratini und Eupolis eben so beschaffen gewesen, welche aber nicht bis auf unsre Zeiten gekommen sind. Dieses währte so lange, bis Lysander die Regimentsform veränderte, und den gemeinen Pöbel davon ausschloß. Von dieser Zeit an haben die Comödienschreiber sich nicht mehr erkühnet, noch lebende Magistratspersonen auf den Schauplatz zu bringen, und solche mit Namen zu nennen. Sie haben es bloß dabey bewenden lassen, verdeckter weise über sie zu spotten. Aber auch dieses ward abgeschafft, da Griechenland unter die Herrschaft von Macedonien kam. Von dieser Zeit an findet man in den Schauspielen nichts anders, als einen unschuldigen Scherz und eine wohlangebrachte Moral Von dieser Zeit nimmt auch die so genannte neue Comödie ihren Anfang. Ich bin ꝛc.

Der

Der dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie glauben, daß man von den heydnischen Orakeln eben dasjenige sagen könne, was ich von den in vorigen Zeiten so sehr gewöhnlichen Feuer und Wasserproben gesaget. Ich glaube es auch, und halte dafür, daß man am wenigsten irret, wenn man behauptet, daß die Orakel nichts anders als eine Betrügerey gewesen. Dieses hat der bekannte holländische Skribent van Dale weitläuftig darzuthun sich bemühet, und viele catholische Schriftsteller, unter denen auch der berühmte Fontenelle ist, haben seiner Meynung Beyfall gegeben. Die Einwendungen, welche man dagegen zu machen pflegt, werden theils von der Erfüllung der Orakel, theils von dem Zeugniß der Kirchenväter hergenommen, welche fast einhellig dafür halten, daß der Teufel dabey, wie man zu reden pflegt, sein Spiel gehabt. Die erste Einwendung ist von keiner sonderlichen Erheblichkeit, und zwar eines Theils, weil die meisten Antworten, die das Orakel ertheilte, zweydeutig waren, und nach eigenem Gefallen, und wie ein jeder es seinem Vortheil gemäß zu sein glaubte, ausgedeutet werden konnten; andern theils auch, weil man nur allein darauf Acht gegeben, wenn ein Orakel eingetroffen, nicht aber, wenn es, wie

es meistentheils geschahe, fehl geschlagen. Es ist demnach mit den Orakeln wie mit unsern heutigen Nativitätstellern und Sterndeutern beschaffen, die so lange weissagen, bis es endlich einmal durch einen Zufall eintrifft, und wenn solchergestalt der Ausgang mit ihrer Vorherverkündigung übereinstimmet, als Propheten angesehen werden. Was aber das Zeugniß der Kirchenväter betrifft, so kann solches eben so wenig als ein Endurtheil angenommen werden, insonderheit da die Erfahrung, die Geschichte und die gesunde Vernunft dagegen streiten; und diejenigen, welche die Ehre der alten Kirchenväter am eifrigsten vertheidigen, selbst gestehen müssen, daß diese ehrlichen Herren öfters gestrauchelt. Die klügsten und vornehmsten Heyden waren selbst überzeugt, daß unter den Orakeln ein Betrug verborgen lag. Und die Historie zeigt, daß man durch eine zu rechter Zeit bezeugte Freygebigkeit das Orakel zu Delphis dahin bringen konnte, daß es weissagte, was man wollte. Daher sagte Demosthenes, daß das Orakel philippisch wäre, weil man es durch Geschenke dahin gebracht hatte, daß es zum Vortheil des macedonischen Königs weissagte, und er bat daher die Athenienser, daß sie dem Beyspiel des Pericles und Epaminondas folgen, und an statt das Orakel zu fragen, ihre eigne Vernunft zu rathe ziehen möchten. Zwar sollen einige Orakelsprüche so klar und umständlich gewesen seyn, daß man nicht wohl sagen kann, daß die

Er

Erfüllung derselben bloß durch einen ungefähren Zufall geschehen, wohin man die Antworten, welche das Orakel dem Crösus, und nachher dem Kayser Trajan ertheilet, zu rechnen pflegt. Weil aber alles, was man aufgezeichnet findet, nicht eben für eine unstreitige Wahrheit zu halten, so kann auch die Meynung von einer hier vorgegangenen, und durch den Teufel bewirkten Zauberey, nicht durch diese oder jene Historie allein bestärkt werden, indem dergleichen Begebenheiten öfters bloß in dem Gehirne desjenigen, der sie erzählet, zu Hause gehören. Wenn man die Orakelsprüche dem Teufel zuschreibt, so ist es nicht zu begreiffen, wie es möglich gewesen, daß der Teufel so oft falsch weissagen, oder sich verleiten lassen können, für Geld zu weissagen, welches er doch nicht nöthig hat. Und eben so wenig ist es zu begreiffen, warum der Teufel diesen Weissagungsgeist aus allen gesitteten Ländern weggenommen, und solchen bloß nach Indien und Afrika versetzet. Einige Gottesgelehrte sagen zwar, daß die Orakel aufgehöret, wie das Christenthum seinen Anfang genommen; allein die Historie zeigt, daß die Orakel noch lange nachher gewähret, und unsre Reisebeschreibungen thun auch noch einiger Orakel Meldung, die bey gewissen weit entfernten Völkern angetroffen werden. Alle diese Schwierigkeiten aber werden gehoben, wenn man behauptet, daß alles entweder gar erdichtet, oder doch wenigstens der Betrügerey der Opferpriester zuzuschreiben sey. Untersucht

man aber die Ursachen, wodurch die Kirchenväter bewogen worden, die gegenseitige Meynung zu vertheidigen, so bestehen solche darinn: Diese guten Väter legten den alten Geschichten, worin der Orakel gedacht wird, gar zu großen Glauben bey, und weil sie in solchen Orakeln etwas zu bemerken meynten, welches natürlich zu seyn schien, so hielten sie dafür, daß man dieses entweder GOtt, oder dem Teufel zuschreiben müste. Weil sie es aber für sündlich hielten, GOtt dergleichen beyzulegen, so musten sie aus Noth die Orakel zu einem Werke des Teufels machen, sie liessen aber darüber aus der Acht, daß sie auf solche Art dem Teufel eine Eigenschaft beylegten, welche GOtt nur allein zukommen kann, nämlich künftige Dinge, bis auf die futura contingentia und uugefähre Zufälle, vorher zu sehen, von denen einige behaupten, daß solche Begebenheit nicht einmal unter der göttlichen Vorsehung begriffen sind. Ich habe bey verschiedenen, Gelegenheiten scherzweis gesagt, daß dem Teufel öfters unrecht geschehe, indem gegenwärtigen Fall aber erweiset man ihm, meinem Bedünken nach, gar zu viel Ehre, wenn man ihn der größten göttlichen Eigenschaften theilhaftig machet. Vielleicht dürften einige einwenden: Wenn man alles, was von den Antworten der heydnischen Orakel erzählt wird, für eine Betrügerey, und für eine Erfindung der Opferpriester hält, so könnten manche daher Anlaß nehmen, auch an der Wahrheit der israelitischen

Ora-

Orakel zu zweifeln. Aber das ist keine Folge. Denn man könnte auf solche Art auch sagen: Weil man die meisten Wunderwerke, die im Pabstthum, wie man uns überreden will, sollen geschehen seyn und noch geschehen, nicht glauben will, so können andre daher Anlaß nehmen, auch an den Wunderwerken Christi und der Apostel zu zweifeln? Die wahren Orakel sind von den falschen gar zu leicht zu unterscheiden, so wie die göttlichen Wunderwerke ihre gewisse Kennzeichen haben, wodurch sie sich von der menschlichen Gaukeley unterscheiden. Ich enthalte mich, ein mehrers hiervon anzuführen, da von keiner Materie wohl leicht so viel als von dieser geschrieben worden. Wer ein mehrers davon zu wissen verlangt, kann solches bey dem oben angeführten Herrn van Dale und denen, die gegen ihn geschrieben haben, im Ueberfluß finden. Ich will zum Beschluß bloß noch der artigen Erfindung erwehnen, deren ein Engländer sich bediente, um die Propheten und Wahrsager der neuern Zeiten zu beschämen, und irre zu machen. Der bekannte englische Wahrsager hatte sich eine Zeitlang damit abgegeben, künftige Dinge vorher zu sagen. Um diesem Wahrsager das Prophezeyen abzugewöhnen, gab ein sinnreicher Kopf vor, daß er das Handwerk weit besser verstünde und den Tag ja gar die Stunde vorher sagen könnte, wenn eine Sache geschehen würde. Hierauf fing er an, von den Begebenheiten des künftigen Jahres zu weissa-

gen, und ſagte unter andern, daß der berühmte engliſche Wahrſager zu einer gewiſſen Stunde des Nachts in einem Monate, den er willkühlich angab, plötzlich ſterben würde. Und weil er dieſes mit einer großen Gewißheit vorgab, ſo ward der Wahrſager dadurch nicht nur in eine große Angſt geſetzt, ſondern die Begebenheit gab auch zum Gelächter und allerhand Scherzreden Anlaß. Ich bin ꝛc.

Der ein u. dreyſigſte Brief.

Mein Herr,

Es ſcheint, daß ihnen dasjenige was ich unlängſt von den Schauſpielen beygebracht, nicht unangenehm geweſen, indem ſie zu wiſſen verlangen, ob die Schauſpiele auch bey den Türken u. andern morgenländiſchen Völkern im Gebrauche ſind. In den Reiſebeſchreibungen habe ich nichts beſonders angemerkt, welches hieher gezogen werden könnte. Weñ alſo die Türken, die Perſianer, die Indianer und andre weit entfernte Völker ſich derſelben bedienen, ſo müſſen ſolche Schauſpiele nicht viel auf ſich haben, und nicht wie bey uns auf öffentlichen Schauplätzen vorgeſtellet werden. Chardin bezeugt in ſeiner umſtändlichen Beſchreibung von Perſien, daß die Perſianer, wenn ſie ſich eine Luſt machen wollen, dazu ihre eignen Wohnungen

gen erwählen, und allerhand Tänzer, Sänger und Gaukler dahin kommen lieſſen. In China allein findet man Schauſpiele, welche faſt eben wie unſre europäiſchen beſchaffen, und in Aufzüge und Auftritte eingetheilet ſind. Die Einheit des Orts und der Zeit aber, und andre theatraliſche Regeln werden in dieſen Schauſpielen nicht im geringſten in Acht genommen, worüber man ſich um ſo viel weniger zu wundern hat, da dieſe Regeln in Europa auch nicht eher, als im vorigen Jahrhundert, und kurz vor den Zeiten des Moliere beobachtet worden. Dieſe Schauſpiele werden auch bey den Chineſern insgemein bloß in den Häuſern der vornehmſten Herren oder der Mandarins nach der Mahlzeit vorgeſtellet, und die Chineſer ſind mit ihren Schauſpielen wohl zufrieden, wenn ſolche nur geſchickt ſind, den Zuſchauern einen Begriff von der Tugend und dem Laſter beyzubringen. Du Halde erwehnt in ſeiner Beſchreibung von China einer Sammlung von hundert Schauſpielen, welche unter der Regierung des Yvens ſollen ſeyn verfertiget worden, und führt unter andern ein Trauerſpiel an, welches den Titel hat: Tchao chi Cou ell, oder: Der kleine vaterloſe Wayſe aus dem Hauſe des Tchao. Dieſes iſt das fünf und achtzigſte Stück in der vorangeführten Sammlung, und iſt von dem P. de Premare ins Franzöſiſche überſetzt worden. Dieſer Premare ſagt, daß die Chineſer zwiſchen einem Trauer- und Luſtſpiel keinen Unterſcheid machen. Eine

jede Gesellschaft von Schauspielern besteht bey ihnen aus acht oder neun Acteurs, von denen ein jeder seine eigne Rolle und seinen beständigen Charakter hat, wie solches auch bey den italienischen Schauspielen gewöhnlich ist, von denen ich in meinen lateinischen Briefen geredet habe. Die übersetzte Tragödie besteht aus fünf Aufzügen, welche sie Tche nennen, und ein jeder Aufzug hat wiederum seine Auftritte. Ausser dem aber trifft man auch noch ein kleines Vorspiel an, welches in der Chinesischen Sprache Sie tee heisset, und worinn verschiedene Personen auf den Schauplatz kommen. Weil dieses Vorspiel nicht weitläuftig ist, so will ich das vornehmste daraus anführen, damit sie, mein Herr desto eher im Stande seyn mögen, von dem Geschmack der Chineser in Absicht auf die Schauspiele zu urtheilen.

Das Vorspiel.

Der erste Auftrit.

Tou ngan Cou allein.

„Ein Mensch ist nicht darauf bedacht, einen Ty„ger zu beschädigen, aber ein Tyger sucht den Men„schen zu schaden. Wenn wir uns nicht beyzeiten „dagegen zu verwahren suchen, so gereuet es uns „nachhero. Ich bin Tou ngan Cou, der vornehm„ste Kriegsminister in dem Königreiche Pfin. „Ling King, mein Herr und König, hat zweene „Minister, auf welche er sich gänzlich verläst.

Durch

„Durch den einen regiert er sein Volk, dieses ist „Tchao Tun. Dem andern aber, nämlich mir, „hat er sein Kriegsherr anvertrauet. Unsre Be„dienungen haben zu einer großen Feindschaft un„ter uns Anlaß gegeben. Ich habe mich stets be„müht den Tchao zu stürzen, es hat mir aber bis„her noch niemals gelingen wollen. Tchao So, „ein Sohn des Tuns, hat die Tochter des Königs „geheyrathet. Ich hatte einen Mörder bestellet, „der über die Mauren von dem Pallast des Tchao „Tun steigen, und ihn umbringen sollte. Al„lein dieser Mörder stieß den Kopf an einen „Baum, und starb. Tchao Tun gieng einmal „aus seinem Pallaste, um das Volk zur Arbeit auf„zumuntern, und fand unter einem Maulbeer„baum einen Mann der vor Hunger halb todt „war. Er ließ ihm gleich Essen und Trinken rei„chen, und erhielt ihn dadurch beym Leben. Zu „eben derselben Zeit langte ein fremder König an, „der einen großen Hund mitbrachte, der Chin „ngao hieß. Diesen Hund schenckte der König „mir, und ich faßte den Entschluß, mich desse„ben zu bedienen, um meinen Feind umzubringen. „Ich ließ in meinen Garten eine mit Stroh aus„gestopfte Figur hinsetzen, die wie Tchao geklei„det, und ihm ähnlich war, und ließ den Bauch „dieser Figur mit Eingeweiden und Gedärmen „von einem Schafe anfüllen. Auf diesen Stroh„mann hetzte ich meinen Hund, nachdem ich den„selben vorher einige Tage fasten lassen. Der „Hund, welcher heftig hungrig war, grif den

Stroh-

„Strohmann mit großer Wuth an, riß denselben „nieder, und verzehrte die in dem Bauch verbor„genen Eingeweide und Gedärme. Ich übte die„sen Hund hundert Tage durch ohne Unterlaß in „dieser Beschäftigung. Wie diese Zeit verstri„chen war, so begab ich mich nach Hofe, und sag„te öffentlich, es wäre ein Verräther am Hofe „vorhanden, der Ihro Majestät nach dem Leben „trachtete. Wie der König sich hierauf erkun„digte, wer der Verräther sey, so antwortete ich: „Der Hund, den Ew. Majestät mir geschenket, „soll denjenigen anzeigen, der es ist. Ich führte „hierauf der Hund zu dem König, da Tchao „Tun, mein Feind, eben in seinen gewöhnlichen „Kleidern zugegen war. Sobald der Hund „(Chin ngao) den Tchao Tun gewahr ward, „so fieng er an zu bellen, worauf der König mich „bat, den Hund los zulassen, und sagte: Tchao „Tun muß der Verräther seyn. Wie ich den „Hund los ließ, so verfolgte derselbe den Tchao „allenthalben auf dem Königlichen Saal. Der „Hund aber ward zum Unglück von einem Man„darin getödtet. Tchao suchte sich hierauf mit der „Flucht zu retten, und wollte auf einem Wagen „entfliehen. Weil ich aber bereits voraus gese„hen, daß er dieses zu thun suchen würde, so hatte „ich schon vorher eines von den Rädern in Stücken „schlagen lassen, daß er sich des Wagens nicht be„dienen konnte. In dieser Angst stellte sich ein „starker Mann ein, der ihn auf seinen Schultern „durch die Berge trug, und also sein Leben rettete.

Man

„Man vernahm nachher, daß es eben derselbe Mañ „gewesen, den Tchao Tun ehedem unter einem „Maulbeerbaum gefunden u. erquickt hatte. Weil „mein Ansehen sich durch diese Entdeckung bey dem „Könige mehrte, so wirkte ich einen Befehl aus, „daß Tchao mit seinem ganzem Hause und allen „Bedienten, drey huntert an der Zahl, umge„bracht werden sollte, und es blieb niemand übrig, „als sein Sohn Tchao So und dessen Gemahlin, „welche eine Tochter des Königs war. Diesen „scheuete ich mich öffentlich hinrichten zu lassen, „und schickte ihm also, gleichsam als wenn ich vom „Könige dazu Befehl erhalten, drey Mörderin„strumente, einen Strick, Gift und einen Dolch „zu, und ließ ihm die Wahl, welches von diesen „dreyen er sich erwählen wollte.“ (Gehet ab)

Der zweyte Auftritt.

Tchao So. Die Printzeßin, seine Gemahlin.

„Ich bin Tchao So. Wer solte gedacht ha„ben, daß Tou ngan Cou aus Eifersucht den Kö„nig dahin bringen würde, unser ganzes Haus, „dreyhundert an der Zahl, umbringen zu lassen. „Priuzeßin, nimm die letzten Worte deines Ge„mahls wohl zu Herzen. Ich weiß, daß du „schwanger bist. Wo du eine Tochter zur Welt „bringst, so habe ich dir nichts zu sagen. Wo „du aber mit einem Sohne entbunden wirst, so le„ge ich ihm noch vor der Geburt einen Namen „bey, und will daß er ein Wayse des Tchao heis„sen soll. Erziehe ihn mit Fleiß und aller Sorg-

falt,

„falt, damit er einmal sein Geschlechte rächen mö-
„ge.

Die Prinzeßin.

„Ach ich kann für Betrübniß nicht reden.

Ein Bote.

„Ich bringe hier im Namen und auf Befehl
„des Königs, einen Strick, Gift und einen
„Dolch, um diese drey Stücke seinem Schwie-
„gersohne zu übergeben. Der König läßt ihm
„die Wahl, welches von diesen dreyen er sich er-
„wählen will. Ich habe zugleich Befehl, nach
„seinem Absterben, seine Gemahlin in ihren Pal-
„last einzuschliessen. Es hat kein Verzug statt,
„sondern der Wille des Königs muß gleich voll-
„zogen werden.

Er wird den Prinzen gewahr und, sagt

„Tchao So! falle auf die Knie, und höre den
„Befehl des Königs an, welcher darin bestehet:
„Weil dein Haus sich des Lasters der belei-
„digten Majestät schuldig gemacht, so sind alle
„diejenigen, welche dazu gehöret, hingerichtet
„worden. Du bist noch allein übrig. Weil du
„aber des Königs Schwiegersohn bist, sollst du
„nicht öffentlich hingerichtet werden. Siehe,
„hier sind drey Stücke, welche der König dir
„schicket. Eines davon mußt du dir erwählen.

Der Bote fährt fort zu reden.

„Der König befiehlt ferner, daß deine Ge-
„mahlin in ihren Pallast eingeschlossen werden,

und

„und beständig darin bleiben soll. Der Name „von Tchao soll gänzlich vertilget werden. Des „Königs Befehl leidet keinen Verzug, richte „dich darnach, und bringe dich gleich um.“

Tchao So.

„Ach Prinzeßin, was soll ich bey diesem Un„glück anfangen.“

Er stimmet hierauf ein Lied an, worinn er sein Unglück beklaget.

Die Prinzeßin,

„Ach Himmel erbarme dich über uns. Man „hat unser ganzes Haus ausgerottet, und die „unschuldig Ermordeten liegen unbegraben.“

Tchao So singend.

„Ich werde wohl eben so wenig begraben wer„den als die andern. Prinzeßin, vergiß nicht, „was ich dir gesagt habe.“

Die Prinzeßin.

„Ich werde es niemals vergessen.“

Tchao So wiederhohlt seine vorige Erinnerung singend, und ersticht sich selbst mit einem Dolch.

Die Prinzeßin.

„Ach mein Gemahl! ich sterbe für Angst und „Wehmuth.“

Der Bote.

„Tchao So hat sich erstochen. Er lebt nicht „mehr. Seine Gemahlin ist eingeschlossen. Ich muß

„muß eilen, und dem Könige anzeigen, daß „sein Befehl vollzogen worden.“

Hiermit endiget sich das Vorspiel, und die Tragödie nimmt gleich darauf ihren Anfang, welche aus fünf Aufzügen bestehet, und folgenden Inhalts ist.

„Die Prinzeßin bringt einen Sohn zur Welt, „welchen Tou ngan Cou auch umzubringen „trachtet, damit niemand mehr von diesem „Hause übrig seyn möge, der den Tod der an„dern rächen könne. Die Prinzeßin, welche dies„ses befürchtet, offenbaret es ihrem Leibarzt „Tching Yoch, der, um das Leben dieses Kin„des zu retten, dasselbe in seinem Medicamen„tenkasten heimlich wegbringt. Er wird aber „unterwegens von einem hohen Kriegsbedien„ten, Namens Han Koue, ertappet, der bey „dem Gefängniß der Prinzeßin die Wache hat„te. Wie dieser Officier von den wahren Umstän„den der Sache unterrichtet wird, so jammert „ihn das Kind dergestalt, daß er den Entschluß „faßte, viel lieber selbst zu sterben, als zuzuge„ben, daß das Kind dem Tyrannen in die Hän„de fallen sollte. Er bittet daher den Arzt, den „jungen Prinzen zu erretten, und ersticht sich „hierauf selbst.“ Mit solchen heroischen Thaten ist die ganze Tragödie angefüllet, wie man aus dem weitern Verfolg abnehmen kann. „Der „Arzt, welcher voller Sorgen ist, und nicht weiß, „wie er das Kind am besten verbergen soll, nimmt sei-

„seine Zuflucht zu einem alten Officier, Namens „Kong Lun, und bittet sich desselben Beystand „aus. Er sagt, wie er willens sey, um den neu„gebornen Prinzen zu retten, seinen eignen Sohn „für den Prinzen auszugeben, und solchen für die „Erhaltung des Prinzen, so wie sich selbst, mit „Freuden aufzuopfern. Der alte Officier ant„wortet darauf, weil er, der Arzt, annoch jung, er „aber, der Officier, bereits alt sey, so wolle er den „Sohn des Arztes zu sich ins Haus nehmen, in„dem es besser sey, wenn ja einer von ihnen bey„den sterben sollte, daß das Looß ihn, als einen al„ten Mann, träfe. Hierüber streiten diese bey„den redlichen Männer eine lange Zeit miteinan„der. Endlich werden sie einig, daß der Arzt den „jungen Prinzen in seinem Hause verbergen, der „alte Officier aber das kleine Kind des Arztes zu „sich nehmen, und solches für den jungen Prin„zen ausgeben soll, welches auch geschiehet. Und „damit dieses desto wahrscheinlicher seyn möge, „so reden sie mit einander ab, daß der Arzt es „selbst entdecken, und dem Tyrannen anzeigen soll, „daß der neugeborne Prinz in dem Hause des „Kong Lungs, oder des alten Officiers, verbor„gen sey. Der alte Officier wird hierauf sogleich „gefangen gesetzt. Um die Sache desto glaub„würdiger zu machen, so stellt sich derselbe an, als „wenn er von der ganzen Sache nichts wisse, wes„falls er jämmerlich geschlagen und gepeiniget „wird, und der Doctor muß sich selbst zum Büt„tel gebrauchen lassen. Dieses alles aber über-

„steht dieser alte Mann mit einer unbeschreibli-
„chen Gedult. Inzwischen aber wird das Kind
„entdeckt, und sogleich ermordet, worauf der alte
„Officier, nachdem er dem Tyrannen seine Gott-
„losigkeit vorgehalten, sich selbst ersticht. Der
„Angeber gelangt hierauf bey dem Könige zu ei-
„nem großen Ansehen, und nimmt seinen ange-
„nommenen Sohn zu sich, den er als sein eigen
„Kind erziehet. Der junge Prinz wird also un-
„ter einem falschen Namen nicht allein erhalten,
„sondern auch herrlich auferzogen, bis er das
„zwanzigste Jahr erreicht, da ihm denn der Arzt
„die ganze Historie erzählt, und zur Rache auf-
„muntert; welche der Prinz um so viel freyer
„ausüben konnte, da der König inzwischen von
„dem tyrannischen Verfahren des Ministers
„Nachricht erhalten hatte. Dieser Verräther
„wird daher dem Prinzen in die Hände geliefert,
„der ihn auf die schmählichste Art hinrichten läs-
„set.“ Das Stück wird hierauf mit der Mo-
ral geendiget, daß die Tugend und Redlichkeit
belohnt wird, die Ungerechtigkeit und Tyranney
aber dennoch endlich bestraft werden.

Dieses ist der Inhalt des Trauerspiels, wor-
aus man sieht, daß die Chineser durch ihre Trau-
erspiele die Tugend den Zuschauern einzuprägen
und angenehm zu machen suchen. Der Inhalt
ist demnach lobenswürdig und nützlich, und mun-
tert nicht nur zum Wohlthun und zur Dankbar-
keit auf, sondern lehret auch, daß man einen ehr-
lichen Namen, und ein gutes Gerüchte höher als

das

das Leben schätzen müsse. Zwar scheint der Heroismus ein wenig zu weit getrieben zu seyn, und der so oft in diesem Trauerspiel vorkommende Selbstmord ist anstößig. Wenn man aber bedenkt, daß die Heyden den Selbstmord nicht allein für erlaubt, sondern auch in gewissen Fällen für eine Tugend halten, so kann man einigermassen gelinder davon urtheilen. Was aber die äusserliche Gestalt und Einrichtung dieses Trauerspiels anbelanget, so ist solche ganz unordentlich. Denn die Einheit des Orts ist gar nicht beobachtet, und das Stück begreift eine Zeit von zwanzig Jahren in sich. Der Tyrann sagt z. E. bey dem Schluße des dritten Aufzugs, daß er vor kurzer Zeit den jungen Prinzen ermorden lassen, und im Anfange des vierten Aufzugs ist der Prinz schon zwanzig Jahre alt. Es ist also dieses Stück denjenigen unordentlichen Stücken ähnlich, die ehedem hier in Copenhagen von einer Bande herumschwärmender Comödianten vorgestellet wurden, und worüber ich in der Comödie, die den Namen Ulysses führet, gespottet. Auch dieses ist seltsam, daß die chinesischen Acteurs ihre Rollen theils hersagen, theils aber auch absingen. Man muß sich indessen billig über diese Erfindung der Chineser, so wie über viele andre von ihren Erfindungen, wundern, insonderheit da sie keinen Umgang mit andern Nationen gehabt, deren Einsicht sie sich hätten können zu Nutze machen. Ich bin ꝛc.

Der zwey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeigen mir in ihrem Schreiben das Vergnügen, welches sie in dem abgewichenen Winter hier in Copenhagen an unsern Schauspielen gefunden, insonderheit da solche von den neuen dänischen Acteurs mit einem bessern Erfolg vorgestellet worden, als man hätte glauben sollen. Wie ich merke, so hat ihnen unter allen kein Stück besser gefallen, als Jean de France, und zwar nicht sowohl deswegen, weil es in der Vorstellung das beste ist, sondern weil es das Hauptlaster unsrer Nation angreift, welche alles, was bey uns zu Hause gehöret, verabscheuet, alles aber, was aus der Fremde herkommt, sogleich annimmt und hochschätzt. Ich hege in diesem Stücke gleiche Gedanken mit ihnen, und halte daher auch den Jean de France für das nützlichste unter allen meinen Schauspielen. Der Herr Professor Gottsched, der dieses Stück ins Deutsche übersetzen lassen, und in seine Schaubühne eingerücket, urtheilet auf eine gleiche Art davon, ungeachtet die Deutschen nicht so sehr an dieser Krankheit darnieder liegen, als die Dänen und Norweger. Denn diese beyden letztgenannten Reiche sind fast die einzigen auf der Welt, wo man Leute findet, die sich eine Ehre

daraus

daraus machen, daß sie ihre eigne Mutterspra-che nicht verstehen. Sie billigen es übrigens, wie ich merke, daß ich den umgekehrten Rock des Jean de France in einen grossen Haarbeutel verändert, welcher den Rücken bedecket, indem das erste ein wenig gar zu weit getrieben gewesen. Ich lasse dieses dahin gestellet seyn, ungeachtet ich bemerket, daß alle Zuschauer nicht damit übereingestimmet, indem die Erfahrung lehret, daß eine Kleidertracht, wie unbequem, thöricht und verkehrt solche auch im Anfange zu seyn scheinet, dennoch zierlich und anständig wird, so bald solche nur in Paris Mode ist. Wir lachen über die grossen Bügelröcke unsers Frauenzimmers. Wenn wir aber nur unsre eignen Kleider, unsre engen Ermel, und unsre ausgestopften Schösse, die so schwer wie ein Harnisch sind, betrachten, so haben wir keine sonderliche Ehre mitzusprechen. Wir müssen vielmehr gestehen, daß wir eben so gehorsame Unterthanen von den parisischen Schneidern sind, als unsre Weiber und Töchter. Europa ist, was diesen Punct anbetrifft, in eben demselben Zustande, als es in Absicht auf die Religion war, ehe die Reformation Lutheri ihren Anfang nahm. Damals war man gezwungen, alle Meynungen, die zu Rom ausgebrütet wurden, wie seltsam solche auch waren, anzunehmen; gegenwärtig werden wir genöthiget, alle Moden in der Kleidertracht anzunehmen, welche die parisische Schneiderfacultät für gut findet uns vorzuschreiben. Das eine ist sowohl

eine Tyranney, als das andre. Damals ward man in den Bann gethan, wenn man sich wegerte blindlings zu glauben, was der Pabst für gut hielte, in der Lehre festzusetzen. Heute zu Tage werden diejenigen verlacht, verachtet, und gleichsam aus der menschlichen Gesellschafft ausgestoßen, die in der Kleidertracht die Conclusa und Canones der pariſiſchen Schneiderfacultät nicht annehmen wollen. War die erste Tyranney härter; so ist die zweyte schimpflicher. Damals seufzten wir unter einer geistlichen Herrschaft, nun aber stehen wir unter einem Schneiderregiment. Man findet zwar einige Nonconformisten in diesem oder jenem Lande, insonderheit in Spanien und Portugall, wo die Einwohner bisher ihre alte Tracht beybehalten. Diese aber werden in Paris mit eben so gehäßigen Augen angesehen, als die Waldenser und Wikleſiten ehedem in Rom angesehen wurden, und man lacht über sie, als über halsstarrige Ketzer und Separatisten, die dem Strome nicht folgen wollen. Ich erkühne mich bey diesen Umständen nicht, den Europäern anzurathen, dieses Schneiderjoch abzuwerfen, damit man mich theils nicht für einen Separatisten halten möge, theils aber, weil ich glaube, daß es doch vergeblich seyn würde, indem die pariſiſchen Schneider, die in einer so langen Zeit das Recht ausgeübt, allen Nationen die Moden in den Kleidern vorzuschreiben, sich auf den langen und ruhigen Besitz beziehen können. Ich wünschte nur, daß man uns so lan-

ge mit neuen Moden verschonen möchte, bis man die alten Kleider erstlich verbrauchet. Denn in Wahrheit, die parisische Schneiderfacultät übt in der schnellen Veränderung der Moden eine weit grössere Gewalt aus, als der Pabst jemals in der Religion gethan hat. Die römischen Päbste haben zwar der Religion öfters eine neue Gestalt gegeben; sie haben aber doch dem Volke einigermaßen Zeit gegönnet, den alten Glauben aufzubrauchen, ehe sie denselben durch ihre Canones völlig unbrauchbar gemacht, und in eine neue Form gegossen haben. Man darf nur das päbstliche Recht mit den Verordnungen der parisischen Schneiderfacultät zusammenhalten, um davon überzeugt zu werden. Vor kurzer Zeit klagte mir ein Freund, daß ihm drey neue Kleider, welche er sich machen lassen, aus der Mode gekommen, und unbrauchbar geworden, weil er zwey Jahr Trauerkleider tragen müssen, und daher die andern inzwischen nicht tragen können. Ich konnte nicht umhin, seine Klage für billig zu erklären, ich konnte ihm aber auch keinen andern Trost geben, als daß er diese Kleider abschaffen, und sich andre machen lassen müste, wo man ihn nicht für einen Separatisten halten sollte. Er antwortete mir zwar, die Kleider sind noch ganz neu, ich aber stellte ihm vor, daß dieses alles nichts helfen könnte, und daß die Kleider doch alt wären. Denn man müste in diesem Fall eben so wohl, wie bey gewissen allenthalben angenommenen Meynungen, auf seine

Sinnen Verzicht thun. Wenn er aber meinen Worten keinen Glauben beymessen wollte, so sollte er es auf die Erklärung der Schneider ankommen lassen. Ich habe mir öfters Mühe gegeben, die eigentliche Beschaffenheit dieser souverainen Schneidersocietät ausfündig zu machen, und zu erforschen, ob die Schneider ordentliche Versammlungen anstellten, ein eignes Protocoll führten, und solche Dinge darinn vornähmen, welche in andern Collegiis beobachtet werden. Allem Vermuthen nach werden die neuen Moden nach der Mehrheit der Stimmen festgesetzt, denn sonst könnte eine solche Einförmigkeit in Absicht auf die neuen Kleidertrachten nicht statt haben. Ich habe aber davon keine sichere Nachricht einziehen können. Ich bin daher auf die Gedanken gekommen, daß die Mitglieder dieser Facultät zur Verschwiegenheit verpflichtet, und eben so geheimnißvoll sind, als die Freymäurer. Ich hgbe oft darüber mit einem Schneider in Paris gescherzet, in dessen Hause ich mir ein Zimmer gemiethet hatte. Derselbe aber lächelte allemal, so oft ich davon zu reden anfieng, als wenn er sagen wollte, weil die Welt betrogen seyn will, so muß sie betrogen werden. Ich verarge es den Schneidern nicht, weil ihre Nahrung dadurch befördert wird, und halte ihre Societät für vernünftiger, als die Gesellschaft der Freymäurer, und ihre Verschwiegenheit von einer grössern Nothwendigkeit. Ich kann dieses einzige nur nicht begreifen, wie alle

Nationen es so lange mit Gedult ertragen können, daß man auf eine solche Art mit ihnen umgeht. Dieses ist eines von den seltsamen Dingen, welches die unterirdischen Völker am wenigsten begreifen konnten. Ich bin ꝛc.

Der
drey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich statte ihnen für die mir zugesandte sogenannte Universalgeographie den verbindlichsten Dank ab. Meinem Bedünken nach ist dieses Werk gut gerathen. Weil es aber nur ein Auszug aus andern Erdbeschreibungen ist, so werde ich diesem Buche keinen Platz in meiner Bibliothek einräumen, als welche bloß solche Bücher in sich faßt, die zuverläßig sind, und welche ich in meinen Schriften wieder anführen kann. Die alten Geographi reiseten selbst die Welt durch, und machten sich die Städte bekannt, welche sie beschreiben wollten, damit ihre Schriften zuverläßig, und sie nicht genöthiget werden möchten, mit fremden Augen zu sehen. Mit einem solchen Fleisse sind die Erdbeschreibungen des Strabo, des Pausanias und andrer abgefaßt. Zu unsern Zeiten aber trägt man kein Bedenken, die äussersten Winkel der

Welt zu beschreiben, ungeachtet man keinen Schritt aus seinem Geburtsort gethan hat. Denn ein jeder, der die Feder führen, und eine Materie einigermaßen einkleiden kann, hält sich für geschickt, alles zu schreiben. Wenn der Schuster von Jerusalem, der nunmehro schon so viele hundert Jahre die ganze Welt durchstrichen, sich die Mühe geben und eine Universalgeographie schreiben wollte, so könnte man sich etwas zuverläßiges versprechen, weil aber dieser ehrliche Mann bloß auf die Theologie gereiset, so hat er allem Ansehen nach keine Lust gehabt, sich einer andern Arbeit zu widmen. Man weiß auch nicht, wo er sich gegenwärtig aufhält, oder wohin er seinen Weg genommen, nachdem er Hamburg vor einigen Jahren verlassen. Einige glauben, daß er verschwunden sey. Andre aber stehen in den Gedanken, daß er derjenige sey, der sich nun Theodor den Ersten, König von Corsica, nennet, weil dieser Herr von gleichem Naturell mit dem Schuster von Jerusalem ist, nämlich ein perpetuum mobile. Dieser Meynung aber kann ich nicht beypflichten. Denn man bemerkt nicht, daß Ihro corsische Majestät der Theologie und Andacht sonderlich ergeben sind, welche allein den Character des Schusters von Jerusalem ausmacht, ungeachtet der König Theodor sonst nicht weniger ein ganz ausserordentliches Phänomenon ist. Wenn dieser eine Universalgeographie schreiben wollte, so könnte solche auch zuverläßig werden. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß

er

er in dieser Absicht so viele weitläuftige Reisen übernommen. Es ist übrigens dieser Theodor einer von den wundernswürdigsten Männern, der in vielen Jahrhunderten zum Vorschein gekommen, und keine Historie würde angenehmer als die seinige zu lesen seyn, wenn sie von einer unpartheyischen Feder vollständig beschrieben würde. Man würde in derselben eine Kette von ungewöhnlichen und seltsamen Begebenheiten antreffen, und den König Theodor wie ein Chamäleon erblicken, welches alle Jahre eine neue Gestalt annimmt. Denn bald ist er ein Baron, und bald wieder ein König, bald reiset er mit einem grossen Gefolge herum, bald giebt er sich nirgends zu erkennen, bald hat er die Schatzkammer eines ganzen Reichs zu seinen Diensten, bald ist er seines täglichen Brodts halber bekümmert. Wenn man sich nach seiner Baronie erkundiget, kann man nicht erfahren, ob man solche auf der Erde oder in einem andern Planeten suchen muß; und fragt man nach seinem Reiche, so zeigt er, weil er alle Monate in einem fremden Lande ist, bald gegen Abend, bald gegen Mitternacht, und bald gegen Morgen, und sagt. „Sehet, da „liegt das Königreich, welches ich gegründet ha„be. „ Man bemerkt indessen nicht, daß so grosse und unaufhörliche Verwandlungen seinen Muth niederschlagen. Er bleibt vielmehr bey allen Zufällen standhaft, und schickt sich wie Alcibiades in alle Begebenheiten, so gut er kann, und sagt mit jenem Mann bey dem Petronius: Modo sic,

modo sic. Ganz Europa hat mit Verlangen erwartet, was diese Sache für einen Ausgang nehmen würde, weil aber die ganze Historie geheimnißvoll ist, so schlagen alle Muthmaßungen fehl; und es ist hier wie mit einem Schauspiel beschaffen, wo man mit grossem Verlangen auf die Entwickelung wartet, die man aus den vorhergehenden Aufzügen nicht errathen kann. Indessen muß dieser Theodor dennoch einige gute Eigenschaften besitzen, und mit einer ungemeinen Hurtigkeit und Beständigkeit bey allen Zufällen begabt seyn. Er muß auch eine genaue Kundschaft von dem Zustande des Erdkreises haben, um welchen er wie ein Planet viele Jahre herumgeschwärmet. Wenn derselbe demnach dermaleinst zur Ruhe kommen, und eine Universalgeographie schreiben wird, so werde ich solche viel lieber, als diejenige kauffen, welche sie mir neullch zugesandt haben. Ich bin ꝛc.

Der
vier und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe auf ihr Verlangen den Prediger gehöret, dessen Predigten sie so sehr erheben. Ich muß gestehen, die Predigt war sehr zierlich und wohl abgefaßt, und ich halte diesen Mann für einen geschickten Redner. Weil aber

aber die ganze Rede mit Allegorien und Vorbildern angefüllet war, von denen ich kein Liebhaber bin, so bin ich nicht sonderlich dadurch erbauet worden. Ich glaube indessen nicht, daß dieser Prediger ein würcklicher Coccejaner ist. Ich glaube vielmehr, daß er sich der vielen Allegorien bloß zu dem Ende bedienet, um seine Rede damit auszuschmücken, weil, wie die Erfahrung lehret, viele Prediger aus keiner andern Absicht allegorisiren. Aber eben dieses, welches man bloß gebraucht, um die Rede dadurch zu zieren, ist mit der Zeit so sehr gemißbraucht worden, daß man daraus würkliche Erklärungen der Schrift gemacht hat. Und meiner Meynung nach haben die Allegorien der alten Kirchenväter und der sogenannte Coccejanismus unsrer Zeiten keinen andern Ursprung. So hat z. E. jemand von dem rothen Seil, welches Rahab an ihr Fenster zum Zeichen für die Israeliten band, daß solche ihr Haus verschonen sollten, wenn Jericho bestürmet ward, um seine Rede auszuschmücken, gesagt: So wie das Haus der Rahab durch das Zeichen des rothen Seils befreyet und errettet ward, so ist auch das menschliche Geschlecht durch das rothe Blut Christi, welches derselbe am Kreuze vergossen, erlöset worden. Dieser rednerische Einfall, welcher im Anfange bloß dahin abgezielet, um die Rede auszuschmücken, ist mit der Zeit eine würkliche Erklärung geworden, und man hat nachher behauptet, das rothe scharlachene Seil der Rahab sey ein Vorbild des Leidens

Chri-

Christi. Dieses ist, meinem Bedünken nach, die eigentliche Ursache von der allegorischen Schwachheit oder Typomanie, welche mit der Zeit so sehr überhand genommen, daß die ganze heilige Schrift, sowohl alten als neuen Testaments, allegorisiret worden, und man in einer jeden Linie ein Vorbild von einer zukünftigen Begebenheit entdeckt hat; worüber mit der Zeit fast eben so viele Streitigkeiten, als über würkliche Erklärungen, entstanden sind. Man hat zu unsern Zeiten davon besondere Beyspiele unter den Coccejanern wahrgenommen. Die einzige Historie von dem Hunden, die dem Lazarus seine Schweren leckten, hat zu verschiedenen Erklärungen Anlaß gegeben. Einige sagen, daß unter diesen Hunden die heydnischen Priester und cynischen Weltweisen zu verstehen. Andre aber glauben, daß überhaupt die Heyden dadurch müßten verstanden werden. Noch andre sagen, daß die Apostel dadurch angezeigt würden, welche den Heyden ihre Wunden und Schweren leckten u. s. f. Einige alte Kirchenlehrer, und insonderheit Origenes, haben diese Sache sehr weit, und fast gar zu weit getrieben. Wenn es z. E. heißt, daß Christus diejenigen aus dem Tempel gejagt, welche darinn gekauft und verkauft, so sagt er: der Tempel sey die Gemeine, die Kaufleute aber die falschen Prediger, welche mit dem Evangelio ein Gewerbe trieben. Allem Vermuthen nach hat er so wenig, als ein andrer Kirchenlehrer, den buchstäblichen Sinn der Schrift ge-

läug-

läugnet, u. daher sind die Worte Lutheri, wenn derselbe in præfat. ad form. spirit. intell. sagt: „Die heilige Schrift sowohl alten als neuen Te„staments muß allegorisch erkläret werden, weil „es heißt: Ich will meinen Mund aufthun in „Gleichnissen, „ nicht also anzunehmen, daß man die g[illegible] Historie und den buchstäblichen Sinn der S[illegible]rift verwerfen müsse. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieses einem alten Allegoristen, oder einem heutigen Coccejaner, jemals in den Sinn gekommen. Nichts destoweniger haben doch einige Naturalisten, und insonderheit der bekannte Woolston, davon einen Gebrauch gemacht, um alles in der heiligen Schrift, die Lebensgeschichte Christi selbst nicht ausgenommen, zu einer Allegorie zu machen. Seine Worte lauten folgendergestalt. „Weil die Väter „sich der Allegorien in den Evangelisten selbst „bedienen, so müssen darunter auch die Wunder„werke Christi begriffen werden, bey denen so„wohl, wie bey den andern Historien in seinem Le„ben, die Allegorie statt hat, um die wahre Mey„nung herauszubringen; und daher kann aus „der buchstäblichen Historie von den Wunder„werken Christi kein Beweis hergenommen wer„den. „ Und hierauf geht er weiter, und sucht die klärsten Wunderwerke, die man in den Evangelien findet, zu Gleichnissen und Vorbildern zu machen. Dieses ist die Frucht von der Typomanie, die man mit äusserstem Fleisse einschränken muß; indem man nicht nur verbunden ist,

das Böse an und für sich selbst zu verhindern, sondern auch allem demjenigen zuvorkommen muß, was dazu Gelegenheit und Anlaß geben kann. Ich kann zum Beschluß nicht umhin, eine seltsame Erklärung anzuführen, die in dem sogenannten Zeiten- oder Meßbuch, welches in dänischer Sprache geschrieben ist, angetroffen, weil es mit dieser Materie einigermaßen eine Verwandschaft hat: In diesem Meßbuche findet man folgende Worte aufgezeichnet. „Wenn „der Priester aus der Sacristey nach dem Altar „zwischen dem Meßküster und dem Unterküster „gehet, und zwischen ihnen in der Mitte stille „stehet, so bedeutet dieses, daß die Jungfrau „Maria das Kindlein JEsus, als solches gebohren worden, in die Krippe zwischen Ochsen und „Esel geleget. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie legen es mir zur Last, daß ich in meinem zweyten lateinischen Briefe das Wunderwerk für wahr angenommen, welches zu meiner Zeit in Paris an der Frau de la Fosse geschehen, die eine lange Zeit mit dem Blut-

Mittelalter, besonders gegen Ende desselben, sind sie in der Regel dreitheilig, und zwar so, daß der Mittelgang höher und breiter ist, als die beiden Seitengänge, und durch Pfeiler, welche Bogen tragen, von denselben getrennt werden. Diese Pfeiler sind entweder viereckig, oder rund, oder bündelförmig, d. h. aus einer Gruppe von runden Säulen bestehend, welche durch Ringe zusammengehalten werden. Die Bogen, welche auf diesen Pfeilern ruhen, sind entweder halbrund, oder spitzig. Die Gewölbe, welche die Kirchen bedecken, sind entweder flach, oder gewölbt, und zwar entweder Kreuzgewölbe, wo zwei Bogen sich kreuzen, oder Rippengewölbe, wo Rippen, d. h. Bogen, welche sich kreuzen, das Gewölbe tragen. Die Kirchen sind entweder in einer Linie verwölbt, oder in mehreren Abtheilungen, welche durch Bogen von einander getrennt werden. Diese Bogen ruhen auf Pfeilern, welche sich an den Wänden befinden, und heißen Wandpfeiler. Manche Kirchen haben auch Pfeiler, welche mitten im Schiffe stehen, und heißen Mittelpfeiler. Die Kirchen haben Fenster, welche entweder rund, oder spitzig sind. Die runden Fenster sind in der Regel klein, die spitzigen aber groß. Die Kirchen haben Thürme, welche theils viereckig, theils rund sind. Die viereckigen Thürme haben oben Giebel, welche entweder spitzig, oder stumpf sind. Die runden Thürme haben oben Kegeldächer.

seyn, um solche Menschen damit zu belegen, welche dergleichen Historien erdichten, und solche der Religion so gefährliche Rollen spielen. Mit dem Wanderwerke, welches an der obenangeführten pariſiſchen Dame geſchehen seyn sollte, hatte es folgende Bewandniß. Madame la Foſſe, welche viele Jahre mit dem Blutfluß behaftet geweſen, ward, wie man im Jahr 1725 am Frohnleichnamsfeſt die geweyhete Hoſtie in Proceßion herum trug, durch den Anblick derſelben ganz, und zwar ſo ſehr verändert, daß dieſe langwierige und unheilbare Krankheit ſie nicht nur in einem Augenblick und auf einmal verließ, ſondern ſie auch ganz friſch und geſund der Proceßion in die Kirche folgen konnte. Dieſe wundervolle Cur breitete ſich ſogleich durch die ganze Stadt aus, und ward als ein unüberwindlicher Beweis von der Lehre der römiſchcatholiſchen Kirche von der Meſſe angeſehen. Weil auſſer den Proteſtanten, welche ſich in Paris aufhielten, viele Catholiken ſelbſt mit ihrem Urtheil ſo lange zurück hielten, bis dieſe Sache näher unterſucht worden, ſo ließ der Erzbiſchof, Cardinal von Noailles, ein Verhör anſtellen, und die Zeugen vorladen, um dieſes Wunderwerck zu unterſuchen, und alle Zweifelnde und Ungläubige zu überzeugen. Das Verhör ward auch würklich gehalten, und der Cardinal ließ ausſprengen, daß das Wunder durch unumſtößliche Zeugniſſe beſtätiget worden. Die Zeugen beſtunden aus einigen Aerzten. Aber ihr Zeugniß, welches zum Beweis dieſes Wunders die-

dienen, und die Ungläubigen zum Stillschweigen bringen sollte, kam nicht ans Licht, woraus man schliessen konnte, daß ihr Zeugniß nicht also beschaffen gewesen, als man gewünscht hatte. Denn der Cardinal wollte, daß sie bezeugen sollten, Madame la Fosse habe würklich den Blutfluß gehabt, wovon sie aber in dem Augenblick befreyet worden, als man das Sacrament in Procession ihr Haus vorbey getragen. Weil aber die Aerzte einen solchen Attest entweder nicht geben konnten, oder auch nicht geben wollten, so ward ihr Zeugniß nicht bekannt gemacht. Der berühmte Helvetius bezeugte, daß er diese Frau vor dreyzehn Jahren am Blutfluß geheilet, nachher aber nicht das geringste weiter von ihr gehöret habe. Durch dieses Zeugniß ward das Wunderwerk schon sehr geschwächt, weil man nicht begreifen konnte, warum diese Frau, welche vorgab, daß sie nachher stets wieder mit dieser Krankheit geplagt gewesen, sich nicht abermals dieses Arztes bedienet, von dem sie bereits einmal so glücklich geheilet worden. Diejenigen, welche am gewissesten und besten in dieser Sache zeugen konnten, als der Mann, dem die Krankheit seiner Frau am besten bekannt seyn mußte, die Wäscherin, ihr gewöhnlicher Wundarzt und andre wurden nicht einmal gefragt. Wenn man dieses alles überlegt, so kann man mit leichter Mühe begreifen, von welcher Beschaffenheit dieses Wunderwerk gewesen. Man bemerkte auch unverzüglich, daß darauf zuerst ein Stillschweigen, nachhero aber ein Gelächter erfolgte,

und der Cardinal gewann nichts anders bey diesem Handel, als daß das Volk in den Gedanken bestärkt ward, welche dasselbe von seiner Leichtgläubigkeit gefaßt hatte. Ja einige nahmen daher so gar Anlaß, den Cardinal nicht nur einer Leichtgläubigkeit, sondern auch einer Falschheit zu beschuldigen. Denn in der Schrift, welche der Cardinal dieser Sache halber bekannt machen ließ, bezieht er sich unter andern auf das Zeugniß einer protestantischen Frau, die mit Madame la Fosse bekannt wäre, und gesagt hätte, daß es ein wirklich Wunderwerk sey, an dessen Wahrheit man nicht zweifeln könnte. Man hätte demnach nichts gewissers vermuthen sollen, als daß diese Frau sich durch ein solches Wunderwerk würde haben bewegen lassen, die römischcatholische Religion ohn allen Verzug anzunehmen. Weil sie aber beständig bey ihrem vorigen Glauben beharrete, so ward man begierig, die Wahrheit von ihr selbst herauszubringen. Ein Fremder, der sich eben damals in Paris aufhielt, nahm dieses über sich. Sie gab demselben hierauf auf sein Befragen zu seiner größten Verwunderung die Versicherung, daß es ihr niemals in den Sinn gekommen sey, ein solches Zeugniß abzulegen. Sie sey sonst mit Madame la Fosse bekannt, weil solche neben ihrem Hause wohne; sie habe dieselbe bald gesund, und bald krank gesehen; an dem Tage, da das Fest eingefallen, habe sie sich wohl befunden, und sie ihres theils sähe diese Sache für kein Wunderwerk an. Diese Historie ist dem Erz-

bis

biſchof nicht ſonderlich vortheilhaft. Indeſſen erkühne ich mich nicht, einen bekannten alten ehrlichen Herrn Lügen zu ſtrafen, oder einer Unwahrheit zu beſchuldigen. Ich halte vielmehr dafür, daß die eben angeführte proteſtantiſche Frau, um ſich dem Cardinal von Noailles gefällig zu machen, etwa geſaget, ſie halte es für ein Wunderwerk, und daß der Cardinal dieſes im Ernſt angenommen, und als ein bündiges Zeugniß angegeben. Man ſieht übrigens aus dieſer merkwürdigen Hiſtorie, wie es vor einigen hundert Jahren zugegangen ſeyn mag, da man keine Unterſuchung anſtellte, ſondern alles blindlings glaubte, was in den Mönchsklöſtern erdichtet ward. Wenn dieſer Betrug damals wäre geſpielet worden, ſo würde niemand an der Wahrheit des Wunderwerks gezweifelt haben, und Madame la Foſſe hätte vielleicht ſchon unter den Heiligen eine Stelle, und in Paris eine Capelle gehabt. Ich bin ꝛc.

Der
ſechs und dreyßiſte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen für die mir zugeſandte neue Ausgabe des Quintus Curtius gar ſehr verbunden, und da ſie von mir zu wiſſen

verlangen, was ich von den Erklärungen und Anmerkungen des Herausgebers urtheile, so finde ich auch hier, wie bey den meisten andern, nichts anders, als eine Menge verschiedener Lesarten und weitläuftige Erklärungen solcher Umstände, woran wenig oder nichts gelegen ist, Die Erläuterungen der Stellen aber, welche dunkel und unverständlich sind, und am meisten einer Aufklärung bedürfen, finde ich nicht. Ich wollte wünschen, daß die Ausleger sich die Mühe gäben, und die lateinischen Schriftsteller, als den Tacitus, den Plinius, und dessen Historiam Naturalem, den Horatz, den Persius und andre durch solche Anmerkungen aufklärten, so würden sie sich um die gelehrte Welt weit mehr verdient machen. Die Beyspiele des Chevalier Folards, Gordons und andrer zeigen, wie man dieses mit Nutzen bewerkstelligen könne, und wie man von dem Character derjenigen, deren Leben beschrieben wird, recht und unpartheyisch urtheilen müsse, worinn die Schriftsteller öfters selbst fehlen, und wodurch der studirenden Jugend in den Schulen öfters ein falscher Begriff von den Tugenden und Lastern beygebracht wird. Kein Schriftsteller bedarf dergleichen Anmerkungen von dieser letztern Art mehr als Curtius, dessen Urtheil über des Alexanders Tugenden und Laster eben so fehlerhaft und unrichtig, als seine Schreibart nett und zierlich ist. Denn bisweilen tadelt er die Thaten seines Helden mit der größten Bitterkeit, ungeachtet einige davon billig können ent-

entschuldiget, andre aber mit Recht müssen gerühmet werden. Diese verkehrte und übel gegründete Urtheile werden den jungen Leuten, indem sie einen solchen Schriftsteller lesen, beygebracht, und der Begriff den sie einmal von den Tugenden uud Lastern bekommmen, ist sehr schwer wieder bey ihnen zu verändern. Ich habe in der Historie des L. Sulla gezeiget, wie oft die von den alten Schrifstellern gefällten Urtheile einer Verbesserung bedürfen, und hat ein so scharfsinniger Skribent, als Plutarchus war, hierin fehlen können, so haben andre, und insonderheit Quintus Curtius, noch weit mehr in diesem Stücke gefehlet, welcher in seinen moralischen Betrachtungen beständig irret, und die neuern Schriftsteller verführet, die seinen Fußstapfen in der Historie Alexanders des Großen folgen. Ich will nur einige Exempel hievon anführen. Es heißt unter andern, Alexander sey hochmüthig geworden, und habe seine vorigen Tugenden aus der Acht gelassen, indem er persische Sitten und die persische Kleidertracht angenommen. Dieses aber legt vielmehr von der Klugheit des Königs und von seiner Einsicht in die Regierungskunst ein unwiedersprechliches Zeugniß ab. Er hatte vorher nur ein kleines Stück von Griechenland besessen, nun aber hatte er durch seine Waffen die ganze persische Monarchie bezwungen. Um die weitläuftigen Länder welche dazu gehörten, im Zaum und Gehorsam zu erhalten, ward eine größere Klugheit

erfordert, als Tapferkeit und Stärke nöthig gewesen war, dieselben zu erobern. Es war aber, um zu diesem Endzweck zu gelangen, kein besserer Mittel ausfündig zu machen, als die Sitten und Kleidertracht des überwundenen Volks anzunehmen. Dieser Kunstgriff war auch von einer vortreflichen Wirkung. Denn Alexander gewann dadurch die Liebe der Perser, und zwar in einem solchen Grad, daß sie ihn eben so hoch schätzten, als die Macedonier. Curtius aber nennt dieses einen Hochmuth, worüber man sich um so vielmehr wundern muß, da er kurz vorher verschiedene Exempel von seiner Mäßigung, Demuth, und von seinem Mitleiden angeführet. Gleich darauf tadelt Curtius den Alexander aufs heftigste, wegen der Strafe, die er an dem Philotas vollziehen ließ, ungeachtet der Proceß die Nothwendigkeit der Strafe aufs deutlichste zu erkennen giebt. Philotas war ein hochmüthiger und halsstarriger junger Herr. Sein eigner Vater selbst ärgerte sich über seinen Hochmuth, und sagte öfters zu ihm: **Mein Sohn, halte dich ein wenig geringer.** Er beleidigte den König durch allerhand schimpfliche Redensarten, und ließ sich unter andern verlauten: **Was ist Alexander ohne den Philotas.** Der König aber ertrug alles mit Geduld, und würdigte ihn jederzeit seiner gewöhnlichen Hochachtung und Liebe. Diesem Philotas ward einmal entdeckt, daß verschiedene den Anschlag gemacht, den König zu ermorden,

den, und der Angeber Cebalinus bat ihn, solches dem Alexander ohne den geringsten Verzug zu entdecken. Philotas versprach ihm solches auch zu dreyenmalen; redete auch zweymal nachher mit dem Könige, von diesem gefährlichen Anschlag aber meldete er dem Könige nichts. Cebalinus ward also endlich gezwungen, es dem Könige selbst zu offenbaren, wobey derselbe hinzufügte, das er den Philotas dreymal inständig gebeten, dem Könige hievon Nachricht zu geben, welches derselbe aber unterlassen hätte. Ein Minister, der dergleichen Dinge seinem Könige verhelet, kann durch kein Gesetz von der Todesstrafe befreyet werden. Der König aber nahm denselben doch noch wieder zu Gnaden an, ungeachtet die Entschuldigung, welche er vorbrachte, sehr ungereimt war. Weil aber die andern macedonischen Herren dem Könige riethen, die Sache zu seiner eignen Sicherheit wieder rege zu machen, so ward er von dem ganzen Kriegsheer als ein Verräther verdammt, und nachdem er in dem peinlichen Verhör so wohl sich selbst als seinen Vater schuldig erkannt hatte, hingerichtet. Diese Historie verdunkelt, meinem Bedünken nach, den Ruhm des Alexanders nicht. Man kann beynahe eben dasselbe Urtheil über den Mord fällen, welchen Alexander an dem Clitus begieng, der bey einem Gastmahl ein Lied zum Schimpf des Königes absang. Der König bezeigte viel Geduld und Langmuth. Clitus aber fuhr beständig fort, die Thaten des

Alexanders zu verkleinern. Wie ihm endlich Alexander deswegen hart zuredete, so hielt Clitus demselben die Execution vor, die er an dem Parmenio vollziehen lassen, und sagte daß die übrigen sich kein ander Schicksal zu versprechen hätten. Alexander befohl ihm hierauf hinaus zu gehen. Wie Clitus nun zwar solchem Befehl gehorchte, und hinaus gieng, im Weggehen aber dennoch beständig mit seinen harten Vorwürfen und allerhand unanständigen Ausdrücken anhielte, so verlohr Alexander alle Geduld, und grif nach einem Spieß, um ihn zu erstechen, woran er aber von den Umstehenden verhindert ward. Clitus war indessen kaum aus dem Saal hinausgegangen, als er durch eine andre Thüre wieder hinein kam, und sein altes Lied, zur Beschimpfung des Königs, wieder anhub; wodurch Alexander endlich in einen solchen Zorn gerieth, daß er ihn mit einem Spieße durchstach. Es wäre freylich besser gewesen, welches ich gerne zugebe, wenn der König dieses alles mit Verachtung angehöret hätte. Allein dieses war von einem jungen und siegreichen Herren nicht zu vermuthen, da ein Philosoph von Profeßion keine größe Proben von der Geduld hätte ablegen können. Es gereuete indessen diese That so sehr, daß er sich selbst den Alexander an dem folgenden Tage würde umgebracht haben, wenn er nicht von den Macedoniern daran wäre verhindert worden. Eine andre Execution, die er an einem

griechi-

griechischen Weltweisen vollziehen ließ, kann zwar nicht so gut entschuldiget werden, sie ist aber doch auch so schändlich nicht, als Seneca dieselbe abmahlet. Omnia licet antiqua Ducum Regumque exempla transierit, ex his, quae fecit, nihil tam magnum erit, quam scelus Callisthenis. Es hat aber der gute Seneca in mehrern Fällen bewiesen, daß es leichter ist, von der Tugend zu reden, als dieselbe auszuüben. Wir wollen doch einmal untersuchen, worinn die schändliche Handlung bestanden, wodurch alle glänzende Thaten des Königs verdunkelt worden. Alexander begehrte, wie die persischen Monarchen vor ihm, verehret zu werden. Die bezwungenen asiatischen Völker liessen sich dieses, wie die Griechen, gefallen. Die Macedonier aber wollten sich durchaus nicht dazu bequemen, und der König ließ ihnen ihre Freyheit. Wie aber einer von seinen Feldherrn, Namens Polysperchon, in Gegenwart des Königs, über einen Perser spottete, der sich nach der persischen Gewohnheit so tief bückte, daß sein Bart die Erde berührte, und denselben bat, sich noch tiefer zu bücken, so nahm Alexander dieses so ungnädig auf, daß er denselben ins Gefänghiß werfen ließ. Er nahm ihn aber doch nachher wieder zu Gnaden an; welches gewiß ein jeder König nicht würde gethan haben. Callisthenes aber kam nicht so gelinde davon. Dieser Callisthenes war ein trotziger griechischer Philosoph. Aristoteles hatte bereits von demsel-

ben geweissaget, daß er wegen seines unbiegsamen Gemüths in ein großes Unglück gerathen würde, und hatte ihm zu seiner Warnung oft die Worte des Homers vorgesagt:

Ωκυμορος δη μοι τεκος εσσεαι ει αγορευεις.

Dieser Philosoph war es, welcher bey dieser Gelegenheit am heftigen auf den König schalt, der daher Anlaß nahm, ihn tödten zu lassen. Die Freundschaft, welche dieser Callisthenes mit einem von des Königs Edelknaben, Namens Hermolaus, unterhielt, der in eine Zusammerverschwörung wider den König verwickelt war, muste dazu den Vorwand hergeben. Es muste heissen, daß Callisthenes an dieser Verrätherey Theil gehabt, insonderheit da er einmal, wie Hermolaus gegeisselt ward, und sich bey ihm deswegen beklagt, zu ihm gesagt: „Du „must zeigen, daß du ein männlich Herze hast.“ Es wäre freylich besser gewesen, wenn der König es bey einer gelindern Strafe hätte bewenden lassen, und den Callisthenes wieder nach Griechenland zurück geschickt hätte. Indessen kann ich doch dem Seneca nicht beypflichten, der diese That für die schändlichste hält, so jemals hat können begangen werden. Man legt es ferner diesem Könige zur Last, daß er die persische Prinzeßin Statira geheyrathet, und die macedonischen Herren aufgemuntert, seinem Beyspiel zu folgen; ungeachtet kein Beweis größer als dieser von seiner Einsicht in die Regierungs

rungskunst seyn kann, denn diese Heyrathen waren gleichsam der Kalk, wodurch dieses grosse und wackelnde Gebäude muste verbunden, und befestiget werden. Nichts aber ist dem Curtius sowohl als andern Skribenten unerträglicher, als daß sich Alexander einen Sohn des Jupiters nennen ließ. Es giebt aber dieser König selbst die Ursache davon an, in seiner Antwort auf die Beschuldigungen des Hermolaus, welche Curtius selbst anführet: Vtinam et Indi Deum me esse credant. Fama enim bella stant, et saepe etiam, quod falsè creditum est, veri vicem obtinuit. Plutarchus, der dieses nebst andern Umständen gleichfalls erzählet, fügt hinzu: Man sieht hieraus, daß Alexander eine solche eitle Einbildung nicht gehabt, sondern daß er nur dadurch gesuchet, die bezwungenen Völker im Zaum zu halten. Αλλα τοις αλλοις καταδελεμενος τη δοξη της θειοτητος. Daß Alexander auch würklich dabey keine andre Absicht gehabt, solches erhellet daraus, daß er selbst mit seinen Freunden über seine Gottheit zu schertzen pflegte. Denn da er nicht lange nachher verwundet ward, so sagte er: „Man neñet mich zwar einen Sohn des Jupiters; „ich fühle aber dem ungeachtet die Schmerzen an „meinem Leibe.“ Daß die Macedonier so oft schwierig waren, und über ihren König murreten, solches ist dem Ubermuth dieses Kriegsheeres zuzuschreiben, welches durch die vielen Siege, die es erfochten hatte, stolz geworden war. Denn nach des Königs Tode waren sie gar nicht mehr

zu bändigen, sondern verachteten, verkauften und ermordeten ihre Anführer. Nichts erhöhet den Ruhm des Alexanders mehr, und nichts vertheidiget ihn besser, als der heftige Schmerz, und die Verzweifelung, worein sein Tod nicht nur die Macedonier und Griechen, sondern auch die bezwungenen Völker stürzte. Ich führe dieses alles nicht zu dem Ende an, um den Alexander von allen Fehlern freyzusprechen; denn er hatte auch seine Fehler. Es geschiehet bloß zu dem Ende, um zu zeigen, wie wenig man sich auf das Urtheil der alten Skribenten verlassen könne, und wie nöthig es sey, an statt der verschiedenen Lesarten und andrer weitläuftigen und unnöthigen Anmerkungen die alten Schriftsteller mit solchen Verbesserungen herauszugeben. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie demjenigen Beyfall geben, was ich von den Anmerkungen und Erklärungen, welche man über die alten Schriftsteller zu machen pflegt, in meinem letzten Briefe vorgetragen. Sie behapten aber auch zu gleicher Zeit, daß die verschiedenen

Les-

lassen, aber doch genennet Lutherus Uxi-
orem, wenn er gleich nicht geehlichet. Die
Jungfrauen, so mit ihm gehen, sind die
Christen, so ihm nachfolgen, und ihre Lam-
pen sind die wahrhaftige Erkenntnis Gottes
und Christi, und ihr Oel ist der Glaube,
der durch die Liebe thätig ist. Die Thüre
ist offen, so lange als noch Gnadenzeit ist,
und wird hernach verschlossen, wenn die
Gnadenzeit ausgelaufen ist. Die Thüre
hat allerley Namen, nehmlich unter Chri-
sto, Gnade, Leben, Himmelreich, Hoch-
zeit, Seligkeit, Gnadenzeit, Gnadenstuhl,
Gnadenpforte, Gnadenthür, Gnadenthron
und dergleichen. Die Thüre ist Christus
selber, und wird alle diese Namen mit
Recht und Billigkeit gar viel mehr haben,
als die Gnadenzeit, welche nicht Christus
selber ist, sondern nur eine Zeit, da Chri-
stus und sein Evangelium gepredigt wird.
Zu Christo kommen die Jungfrauen, wenn
sie durch den Glauben in Christum ihre
Seligkeit suchen. Wenn sie aber nicht
Oel haben, so ist ihr Glaube todt, und
sie haben keine Erkenntnis Gottes und
Christi, sondern sind gute Heuchler, die
nur den Glauben haben wollen, aber kei-
nen

jenige Regierung allein für glückselig halten, wobey der gemeine und unbedachtsame Pöbel herrschet, und wo, wie Anacharses sagt, vernünftige Männer dasjenige zur Erfüllung bringen müssen, was von thörichten und unbesonnenen Menschen beschlossen wird. Ferner, weil die Griechen in einer geraumen Zeit allein in dem Besitz gewesen, Bücher zu schreiben, und wir von den persischen, ägyptischen und griechischen Begebenheiten nichts anders wissen, als was sie davon aufgezeichnet haben, so kann man daher Anlaß nehmen zu zweifeln, ob die griechischen Begebenheiten auch würklich so groß und prächtig sind, als sie abgemahlt, und von ihnen vorgestellt werden. Cicero sagt: „Die Thaten der Athenienser sind „groß und glänzend, weil sie von geschickten Fe„dern abgefaßt worden.“ Wenn asiatische Skribenten die Thaten beschrieben, welche Herodotus, Thucydides und Xenophon entworfen haben, so würde die griechische Historie nicht so prächtig, und die persische nicht für diese Nation so schimpflich ausgefallen seyn, wie man insgemein glaubt, daß sie ist. Wenn man daher von der Gültigkeit einer Historie mit Gewißheit urtheilen will, so muß man wissen, von wem dieselbe geschrieben worden. Wenn man das Leben des Kayfers Tiberius bey dem Tacitus und Svetonius lieset, so ist solches anders beschaffen, als wie es Vellejus Paterculus aufgezeichnet, bey welchem man, an statt der schändlichsten Laster und Fehler, welche ihm die andern

bey-

bedeuten, wenn die gewisse Tugenden eines Gesandten, oder seine Geschicklichkeit, in Verrichtung seines Amts, ihn dazu geschickt machen, so ist dieses ein Zeichen, daß er seinen Herrn, und dessen Staat, in Ehren und Ansehen erhalten werde. Wenn aber seine Sitten, und seine Geschicklichkeit, nicht dazu geschickt sind, so ist es ein Zeichen, daß er seinen Herrn, und dessen Staat, in Verachtung bringen werde. Wenn nun ein Gesandter, in seinem Amte, nicht geschickt ist, so ist es ein Zeichen, daß er seinen Herrn, und dessen Staat, in Verachtung bringen werde. Ist derselbe nicht, so ist es ein Zeichen, daß er seinen Herrn, und dessen Staat, in Ehren und Ansehen erhalten werde.

Wenn ein Gesandter Commission, oder Befehl, hat, so gehört Willens zu seyn, und Geschicklichkeit, zu seinem Amte, und Verrichtung, seiner Commission, oder Befehl, dazu. Wenn er nun Willens ist, und Geschicklichkeit, dazu hat, so ist es ein Zeichen, daß er seinen Herrn, und dessen Staat, in Ehren und Ansehen erhalten werde. Ist aber

Der
acht und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe mir letzthin Mühe gegeben zu zeigen, daß verschiedene harte Urtheile, welche Curtius und andre Schriftsteller von dem Alexander fällen, ungegründet sind. Daraus aber folgt nicht, daß ich diesen Monarchen für ganz unschuldig will gehalten haben. Denn er hat auch seine grossen Fehler gehabt. Bloß seine Herrschsucht, welche zu vergnügen, Millionen Menschen aufgeopfert worden, kann hievon zu einem Beweise dienen. Ein solcher Regent kann als eine Geissel für das menschliche Geschlecht angesehen werden; und es ist nichts zu erdenken, welches mehr getadelt zu werden verdienet, als wenn man sein Vaterland Preis giebt, und mit dem Degen in der Faust in andern Ländern herumschwärmet, um fremde unschuldige Menschen zu ermorden. Ein solcher Herr verdient nicht den Namen eines Regenten, vielweniger aber den Titel eines Helden, sondern man kann denselben vielmehr mit einer allgemeinen Landplage und ansteckenden Seuche vergleichen, welche alle Länder durchstreift, und allenthalben betrübte Spuren zurück läßt. Eben dasselbe

Urtheil kann man auch über den Julius Cäsar fällen, und zwar, weil Plutarchus in seinen verglichenen Lebensbeschreibungen diese beyden Herren mit einander vergleicht, ungeachtet dieses auch fast die einzige Eigenschaft ist, worinn sie mit einander übereinkommen, wie ich in meiner Historie berühmter Helden gezeigt habe. Meinem Bedünken nach kommt der macedonische Monarch mit den König von Schweden, Carl den Zwölften, weit mehr überein, denn es scheint, daß der letzte sich das Leben des ersten als einen Plan vorgestellet, dem er folgen müßte. Wie derselbe daher einmal bey dem Boileau das harte Urtheil las, welches dieser über den Alexander gefället, so ward er darüber so sehr erbittert, daß er weiter nicht das geringste lesen wollte. Beyde Könige gelangten sehr jung zur Regierung, und beyde verliessen gleich ihre ihnen angestammten Reiche, welches der erste niemals wieder sah, und wohin der andre auch nicht eher wieder kam, als einige Jahre vor seinem Tode. Keiner von beyden steckte jemals den Degen wieder in die Scheide. Beyde waren in einer beständigen Bewegung, und keiner von ihnen hatte an irgend einem Orte Ruhe, recht, als wenn die Erde unter ihren Füßen gebrannt hätte. Keine Felsen, keine Berge und keine Flüsse waren vermögend, ihren Lauf aufzuhalten, und je unebener und höckrichter der Weg war, desto mehr Lust bezeigten sie, denselben zu betreten. Beyde waren grosse Feldherren, sie vergaßen es aber bisweilen, daß

sie Anführer waren, und fochten in Feldschlachten, wie die gemeinen Soldaten. Alexander begieng eine grosse Dreistigkeit, da er einmal ganz allein von der Mauer in eine belagerte Stadt herab sprang. Die Verwegenheit Carl des Zwölften aber war noch viel grösser, da er aus seinem Hause zu Bender gegen die ganze türkische Macht fochte. Die That Carls des Zwölften sieht einer Verzweiflung ähnlich. Denn Alexander, welcher sich auf sein gewöhnliches Glücke verließ, konnte annoch hoffen, daß sein Kriegsheer ihm zu Hülfe kommen würde, ehe er von den Feinden überwunden würde. Carl aber sahe keine menschliche Hülfe, und konnte ohne ein Wunderwerk nicht errettet werden, und beharrte nichts destoweniger bey seinem Vorhaben. Beyde wurden von ihrem Kriegsheer geliebet. Doch liebten die Soldaten den ersten noch mehr, weil er freundlicher und offenherziger mit ihnen umgieng. Von dem Alexander kann man nicht sagen, ob er mehr geliebt, oder bewundert werden; von dem König in Schweden aber ist es gewiß, daß seine Eigenschaften mehr bewundert, als seine Person geliebt worden. Beyde saßen eine geraume Zeit dem Glücke gleichsam im Schooß, und alles, was sie vornahmen, mußte ihnen gelingen. Doch verließ das Glück endlich den letzten. Denn Alexander starb mitten in dem Lauf seiner Siege. Carl aber, welcher einige Jahre durch alles wie eine reissende Fluth überschwemmet, verlohr nicht allein al-

les

les wieder, was er gewonnen, sondern büßte auch einen grossen Theil von seinem eignen Reiche ein, und er mußte also dasjenige, das ihm das Glück verliehen, mit doppeltem Verluste wieder zurück geben. Alexander hatte das Glück, daß zu seinen Zeiten nur ein Alexander in der Welt war. Carl aber hatte das Unglück, daß zu seinen Zeiten noch ein andrer Carl aufstand, der ihm die Stange halten konnte. Wenn demnach Alexander auf seinem Zug nach Indien einen Petrus an statt des Porus vor sich gefunden hätte, so würde er vermuthlich eben dasselbe Unglück am Ganges erlebt haben, was Carl am Dniper erlebte. Beyde waren großmüthig, und wollten viel lieber gar nicht siegen, als daß sie sich den Sieg durch List zuwege bringen sollten. Sie hatten beyde einerley Absicht, nämlich den Namen eines Ueberwinders zu erlangen, und beyde hatten einerley Plan, dem sie folgten. Achilles war das Vorbild, welches sich Alexander vorsetzte, und die Historie des Alexanders war der Catechismus des Königs von Schweden. Ein solcher Grundsatz aber verdient bey einem christlichen Könige weit mehr, als bey einem heydnischen Monarchen getadelt zu werden. Vielleicht aber würde Carl, wenn er von dem Aristoteles wäre unterwiesen worden, ein Hauptlaster nicht mit einer heroischen Tugend vermengt, und vielleicht auch einmal an die Pflicht eines Regenten gedacht haben. Wie der schwedische König in seiner Jugend erzogen worden, weiß ich nicht.

Es scheint aber, daß man entweder nicht vielen Fleiß an seine Erziehung gewandt, oder, daß er sich der Unterweisung zu früh entschlagen, weil er das Kriegswesen einzig und allein für eine königliche Beschäftigung hielte, das andre alles aber als eine Pedanterey ansahe. Alexander aber hatte den vortrefflichsten Unterricht genossen, und war von seinem Lehrmeister mit so grosser Sorgfalt in der Regierungskunst, Moral und Philosophie unterwiesen worden, daß, wenn des Attali und der Cleopatra Anschlag geglückt, und er von der Nachfolge in der Regierung wäre ausgeschloßen worden, er einen öffentlichen Lehrer in einer griechischen Stadt hätte abgeben können. Aber diese Erkänntniß, welche er von der Tugend, von der Philosophie und von der Pflicht eines Regenten besaß, verursachet, daß man ein desto härteres Urtheil über ihn fällen, und ihn als einen Menschen ansehen muß, bey dem keine Arzney weiter etwas auszurichten vermögend war. Wenn man übrigens die unersättliche Herrschsucht beyseite setzt, die bey diesen beyden Herren gleich groß war, so bemerkt man bey ihnen auch viele grosse und erhabene Tugenden, welche aber wegen der herrschenden Hauptleidenschaft, die alle andre erstickte, nicht hervor brechen konnten. Denn es hieß von ihnen, wie Julius Cäsar sagt: Si violandum est jus, regnandi gratia violandum, aliis in rebus pietatem colas. Es ist aber zu beklagen, daß die Tugend bey solchen Umständen nicht wirken kann, son-

ſondern nur gleichſam ein Auſcultant in einem Gerichte iſt, wo eine ſolche Hauptleidenſchaft das Ruder führet. Man bemerkt, wie ich ſchon geſagt habe, ſonſt bey dieſen Herren groſſe natürliche Tugenden, welche von ihnen ausgeübt wurden, ſo oft ihre Herrſchſucht und Ehrbegierde ihnen ſolches vergönnte. Sie waren beyde aufrichtig, freygebig, und achteten das Geld nicht. Sie waren beyde fromm, ob gleich ein jeder nach ſeiner Art, und wie es die Eigenſchaft ſeiner Religion mit ſich brachte. Carl verſäumte keinen Gottesdienſt, und ließ keinen Tag hingehen, da nicht ſeine Armee eine öffentliche Betſtunde halten, und gewiſſe Geſänge ſingen mußte. Alexander verſäumte kein Opfer, und nahm nichts wichtiges vor, wo er nicht ſeinen Ariſtandeo, den er des Gottesdienſtes wegen mit ſich herum führte, gefragt hatte. Einige glauben zwar, daß es weder der eine noch der andere ernſtlich in dieſem Stücke gemeynet, inſonderheit da ſie durch viele von ihren Handlungen an den Tag legten, daß die Religion ſie eben nicht ſo gar ſehr beſchäftigte. Aber die Erfahrung zeigt, daß der Satz des Herrn Bayle nicht ganz ungegründet iſt, daß viele Menſchen nicht nach ihren Grundſätzen leben, ſondern durch ihre Hauptleidenſchaften zu allem, was ſie thun, getrieben werden, Was den ſchwediſchen König betrifft, ſo bemerkt man bey demſelben kein Zeichen von einer ſolchen Heucheley oder Verſtellung, er hat vielmehr öfters Proben von ſeiner Gottesfurcht, und von ſeinem

Eifer für die Religion abgelegt, so oft ihn seine Hauptleidenschaft nicht daran gehindert. Die Frömmigkeit des Alexanders ist zweydeutiger. Weil er aber von Natur offenherzig war, und man bey aller Gelegenheit Spuren von seiner Aufrichtigkeit findet, so ist es wahrscheinlich, daß er in Absicht auf die Religion eben so wenig verstellt gewesen, als Carl der Zwölfte. Denn ich habe an einen andern Orte gezeiget, daß eine orthodoxe Lehre und ein orthodoxes Leben nicht allemal mit einander verbunden sind. Beyde grosse Regenten waren abgehärtet, und hatten einen sehr gesunden, dauerhaften, und gleichsam mit Eisen überzogenen Körper. Regen, Sonnenschein, Frost, Hitze, Wachen und Arbeit beschwerten keinen von ihnen; sie scheueten vielmehr nichts, da sie sich auf die Dauerhaftigkeit ihrer Körper verliessen. Alexander trug kein Bedenken, da er ganz mit Schweiß bedeckt war, sich in eine kühle Aue zu werfen, u. sich darinn zu baden. Wenn Carolus damals hätte zugegen seyn können, so würde er ohne Zweifel Gesellschaft gemacht haben, und allem Ansehen nach würde dieses Bad seiner Gesundheit eben so wenig nachtheilig gewesen seyn. Wie Alexander einen gesunden und starken Leib hatte, der alle Arten der Beschwerden ausdauren konnte, so hatte Carl einen solchen eisernen Körper, von dem man hätte glauben sollen, daß er nicht aus Fleisch und Blut, wie der Körper eines andern Menschen, sondern aus einer Materie bestünde, die

sich

ſich dem Metall näherte. Die ſchwediſchen Soldaten waren unter ſeiner Anführung ſo abgehärtet, daß ſie den alten Hußiten zu den Zeiten des Ziska und Procopius ähnlich waren. So hart ſie aber auch waren, ſo glaube ich doch, daß keiner von ihnen, von dem General an bis auf die gemeinen Soldaten, die Beſchwerlichkeiten ſo gut ausſtehen können, als der König. Denn bald ritte derſelbe im vollen Jagen beſtändig Tag und Nacht durch, daß kein Menſch es mit ihm aushalten konnte, bald war ſein bloßes Haupt mit dicken Schnee bedeckt, und wenn er aus einem Treffen blutig und verwundet zurück kam, ſo ließ er ſich nicht verbinden, ſondern warf ſich auf die Erde, hüllte ſich in ſeinen Mantel ein, und ſtand des andern Morgens wieder friſch und geſund auf. Bisweilen kamen die Stiefeln in einem ganzen Monate nicht von ſeinen Füßen, daß man genöthiget war, die Stiefeln zu zerſchneiden. Es konnte demnach nicht fehlen, er muſte einer ſolcher Aufführung halber in den Augen des Pöbels, der die Tapferkeit mit dem wilden Weſen vermenget, gröſſer als Alexander ſeyn. Ein Philoſoph aber urtheilet anders; denn derſelbe räth zwar an, den Leib abzuhärten, nicht aber auf die Menſchheit Verzicht zu thun, und wilden Thieren gleich zu werden. Alexander nahm zu gewiſſen Zeiten mit ſchlechter Koſt verlieb, und ſpeiſete wie ſeine Soldaten. Carl aber war damit zu allen Zeiten, und an allen Orten zufrieden, und verachtete alles, was wohlſchmeckend war, ſo

sehr, daß er nichts lieber zu sich nahm, als Wasser und Brod. Alexander war also dem Aristippus ähnlich, der weder wohlschmeckende noch schlechte Speisen verachtete. Carl den Zwölften aber kann man mit dem Diogenes vergleichen, der mit dem größten Appetit seine in Wasser und Brod bestehende Mahlzeit in seiner Tonne verzehrte. Der König in Schweden übergieng demnach an Mäßigkeit nicht nur den macedonischen König, sondern auch alle, deren in der Historie Meldung geschiehet. Eben dasselbe kann man auch von der Keuschheit sagen, wovon der König in Schweden ein Exempel ohne gleichen gewesen. Man schickte einmal ein Frauenzimmer an ihn, um gewisse Geschäfte bey ihm auszurichten. Allein diese Person, so schön sie auch war, konnte doch weder durch ihre schöne Gestalt noch durch ihre Beredsamkeit das allergeringste bey ihm auswirken, und man merkte daraus, daß Venus nicht die mindeste Herrschaft über ihn hatte, und Cupido seine Pfeile unnütz bey einem Prinzen verschwendete, der eine Helena und eine Meduſa mit gleichen Augen ansahe. Sie waren beyde auch in den gefährlichsten Feldschlachten kaltsinnig, und die Gegenwart des Geistes verließ sie auch bey den hitzigsten Treffen nicht. Das Herz schlug bey ihnen nicht stärker, wenn sie von Feinden umringt, als mit ihren Freunden umgeben waren. Hiedurch zeigten sie, da dieses hauptsächlich von einem General erfordert wird, daß sie zu Feldherrn gebo-

ren waren. Allein sie übten diese vortreffliche Eigenschaften nicht allemal aus. Denn bisweilen setzten sie ihren Character aus den Augen, und nahmen die Pflichten eines gemeinen Soldaten über sich. Sie konnten beyde leicht in Zorn und Eifer gerathen. Der Zorn des erstern war heftiger, aber von keiner langen Dauer. Der andre konnte seinen Zorn zwar besser verbergen, er wuste aber nicht zu vergeben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Carl eine solche Execution würde verrichtet haben, als Alexander in der Hitze und aus Uebereilung an dem Clitus ausübte. Alexander aber würde sich nicht so grausam, wie der König von Schweden, gegen den Parkul bewiesen haben. Der Zorn des erstern war einem heftigen Sturmwind ähnlich, worauf aber gleich ein Regen, nämlich Thränen und Reue, folgte. Der Zorn des letztern aber glich einem zwar nicht so heftigen, aber lang anhaltenden Sturm. Der Zorn bey diesen beyden Herren entsprang demnach aus verschiedenen Quellen, nämlich bey dem Alexander aus einem hitzigen Geblüte, und bey dem Könige von Schweden war die Galle daran Ursache. Sie sind beyde in diesem Stücke tadelnswürdig, doch der letzte noch mehr, als der erste; indem Alexander aus Uebereilung, Carl aber mit Vorbedacht sündigte. Ungeachtet die Herrschsucht bey beyden gleich groß war, so äussert sich doch dieser Unterscheid unter ihnen, daß die Kriege, welche der eine führte, gerechter waren, als die der andre anfieng. Carl konnte verschie-

schiedene Ursachen angeben, wesfalls der Krieg von ihm angefangen ward. Alexander aber konnte von seinen Kriegen nicht die allergeringste Ursache beybringen. Denn die Ursache, welche der macedonische König vorgab, daß er nämlich den Krieg deswegen anzufangen genöthiget sey, um das Unrecht zu ahnden, welches den Griechen in den ersten Jahren des Darius und Xerxes zugefügt worden, war lächerlich, indem dieser Streit längstens beygelegt und vergessen war. Zu geschweigen daß die Griechen, wenn sie ja vor einer so langen Zeit mit einem unrechtmäßigen Kriege überzogen worden, doch dieses ihnen zugefügte Unrecht mehr als zu nachdrücklich gealndet hatten. Und es waren überdem schon seit dieser Zeit nicht nur verschiedene Friedenstractate, sondern auch wirkliche Bündnisse zwischen Persien und den griechischen Städten geschlossen worden. Ja, wie Griechenland nachher in einen innerlichen Krieg verfiel, so hatten die persischen Könige oft die schwächere Parthey gegen die mächtigere mit Geld und Volk unterstützet, und Persien hatte es allein verhütet, daß Athen, Lacedämon und Theben die andern griechischen Städte nicht unter das Joch gebracht. Macedonien aber hatte am allerwenigsten Ursache sich zu beschweren. Denn dieses Reich stand mit Persien im Bund, wie Xerxes den grossen Zug nach Griechenland vornahm. Alexander konnte daher keine andre Ursache zum Kriege angeben, als daß ihm seine Hände glüeten, und

daß

daß ſein krigeriſcher Sinn ihm nicht zuließ, in Ruhe zu leben. Denn, wenn er ſich auch der geſchickteſten Feder bedient, und den Ariſtoteles ſelbſt dazu gebraucht hätte, ein Manifeſt gegen den König in Perſien aufzuſetzen, ſo würden alle vernünftige Leute ſolches doch nur als eine Sophiſterey angeſehen haben. Denn es konnte in demſelben nichts anders geſagt werden, als daß der König von Macedonien den Krieg mit Fleiß ſuchte, und die hungrigen Griechen, welche einen Geſchmack an den perſiſchen Gütern und Herrlichkeiten gefunden, willig wären, ihn darinn zu unterſtützen. Die Urſache alſo, wesfalls beyde Könige den Krieg anfiengen, war nicht gleich gegründet. Von dem einen geſchahe der Angriff, der andre aber ſuchte ſich, dem Schein nach, nur bloß zu vertheydigen. Daß Alexander ſeine Kriege mit beſtändigem Glücke führte, daraus folgt nichts anders, als was man öfters ſieht, daß manche böſe That am beſten glücket. Uebrigens kann man den verſchiedenen Ausfall der Kriege, welche dieſe beyden Könige geführet, dem verſchiedenen Zuſtande der Zeit und der Umſtände zuſchreiben. Wenn der rußiſche Kayſer ein Darius geweſen wäre, ſo würde der ſchwediſche König das Glück des macedoniſchen Monarchen gehabt haben, und wenn Petrus Alexiowiz König in Perſien geweſen wäre, ſo würde Alexander, wie Carl der Zwölfte, die Schlacht verlohren haben. Denn das ſchwediſche Kriegsheer gab dem macedoniſchen an Tapferkeit nichts

nach,

nach, und ihr Anführer war ein eben so kluger und versuchter General als der macedonische. Ja man muß sich über die kriegerischen und ausserordentlichen Eigenschaften Carl des Zwölften um so viel mehr wundern, da er niemals vorher darinn unterrichtet oder geübt worden, sondern sich gleich an die Spitze eines Kriegsheers stellte. Alexander aber hatte den meisten Treffen unter der Anführung seines Vaters Philippi beygewohnt, und hatte sich also durch diese vortreffliche Unterweisung des größten Lehrmeisters zu den damaligen Zeiten schon vorher die Wissenschaft und Erfahrung eines Generals erworben, ehe er selbst ein Kriegsheer anführte, und die Würde eines Generals übernahm. Endlich kann dieses annoch einigermaßen zum Ruhme des schwedischen Monarchen gesagt werden, daß er durch seine siegreichen Waffen einzig und allein einen unsterblichen Namen zu erwerben, nicht aber sein Reich durch überwundene Länder zu vergrößern gesuchet. Alexander aber eignete sich Jure belli alle diejenigen Provinzen zu, die er überschwemmte, und sahe ein jedes erobertes Reich als ein Mittel an, auch die übrigen zu bezwingen. Ein jeder Sieg mußte ihm zu einem neuen den Weg bahnen. Vt acceſſione virium, wie **Justinus** sagt, fortior ad alios tranſiret, et proxima quaeque victoria inſtrumentum eſſet ſequentis. Ja seine Unersättlichkeit gieng so weit, daß ihm die ganze Erde nicht groß gnug zu seyn schien. Denn da Par-

nem Gott sein, den er verschmähte. Wenn der Tod verschmäht wird, so ist er nicht mehr der gefürchtete Monarch und der mit Gefahr verbundene Uebergang zu einem andern Leben. Wenn der Tod verschmäht wird, so ist er nicht mehr der Strom, welcher die Menschen in das Meer der Ewigkeit führt. Wenn der Tod verschmäht wird, so ist er nicht mehr der Richter, welcher die Menschen vor seinen Richterstuhl fordert. Wenn der Tod verschmäht wird, so ist er nicht mehr der Engel, welcher die Menschen in den Himmel führt. Wenn der Tod verschmäht wird, so ist er nicht mehr der Teufel, welcher die Menschen in die Hölle stürzt. Wenn der Tod verschmäht wird, so ist er nicht mehr der Tod, sondern er verwandelt sich in ein leichtes Leben

sich den Namen eines Ueberwinders zu erwerben, ohne etwas für seine Mühe zu begehren. Denn wie wenig andre Potentaten sich erkühnet, sich seinem Vorhaben zu widersetzen, solches kann man aus dem Exempel des Kayfers Josephi abnehmen. Denn wie der König von Schweden sich der schlesischen Protestanten annahm, und dem Kayser ein Gesetz nach dem andern vorschrieb, so ließ sich Josephus alles gefallen, und sagte: „Wenn der „König von Schweden von mir verlangte, daß „ich Lutherisch werden sollte, so müßte ich mich „darein finden.“ Man sieht demnach aus allen Umständen, die ich angeführet, daß diese beyden Herren am besten mit einander können verglichen werden, indem sie so wohl, was ihre persönlichen Eigenschaften anbelangt, als auch in Absicht auf ihre Thaten und Unternehmungen vollkommen mit einander überein stimmen. Denn ungeachtet sie in einigen wenigen Stücken von einander unterschieden sind, so scheint es doch, daß der Geist des Alexanders durch die Seelenwanderung in den Leib des Königs von Schweden gefahren, oder, daß der letzte sich das Leben des erstern zu einem Muster und Vorbilde bey allen seinen Thaten erwählet. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der neun und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß man in Schweden, wie sie in dem abgewichenen Jahre daselbst gewesen, von meinen Schriften sehr rühmlich geurtheilet. Es hätten aber doch einige zu gleicher Zeit behauptet, daß ich in meiner dänischen Reichshistorie, die von mir in der Vorrede versprochene Unpartheylichkeit nicht allenthalben blicken lassen. Ich glaube nicht, daß alle Schweden diese Gedanken hegen werden. Denn man darf nur meine Historie mit unsern andern nordischen Schriften zusammen halten um überzeugt zu werden, daß ich viel unpartheyischer als andre gewesen. und daß ich meine Meynung so offenherzig gesaget, als es Zeit und Ort nur immer zulassen wollen. Fremde Skribenten, welche die deutsche Uebersetzung gelesen haben, urtheilen auf eine gleiche Art davon. Am anstößigsten soll, wie sie mir berichten, einigen Schweden die Vergleichung gewesen seyn, welche ich zwischen Gustav Adolph und Christian dem Vierten angestellt. Ich habe mir hierauf die Mühe gegeben, diese

Vergleichung noch einmal genau durchzusehen, und habe gefunden, daß wenig oder nichts daran zu ändern oder hinzu zu setzen ist. Diese beyden Könige schätzten sich einander sehr hoch. Gustav hielt den König Christian für den größten Regenten zu seinen Zeiten, und der dänische Monarch gab dem König Gustav den Ruhm, daß er der größte Feldherr wäre. Alles was ich vergessen habe, dem König Gustav annoch beyzulegen, und worinn derselbe einen Vorzug vor dem König von Dännemark zu haben scheint, besteht darinn, daß er seine Affecten mehr im Zaum zu halten gewußt, und ein größerer Staatsmann gewesen. Denn König Christian der Vierte war leicht zum Zorn zu bewegen, und that in der Uebereilung vieles, welches ihn nachher verdroß. Er besaß auch die Freundlichkeit und das angenehme Wesen im täglichen Umgang nicht, wie der König von Schweden; und es ist nicht glaublich, daß der König Gustav einen solchen Brief, als König Christian an Carl den Neunten abgehen ließ, hätte schreiben können. Gustav Adolph führte überdem stets eine eingezogene Lebensart. Christian der Vierte aber machte in Gesellschaften alles mit, wie es die damaligen Zeiten mit sich brachten, und leerte mehrere Gläser aus, als er vertragen konnte. Verschiedene fremde Skribenten haben ihn deswegen getadelt. Es ist aber dieses mehr den damaligen Zeiten und der herrschenden Gewohnheit, als der Person zuzuschreiben, indem es

zu der Zeit allenthalben gebräuchlich und eingeführt war, aus einer großen Gesellschaft mit einem Rausche nach Hause zu gehen. In Absicht auf die Keuschheit muß man auch dem König Gustav Adolph den Vorzug lassen, und endlich muß man auch gestehen, daß der schwedische Monarch ein größerer General gewesen. Christian der Vierte besaß diese Eigenschaft zwar auch in einem hohen Grad: aber Gustav Adolph war ein solcher Feldherr, den kaum ein ganzes Jahrhundert einmal hervorbringt. War aber der König von Schweden ein größerer General, so war der König von Dännemark dagegen ein größerer Admiral. Auf einer Flotte glänzten die kriegerischen Eigenschaften des letztern hauptsächlich hervor. Er kannte alle nordische Seen und Häven, er verstand vollkommen eine Flotte mit Vortheil in Schlachtordnung zu stellen. Er wußte nicht nur ein Schiff zu regieren, sondern auch, wie dasselbe mußte g-bauet werden, und wenn er seinen Rath und Bedenken über Begebenheiten ertheilte, die auf der See vorfielen, so ward solches als ein Orakel von allen Seeleuten, die er unter sich hatte, angenommen. Wenn er nicht einen königlichen Thron besessen hätte, so würden ihn alle europäische Potentaten ersucht haben, ihre Flotten anzuführen. Dieses ist es, was man, ohne partheyisch zu seyn, von den kriegerischen Eigenschaften dieser beyden großen Herren sagen kann, und ich bin versichert,

daß der eine dem andern dieses selbst nicht würde streitig gemacht haben. In Absicht auf die Regierungskunst aber hat Christian der Vierte unstreitig den Vorzug. Er führte selbst das Präsidium in allen Gerichten in beyden Königreichen; er ertheilte allen seinen Ministers selbst die nöthigen Befehle. Er hatte auf die Finanzen des Reichs und des Hofes stets ein wachsames Auge. Er setzte seine Reiche und Länder durch viele ansehnliche Städte und Vestungen in einen furchtbaren Stand. Er brachte den Handel empor, und schafte demselben in seinen Landen alle nur ersinnliche Vortheile. Er suchte neue Länder, neue Straßen, neue Häven und Seen auf, und legte ihnen seinen Namen bey. Er ordnete nicht nur alles selbst an, sondern brachte auch selbst das meiste zur Vollziehung. Wenn man dieses alles erwegt, so muß man gestehen, das Christian der Vierte in diesem Stücke wenige seines gleichen gehabt. Zum wenigsten habe ich kein ähnliches Exempel in der Historie finden können, ausser in den neuern Zeiten den rußischen Kayser Peter Alexiowitz, mit welchem Christian der Vierte am besten kann verglichen werden. Ich bin ꝛc.

* *
*

Der

Der vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe zwar in meinem letzten Schreiben gemeldet, daß Peter Alexiowitz und Christian der Vierte am besten mit einander könnten verglichen werden. Ich habe aber nicht geglaubt, daß sie diese Vergleichung von mir verlangen würden, da ich mich nicht dazu anheischig gemacht habe, und auch nicht dazu geschickt bin. Um indessen ihrem Verlangen eine Genüge zu leisten, so will ich einen Versuch machen, da mir die Thaten dieser beyden Herrn ziemlichermaßen bekannt sind, doch bedinge ich mir ausdrücklich dabey aus, daß sie diesen Versuch keinem Menschen zeigen sollen. Alle Menschen reden von dem rußischen Monarchen, und sehen ihn als den größten Regenten an, der in der Historie zu finden ist. Die Historie Christian des Vierten aber fällt nicht so sehr in die Augen, und ist auch nur wenigen bekannt. Ja, ich erkühne mich zu behaupten, daß die Fremden sich nicht eher einen rechten Begriff von diesem Könige gemacht, bis ich das Leben desselben in meiner dänischen Reichshistorie beschrieben. Vielleicht sehen einige dieses als eine patriotische Eitelkeit an. Wenn man aber die Thaten und persönlichen Eigenschaften beyder Monarchen etwas genauer erwegt, so findet

man, daß dieſe beyden Potentaten, wenn ſie gleich nicht vollkomen einander ähnlich ſind, dennoch in den meiſten Stücken mit einander übereinſtimmen. Beyde verſtunden die Regierungskunſt aus dem Grunde. Die Erfahrung, welche Chriſtian der Vierte in Regierungsſachen beſaß, kann theils ſeiner natürlichen Fähigkeit, theils auch ſeiner Erziehung zugeſchrieben werden. Petrus aber hatte alles bloß der Natur zu danken, und daher hat ſein kluges Regiment bey allen eine deſto größere Verwunderung erwecket. Denn, wenn man an der einen Seite ſeine ſchlechte Erziehung, und an der andern Seite ſeine weiſe Regierung erweget, ſo muß man billig erſtaunen, und nothwendig auf die Gedanken gerathen, daß er von GOtt gleichſam auſſerordentlich erweckt, und mit faſt übernatürlichen Gaben ausgerüſtet worden, ein finſteres Volk aufzuklären und geſittet zu machen. Solchergeſtalt iſt der Vorzug, den dieſe beyde Herren verdienen, nicht gleich und es heißt hier: Duo cum faciunt idem, non eſt idem. Ich behaupte daher nicht, daß dieſe beyden Herrn gleich groß geweſen; weil man dieſes für parador halten würde. Ich ſage bloß, daß unter allen Potentaten dieſe beyden Monarchen am beſten mit einander können verglichen werden, weil ſie in ihren Thaten, in ihren perſönlichen Eigenſchaften und in ihren Neigungen gar ſehr mit einander überein kommen. Beyde waren gleich hurtig und arbeitſam. Das Leben des einen ſo wohl als des andern iſt eine Ket-

te von beſtändigen Arbeiten, wodurch ſie niemals ermüdet wurden. Die wichtigſten Sachen wurden nicht nur von ihnen ſelbſt entworfen, ſondern auch insgemein von ihnen ſelbſt ins Werk geſetzt, und ihre Unterthanen waren nicht anders, als Werkzeuge in ihren Händen anzuſehen. Sie wollten es nicht bloß wiſſen, ſondern mit eignen Augen ſehen, wie eine Sache geſchahe. Und dieſes war die Urſache von ihren beſtändigen Reiſen, und daß ſie nicht lange an einem Ort bleiben konnten. Petrus reiſete zu verſchiedenen malen ganz Europa durch, um zu ſehen, wie es in fremden Ländern zugienge, und darnach ſein eigen Reich zu verbeſſern. Chriſtian der Vierte reiſete beſtändig in Dännemark und Norwegen herum, um den Zuſtand ſeiner eignen Reiche kennen zu lernen, und alles wieder in guten Sand zu ſetzen, was ſchadhaft geworden war, und eine Verbeſſerung nöthig hatte. Beyde gaben ihren Ländern eine andre Geſtalt. Die Reformation des Rußiſchen Kayſers war indeſſen größer und wichtiger, weil er mehr zu verändern und umzuſchmelzen fand, als Chriſtian der Vierte. Denn Rußland war, ehe er zur Regierung gelangte, einem ausgedörrten und mit Diſteln und Unkraut bewachſenen Acker ähnlich, der erſtlich durch Arbeit und Fleiß muſte fruchtbar gemacht werden. Die beyden nordiſchen Reiche aber glichen einem guten und vorhin ſchon gebauten Acker, an dem die Kunſt noch verſchiedenes verbeſſern konnte. Der eine hat alſo gleichſam ein

neues Land aus nichts hervor gebracht, der andre aber hat demselben nur eine bessere Gestalt gegeben. Bey solchen Umständen konnte die Bemühung beyder Monarchen nicht von gleicher Wirkung seyn, noch auf eine gleiche Art ins Auge fallen. Es ist demnach nicht so wohl die Bemühung an und für sich selbst, und der Fleiß den sie angewandt, sondern die Gelegenheit, welche sie gehabt, davon Proben abzulegen, die den Unterscheid unter diesen beyden vortreflichen Regenten verursachet. Mann kann aus den vielen Stiftungen des dänischen Monarchen, aus den Städten die er erbauet, aus den Häven die er angelegt, und aus dem Handel den er befördert, abnehmen, was er würde gethan und ausgerichtet haben, wenn er Kayser in Rußland gewesen wäre, wo fast ein jeder Winkel zur Reformation Anlaß gab. Beyde verewigten sich nicht nur durch Fabriken, durch Manufacturen und Akademien, welche sie stifteten und anlegten, sonder auch durch ganze Städte, welche sie erbaueten. Die Anlegung von Petersburg ist das Meisterstück des russischen Monarchen. Dagegen kann man Christiania, Christiansand, Christianstadt, Glückstat, Christianshavan, Christianopel, nebst vielen ansehnlichen Schlössern und unzähligen andern Gebäuden anführen, welche alle von Christian dem Vierten angelegt und aufgebauet worden, und wovon man wenige ähnliche Exempel in der Historie antrifft. Beyde hat-

ten

ten ihre Gedanken unaufhörlich auf die Verbeſſerung und Erweiterung des Handels gerichtet, zu welchem Ende ſie Dinge wagten, die vor ihnen niemanden in den Sinn gekommen. Petrus vereinigte in ſeinem Reich durch eine unſägliche Arbeit verſchiedene Flüſſe, und verſchafte dadurch den Schiffen eine freye Fahrt zu Waſſer durch ſein Land, faſt bis nach Japan; er zog geſchickte Mathematicos und der See kundige Männer in ſein Land, und ſchickte ſie aus, um die äuſſerſten Gränzen von Norden und die bisher annoch unbekannten Meere zu entdecken. Chriſtian verſuchte durch verſchiedene Verſuche, die er zu dem Ende anſtellen ließ, das alte Grönland wieder zu entdecken. Er bemühete ſich einen neuen Weg nach America ausfündig zu machen, und war der erſte däniſche König, der Colonien in Indien ſtiftete. Die Hauptluſt beyder Monarchen war die Schiffbauerey und das Seeweſen. Chriſtian der vierte machte mit eigner Hand den erſten Riß zu den größten Schiffen, und ſeine Flotte ward wegen der großen und ſo wohl gebauten Schiffe für die anſehnlichſte in Europa gehalten. Damit der rußiſche Kayſer ſich die Schiffbaucrey bekannt machen möchte, ſo legte er ſeine Kayſerliche Würde ab, und arbeitete mit dem Beil in der Hand als ein gemeiner Zimmermann. Die Wirkung davon war, daß unter ſeiner Regierung und auf ſeine Veranſtaltung anſehnliche Flotten, ſo wohl auf dem ſchwarzen Meer, als in der Oſtſee zum Vor-

schein kamen. Beyde Monarchen suchten die Gelehrsamkeit und freyen Künste auszubreiten, und zum Flor ihrer Länder allgemeiner zu machen. Der Unterscheid aber bestand darinn, daß Christian der Vierte selbst gelehrt war. Petrus aber liebte nur die Gelehrsamkeit, wenn man dirses Wort im akademischen Verstande nimmt, denn sonst ist derjenige wirklich gelehrt, der einige wichtige und nützliche Wissenschaften aus dem Grunde verstehet, ungeachtet er solche in der gelehrten Sprache zu erklären nicht vermögend ist. In diesem Verstande konnte der rußische Monarch als ein gelehrter Herr angesehen, ja unter die gelehrtesten Mitglieder der parisischen Akademie der Wissenschaften gerechnet werden, unter deren Anzahl er sich bey seiner Anwesenheit in Paris hatte aufnehmen lassen. Man sieht hieraus, daß beyde Monarchen in allen Stücken die Pflicht eines Regenten erfüllet, ja mehr ausgerichtet, als man von ihnen erwarten können. Daß die Thaten des rußischen Kayfers größer und glänzender sind, solches kann man theils der Gelegenheit, welche er dazu gehabt, theils auch seiner unumschränkten Macht zuschreiben. Der eine konnte alles ausrichten, was er wollte. Der andre that alles was er konnte, und ihm nur möglich war. Der Wille war bey beyden gleich: aber das Vermögen war wegen der bey dem einen ganz unumschränkten Regierung sehr ungleich. Bey dem einen hieß es: So will ich es haben. Der

ander eine Lanze. Die andere ist eine gerade Linie, die von einem Punkte zu einem Punkte der Lanze geht. Die Lanze ist offenbar größer als die Entfernung, die sie zu messen hat, gesetzt, sie stünde so, wie sie nicht stehen kann, senkrecht auf der Entfernung. Die Entfernung ist also kleiner als die Lanze, und kann ihr nicht gleich seyn. Jetzt stehen sie so, wie sie stehen müssen, wenn sie gleich groß seyn sollen, und sie sind es nicht. Sie haben zweierley Verhältnisse, und sind also ungleich. Je mehr sich die Lanze der Entfernung, die sie messen soll, nähert, desto kleiner wird sie, und desto mehr nähert sich ihr Verhältniß dem Verhältnisse der Gleichheit. Sie werden endlich gleich, wenn sie senkrecht stehen. Jetzt sind sie gleich, weil sie so stehen müssen.

Ist jede Lanze ungleich der Entfernung, welche sie messen soll, so ist sie auch ungleich jeder andern Entfernung, welche sie messen soll. Also ist jede Lanze ungleich jeder andern Lanze, weil sie nur gleich seyn können, wenn sie gleiche Entfernungen messen sollen, und diese sind sie nicht. Sie sind also alle ungleich.

sen Eigenschaften so ähnlich waren, so kamen sie auch in ihren Fehlern und Schwachheiten mit einander überein. Sie waren beyde heftig, und konnten leicht vom Zorn übereilet werden. Ihre Lebensart, insonderheit was den Trunk betrifft, war auch nicht die ordentlichste. Man legt es ferner beyden zur Last, daß sie sich oft mit gar zu geringen Sachen beschäftiget. Der rußische Kayser wollte alles bis auf die geringsten Handwerker wissen. Der dänische Monarch gab Befehl, wie es in der Küche und im Keller sollte gehalten werden, er unterwies die Schneider, die Schuster, die Zimmerleute, und alle Arten von Handwerkern, ja er verordnete, wie man es mit den Kleidern, mit den Schuhen und Strümpfen der Königlichen Kinder halten sollte. Dieses kann allerdings an großen Herren getadelt werden. Weil sie aber doch deswegen keine wichtige Sachen versäumten, so muß man sagen, daß dergleichen kleine Beschäftigungen bloß zum Beweis eines wunderwürdigen großen Begriffs und emer nicht zu ermüdenden Arbeitsamkeit dienen, und zu erkennen geben, daß ihre königliche Würde, wie erhaben und wichtig dieselbe auch war, dennoch nicht hinlänglich gewesen, solche große Geister und solche arbeitsame Herren genug zubeschäftigen. Hier haben sie, mein Herr den Versuch, den sie von mir verlanget, so gut mir derselbe in der Eile gerathen wollen. Fügen sie nun selbst annoch dasjenige hinzu, was ich aus der acht gelassen habe. Ich bin ꝛc. Der

Der
ein und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben bemerke, so glauben sie, daß man bey Religionsstreitigkeiten die gegenwärtigen Zeiten von den vergangenen unterscheiden, und den Römischcatholischen nicht alle hesliche Legenden zur Last legen müsse, die vor der Reformation aufgezeichnet worden, und von den Glaubensgenossen dieser Kirche selbst, insonderheit in Frankreich, verworfen werden, wo die Religion gewisser maßen ein andres Ansehen erhalten hat. Wie, wenn ich aber im Stande wäre, ihnen eine vor kurzer Zeit von einem ansehnlichen Prälaten in Frankreich, dem Bischoff von Soissons, geschriebene Legende zu zeigen, würden sie denn nicht ihre Meynung ändern, und gestehen müssen, daß man annoch auch an den am meisten aufgeklärten catholischen Oertern Leute findet, welche den alten Aberglauben noch nicht verbannet haben, und andern die ungereimtesten und ärgerlichsten Fabeln aufzubinden suchen? Bemeldete Legende füllt ein großes Buch an, und führt den Titel: Vie de la Venerable Mere Marguerite, Religieuse

euſe de la Viſitation, Morte en odeur de ſainteté 1690 par Monſeigneur Jean Joſeph, Eveque de Soiſſons de l' Academie Françoiſe à Paris 1729. In dieſem Buche werden ſolche Fabeln erzählt, die an Ungereimtheit und Aergerniß keinen von den gröbſten etwas nachgeben, die in den abergläubigſten Zeiten erzählt worden. Die Heldin in dieſer Fabel iſt eine Kloſterjungfrau, Namens Marguerite Alacoque, welche bemeldeter Biſchoff für würdig hält, unter die Heiligen verſetzt zu werden, ungeachtet aus ihrer ganzen ſeltſamen Aufführung erhellet, daß ſie ganz raſend muß geweſen ſeyn. Es würde viel zu weitläuftig ſeyn, weñ ich alle närriſche Aufzüge anführen wollte, die von dieſer Jungfer erzählet werden. Ich will alſo nur einige wenige berühren. Sie ſagte, „daß ſie einen täglichen „Umgang mit Chriſto hätte, den ſie ihren Bräu„tigam nañte, und zeigte allen Leuten einen Ring, „den Chriſtus ihr zum Zeichen ihrer Verlobung „an den Finger geſteckt.“ Die Unterredungen, welche ſie mit ihrem Verlobten gehalten, und hier aufbewahret worden, ſind theils ungereimt, theils gottlos. Denn „er gebietet ihr unter an„dern, dem Superieur in ihrem Kloſter mehr als „GOtt zu gehorchen.“ Ein ſinnreicher Schriftſteller urtheilet davon, daß dieſes, wie man im Sprüchworte zu ſagen pflegt, Waſſer auf des Pabſtes Mühle geweſen, indem daraus flieſſet, daß, ungeachtet die Conſtitutiones des Pabſtes Clemens des Zweyten dem Worte Gottes entgegen

gen wären, man doch verbunden sey, denenselben mehr als der heiligen Schrift zu gehorchen. Um sich zu der Beständigkeit zu gewöhnen, die bey einem Martertode, den sie sich wünschte, erfordert wird, so zwang sie sich dasjenige zu thun, was ihr von Natur am meisten zuwider war. Und weil sie einen natürlichen Abscheu für Käse hatte, so zwang sie sich, denselben zu essen. Wie sie dieses zum ersteumal that, so fiel ste in eine Ohnmacht. Zum zweitenmale aber würgte sie ein Stück Käse hinunter, und triumphirte so sehr darüber, als wenn jemand einen Sieg über das gröβte Laster davon getragen, ungeachtet vernünftige Leute anders darüber urtheilten. Der bereits oben angeführte Schriftsteller, der über diese Legende seine Anmerkungen gemacht hat, führt eine eben so heroische That an, die jemand in England verrichtet, der die Ehre hatte, mit dem König Carl dem Andern zu speisen. Derselbe schnitte ein Stück von einem Käse ab, welches ganz voller kleinen Käsemaden war, und sagte, nachdem er dasselbe aufgegessen: „Hier sehen „Ew. Majestät, daß ich auf einmal eben so viel „ermordet, als Simson.“ Worauf der König antwortete: „Das ist wahr, aber vergessen sie „nicht hinzuzusetzen, daß es mit einem gleichen „Instrument, nämlich mit einem Esels Kinn„backen geschehen.“ Damit unsere christliche Heldin sich ferner in der Gedult üben möchte, so ließ sie sich dazu gebrauchen, in dem Klostergarten eine Eselin mit ihrem Füllen zu hüten und

gab

gab acht, daß diese Thiere sich nicht an dem Kohl vergriffen, oder auf die Blumenbette treten möchten. Diese Aufsicht beschäftigte sie von Morgen bis an den Abend. Doch ward sie dadurch nicht ermüdet, weil, wie sie sagte, ihr Bräutigam Christus ihr stets Gesellschaft leistete, und ihr bey dieser beschwerlichen Verrichtung an die Hand gieng. Ja sie erzählte, daß Christus einmal, um sie zu stärken, heimlich zu einem Priester geschlichen, und aus dessen Hand ein Stück von dem zum Gebrauch des Abendmahls geweiheten Brodt weggenommen, und ihr gebracht habe, wie auch, daß sie diesem ihrem Bräutigam einmal ein neues Kleid geschenkt, wie sich derselbe in zerrissenen Kleidern vor ihr sehen lassen. Sie ließ es nicht dabey bewenden, daß sie ihren Leib geisselte, und des Nachts auf harten und ästigten Holze schlief, sondern sie band auch eiserne Bände um ihre Arme, und zog solche so scharf zu, daß sie bis auf die Knochen giengen. Ja sie gieng endlich so weit, daß sie den Namen ihres Bräutigams Christi auf ihre bloße Brust einätzte, und weil die Wunde gar zu bald heilete, dieselbe wieder aufriß. Wenn man zu allen diesen Peinigungen noch dieses hinzu fügt, daß der Teufel nach ihrem Vorgeben sie oft derbe geschlagen, und die Treppe herab gestoßen, so muß man dem Bischoff von Soissons Recht geben, daß sie canonisirt zu werden verdienet. Wenn man die ältesten und ungereimtesten Legenden aufsuchet, so bin ich doch fest versichert, daß man kaum eine

finden wird, die abgeschmackter ist als diese, die zu unsern Zeiten mit der größten Andacht von einem französischen Bischof bekannt gemacht worden, der sich bemühet, die Ehre zu erlangen, den Dauphin zu unterrichten. Vielleicht dürfte man denken, daß dieser Prälat deswegen in Verachtung gerathen, und wegen einer so thörichten und ärgerlichen Schrift gestraft worden. Allein dieses geschahe so wenig, daß er vielmehr nicht lange nachherzu dem bischöflichen Stuhl zu Soissons erhoben ward. Ob diese Jungfrau, welche nach dem Bericht des Bischofs als eine Heilige im Jahr 1690 gesterben, dermaleins die Liste der Heiligen vermehren wird, das muß man erwarten. So viel ist gewiß, daß das Kloster kein vortheilhaftes Zeugniß von der Heiligkeit dieser Jungfrau ausstellen wollen, oder können. Denn ihre Mitschwestern hielten sie für rasend, und urtheilten, daß man sie den Händen der Aerzte überliefern müsse. Wollte GOtt, daßman dieses nicht auch von vielen andern Heiligen sagen dürfte, welche mit der größten Andacht verehret werden. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ihnen ist der große Streit bekannt, welcher von den Manichäern wegen der beyden Grundwesen erregt worden, und sie erinnern sich ohne Zweifel annoch, daß wir öfters davon geredet, daß Herr Bayle die sich hierbey findenden Schwierigkeiten für unauflöslich gehalten, und behauptet, daß man endlich, wie lange man sich auch sträubte, doch endlich gezwungen sey, die verhaßte Lehre von den beyden Grundwesen anzunehmen, indemso wohl das natürliche als das sittliche Böse, welches man in der Welt finde, unmöglich alles von einem guten Grundwesen, oder von einem gerechten und barmherzigen Schöpfer herkommen könnte. Unser gemeinschaftlicher Freund, Herr S**, der seit einigen Jahren allen seinen Fleiß darauf angewandt, die Manichäer zu widerlegen, und die von dem Herrn Bayle vorgetragenen Schwierigkeiten aufzulösen, stehet in den Gedanken, daß man sich aus diesem Labyrinth helfen könne, wenn man zweene Grundwesen zugäbe, ohne deswegen zu den Manichäern überzutreten. Diese beyden Grundwesen, die er für annehmlich hält,

und von denen er glaubt, daß sie mit der GOtt allein zukommenden Gewalt und Einheit des Wesens bestehen können, erkläret er solchergestalt, daß man mit den alten Weltweisen die Ewigkeit der Materie behaupten, und solchergestalt zwey Principia annehmen könne, ein wirkendes, oder den Schöpfer, und ein bloß leidendes, oder die Materie. Er meynt, daß dieser Satz nichts anstößiges bey sich habe, indem, wenn man die Präexistenz einer todten unförmlichen Materie vor der Schöpfung zugiebt, die Ehre, Allmacht und Einheit des Schöpfers nicht, wie von den Manichäern, geläugnet oder in Zweifel gezogen wird, als welche, indem sie zwey gleich ewige wirkende Grundwesen zulassen, die Einheit Gottes läugnen. Er glaubt, durch diese unschuldige Lehre zuförderst zu verhindern, daß man nicht gegen den allgemeinen und allenthalben angenommenen philosophischen Grundsatz anstoßen möge: Ex nihilo nihil fit. Hiernächst aber sucht er dadurch die Dualität der Manichäer, oder deren Lehre von den beyden gleich ewigen und wirkenden Grundwesen, zu widerlegen, indem man, wie er sagt, wenn man seinen Satz annimmt, zu begreifen im Stande ist, wie so viel Böses vorhanden seyn könne, ohne einen gütigen und gerechten GOtt zum Urheber desselben zu machen. Fast alle Weltweisen, ausser dem Democritus und die seinen Lehrsätzen gefolget, haben, wie er sagt, zwey ewige Principia, nämlich GOtt und die Materie, angenommen, und

es scheint, daß sie diese Lehre für nothwendig gehalten, weil es sonst nicht zu begreifen, wie das in einem solchen hohen Grad in der Welt vorhandene physicalische und sittliche Uebel, mit der Güte GOttes übereinstimmen könnte. Die stoischen Weltweisen reden folgendergestalt davon: „Es gibt zwey Grundwesen von allen Din„gen. Das eine ist ein wirkendes und das andre „ein leidendes Wesen. (το ποιουν και το πασχον) „Das leidende Grundwesen ist die Materie, „welches auch nur die kleinste Handlung zu voll„führen ungeschickt ist, das wirkende Grundwe„sen aber ist GOtt. (λογος και Θεος) Seneca sagt: „In der Welt sind zwey Grundwesen, wor„aus dieselbe bestehet, nämlich die wirkende Ur„sache (causa efficiens) und die Materie.“ Hiermit stimmen die größten Weltweisen überein, von denen GOtt ein lebendiges und weises Wesen genannt wird, welches durch seine Wirkung und Bemühung aus der bereits vorhandenen Materie die Welt erschaffen. Die Materie ist also nach ihrem Begriffe eine Substanz ohne Leben und Bewegung, welche aber geschickt ist, alle Gestalten anzunehmen. Und wenn dieses sich also verhält, so ist sie, ihrer Ewigkeit ungeachtet, dennoch GOtt unterworfen, welcher das einzige lebendige wirkende Wesen ist, und die Materie hat in die Schöpfung eben so wenig einen Einfluß, als die Baumaterialien in ein Gebäude, oder der Thon in ein Gefässe. Sie sagen, GOtt hat seine Allmacht, Weisheit und Güte

an den erschaffenen Dingen bewiesen, daß aber alles nicht gut geworden, solches ist allein der Materie zuzuschreiben, worinn das Böse verborgen gewesen, der Schöpfer aber hat keine Schuld, und demselben kann man hierbey nichts zur Last legen. Auf solche Art können, seiner Meynung nach, die Einwürfe, wodurch man die Güte Gottes ansicht, am besten widerlegt und zernichtet werden. „GOtt „will, " wie Plato sagt, „alles was gut ist. „Das Böse will er nicht. Aber dieses ist eine „Wirkung der Materie, welche, weil sie ewig „ist, nicht vernichtet, sondern ihr nur eine ge„wisse Gestalt und Bildung gegeben werden „kann. " Man kann hiergegen einwenden: Ob gleich diese Lehre in einer guten Absicht erfunden ist, um die Einwürfe zu heben, die wegen des in der Welt befindlichen Bösen gegen die Güte GOttes gemacht worden, so tritt dieselbe doch an der andern Seite der Allmacht GOttes zu nahe. Denn es heißt auf solche Art: GOtt hätte gerne alles gut gemacht, wenn er solches nur hätte thun können. Plato erklärt dieses deutlich in folgenden Worten: Βελησει ο Θεος αγαθα μεν παντα φαυλα δε μηδεν ειναι κατα δυναμιν. Unser gemeinschaftlicher Freund aber hält dafür, daß der Allmacht und Weisheit GOttes dadurch nicht zu nahe getreten werde, indem daraus nichts anders folgt, als daß die Form sich nach der Materie richten müssen. Die Einwendungen gegen GOttes Güte aber da-

durch widerlegt werden, wenn man sagt, daß die Materie mit dem darinn verborgenen Bösen und Guten ewig und unerschaffen sey. Auf solche Art die Schöpfung zu tadeln, würde, wie er meynt, eben so viel seyn, als wenn man einen großen Künstler, der ein vortrefliches Bild aus Holz verfertiget, bloß deswegen tadeln wollte, daß er solches nicht aus Marmor, und folglich dauerhafter gemacht. Denn der Künstler könnte allemal antworten: „Das Bild kann „nicht anders seyn, weil es von Holz gemacht ist.“ Wenn es mir erlaubt ist, meine geringe Gedanken hievon zu entdecken, so dünkt mich, daß dem Herrn Bayle dieses Argument viel zu schaffen machen würde, wenn er mit einem heydnischen Philosophen zu thun hätte. Da aber seine Gegner Christen sind, die aus der Offenbahrung wissen, daß das Axioma: Ex nihilo nihil fit, nicht Stich hält, und bekennen, daß GOtt alles aus nichts hervorgebracht, so wird er durch dieses philosophische Argument nicht sonderlich in die Enge getrieben werden. Es ist also am besten, daß man sich desselben nicht bedienet, insonderheit da wir ein Argument haben, das den Heyden unbekannt gewesen, und von dem Sündenfall hergenommen wird, und wir daher sagen können: „Alles, was GOtt erschuf, „war gut; alles Böse aber, was wir gegen„wärtig in der Welt wahrnehmen, fließt aus „der Uebertretung unsrer ersten Eltern her, wo„durch der Mensch den Lastern, den Krankhei-

ten

„ten und dem Tode unterworfen, die Erde aber „verflucht, und der Herrlichkeit beraubt worden, „welche der Schöpfer ihr bey der ersten Schöp„fung beygeleget. “ Ich bin ꝛc.

Der drey und vierzigste Brief.

An das Collegium Politicum auf dem Lande.

Meine Herren,

Ich erkenne mich ihnen gar sehr verbunden, daß sie so geneigt sind, mir von allem Nachricht zu geben, was in ihrem Collegio zum Besten des Landes vorgenommen und überlegt wird. Vor einiger Zeit haben meine Herren die Güte gehabt, mir zu berichten, wie ihnen von einem alten Manne aus Jütland eine bewegliche Klagschrift übergeben worden, worinn sich dieser Greis sehr über die Veränderung der Moden und Lebensart beschweret, und nicht nur zeigt, wie weit wir innerhalb funfzig Jahren von der einfältigen und vernünftigen Lebensart unsrer lieben Vorfahren abgewichen, sondern auch wünschet, daß sie, meine Herren, als unermüdete Verbesserer des Staats auf, Mittel und Wege bedacht seyn möchten, eine Wie-

derbringung zu bewirken, und die alten Moden und Gebräuche wieder herzustellen. Ich wünsche mit diesem alten Manne von Herzen, daß solches durch ihre Bemühung möge zu Stande gebracht werden, und zwar dieses um so viel mehr, da keine Klage besser gegründet zu seyn scheinet, und man bey Zeiten auf eine allgemeine Reformation bedacht seyn muß, da man siehet, wie sich alles nach und nach zum gänzlichen Verderben neiget. Vielleicht liesse sich unter dero Schutz und Verbesserung ein Vorschlag zu einer allgemeinen Reformation thun, vielleicht wäre es noch möglich, solche zu bewerkstelligen. Man muß nur unsre heutige Lebensart mit den Gewohnheiten und Gebräuchen unsrer Vorfahren in Vergleichung stellen, und zeigen, wie nöthig es sey, die alten Moden wieder zu erneuren, welche ich meines Theils überall so nützlich, gründlich und zierlich finde, als unsre Moden und Gewohnheiten schädlich, ungereimt und thöricht sind. Verschiedene Vorfälle, die sich täglich ereignen, geben mir öfters Gelegenheit, daran zu denken, und die Gewohnheiten der alten Zeiten mit den unsrigen in Vergleichung zu stellen. In der abgewichnen Woche war ich eingeladen, der Hochzeit eines Dienstmädgens beyzuwohnen. Ich muste mich nach der vor kurzer Zeit eingeführten Gewohnheit zu einem Hochzeitgeschenke verstehen, wofür mir zu einem Gegengeschenke nichts anders zu Theil ward, als daß ich eine trockne und magere Trau-

rede

rede anhören muste, und wie solche geendiget war, so gab mir der Herr, bey dem das Mädgen gedient hatte, eine Priese isländischen Schnupftoback, worauf ich mich, nebst allen andern eingeladenen Personen, nachdem wir allerseits unsern Glückwunsch und unsre Danckſagung abgelegt, wiederum nach Hause verfügen muste. Ich gedachte bey mir selbst: O tempora! O mores! und stellte mir im Geist vor, auf welchen angenehmen Fuß die Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenbegängnisse und andre Feyerlichkeiten zu den Zeiten unsrer Väter pflegten gehalten zu werden. Da fehlte weder Ceres noch Bacchus, weder Essen noch Trinken, sondern alles ward in Ueberfluß herbeygeschafft, um die eingeladenen Gäste bestmöglichst zu bewirthen. In Wahrheit, man wohnte damals den Leichenbegängnissen mit weit mehrerm Vergnügen bey, als gegenwärtig den Hochzeiten. Ich erinnere mich noch mit dem größten Vergnügen, was für eine Freude in meiner Jugend bey mir und andern entstand, wenn wir hörten, daß unsers Nachbars Jens Petersens Frau glücklich entbunden worden, oder eines von ihren lieben Kindern gestorben war. Denn auf eine solche Zeitung erfolgten viele vergnügte Tage. Vielleicht denken sie, hochgeehrte Herren, daß die Leute durch dergleichen Moden in Unkosten gesetzt worden, und daß das Schmarotzen und Lärmen allenthalben unanständig, am wenigsten aber in einem Trauerhause erlaubt sey.

Was das erste betrifft, so ist es zwar nicht zu läugnen, daß die Leute dadurch in einige Unkosten gesetzt worden; aber der Nutzen, der daraus entstand, war dennoch ungleich größer, indem die Vertraulichkeit und ein liebreicher Umgang dadurch unter den Nachbaren erhalten ward. Was aber die Anständigkeit betrifft, welche, wie meine Herren glauben, allenthalben, und hauptsächlich in einem Trauerhause bedachtet werden muß, so dünkt mich, daß nichts vernünftiger und anständiger seyn kann, als die leidtragenden Personen auf alle nur ersinnliche Art aufzumuntern, daß dieselben den erlittenen Verlust aus dem Sinne schlagen. Allein in welchen Zustand sind wir durch die Abschaffung der alten Moden gesetzt worden? Der eine Nachbar kennt fast den andern nicht mehr. Das gesellige Wesen, welches die Seele in einer Stadt ist, höret auf, die Misanthropie und Schwermuth aber nimmt überhand. Man weiß fast keinen Unterscheid mehr unter guten und bösen Tagen zu machen. Ein Weyhnachtabend und Martinsabend', auf deren Ankunft man sich einige Wochen vorher zu freuen pflegte, sind gegenwärtig von einem Stillenfreytagsabend nicht mehr unterschieden. Die Weyhnachtskuchen, die Lichter, die man am heiligen Dreykönigstag anzuzünden und mit Freuden zu verbrennen pflegte, die Ostereyer, das Fastnachtsbrod, u. d. g. womit nicht nur Kinder, sondern auch alte angesehene Leute, die nach und nach ein-

tretenden Jahreszeiten gleichsam zu bewillkommen pflegten, sind so rein verschwunden, daß kaum der bloße Name mehr davon übrig ist. Die Leute besuchen sich auch zwar noch einander, aber der Besuch ist auch darnach beschaffen. Denn alles, was man bey einem solchen Besuche empfängt, besteht insgemein in Wasser, welches zu nichts anders in der Welt nütze ist, als daß es die Natur schwächt, und die Freundschaft laulicht macht. Ehedem aber ward man ganz anders aufgenommen. Man sahe nichts als alten Gaudium, und andre herzstärkende und zur Liebe aufmunternde Liqueurs. Die Männer wurden mit Wein, Brandtewein, starkem Bier und braunschweiger Mumme bewirthet, wornach man fett und stark wird. Das Frauenzimmer aber trank Güldenwasser, Canariensekt, und andre liebliche und angenehme Liqueurs. Keine von ihnen aber ward gezwungen, über ihr Vermögen zu trinken, denn sie konnten viele dergleichen Besuche in einem Nachmittag ablegen, und keine von ihnen gieng doch ganz berauscht zu Bette. Man bedenkt es nicht, was für ein Unglück durch das Wassertrinken entstehet. Es schwächt die Natur, es verursacht ein murrisches und tiefsinniges Wesen, und die Freundschaft so wohl als die Andacht wird dadurch erkältet. Daß das Wassertrinken die Natur schwäche, davon kann man viele Exempel aus der Erfahrung anführen. In alten Tagen, da man braunschweiger Mumme an statt des zu

un-

unsern Zeiten so gewöhnliche Coffee zu sich nahm, und ein warmes Bier des Morgens speisete, anstatt daß man nun Thee trinket, sahe man allenthalben baumstarke und speckfette Menschen, welche nicht nur zu allerhand Handarbeit, sondern auch zu Fortpflanzung ihres Geschlechts überaus geschickt waren. Ich erinnere mich, daß in Bergen, wie ich noch ein Knabe war, ein Bürger wohnte, Namens Peter Feldbereiter, den man überzeugte, daß er sechs Söhne in einer Nacht gemacht hatte. Ich lobe diese That nicht. Ich führe sie bloß als einen Beweis an, wie viel unsre Väter vermocht haben. Man kann lange unter unsern heutigen Wassertrinkern herum suchen, ehe man einen solchen tüchtigen Mann findet. Die starken Getränke, deren man sich ehedem bediente, stärkten nicht nur die Glieder, sondern sie machten auch den Menschen zu allerhand Arbeiten geschickt, und munterten denselben so wohl zu einer brüderlichen Eintracht und Liebe unter einander, als zu einer gewissen Art von Andacht auf. Man findet davon noch einen Ueberrest, wen man altväterischen Gastmahlen oder den Hochzeiten der Bauren auf dem Lande beywohnet. Hier wird allemal der Anfang mit der Verläumdung des Nächsten und der Obrigkeit gemacht. Kaum aber sind die Gesundheiten ein wenig oft herumgegangen, so stimmt man lauter Bußpsalmen an. Ich habe allenthalben den großen Unterscheid unter der alten und neuen Andacht angemerkt. Ehedem sahe man, wie

die

die Leute mit weit gröſſerer Andacht lateinische Lieder sungen, die sie nicht verstunden, als nun die Lieder gesungen werden, die in der Mutersprache abgefaßt sind, und welche ein jeder verstehet. Es war eine rechte Freude anzuhören, mit welcher Andacht ein Stubenmädgen damals in der Kirche ihr In dulci jubilo, und ihr Puer natus in Bethlehem anstimmte, da man nun nicht ohne Aergerniß ansehen kann, mit welcher Kaltsinnigkeit sie die dänischen Lieder singen, die sie verstehen. Ein alter Schriftsteller sagt: Virtus incalescit mero. Die Erfahrung aber zeigt, daß man auch sagen kann, daß das starke Getränke gleichfalls zur Andacht aufmuntert. Daher heißt das Sprichwort: Gottesfurcht und Branntewein sind beysammen. Der Wein erweckt den Geist der Redner und Poeten; daher verbietet man den Dichtern Wasser zu trenken. Weil solches aber dennoch geschiehet, so fällt auch daher der Unterscheid und der alten und neuen Dichtkunst um desto sichtbarer in die Augen. Die heutige Poesie reicht lange nicht an die Poesie unsrer Vorfahren. Zwar sind die Verse, die man nun macht, ordentlicher, und die Schreibart ist netter. Aber der Geist und die Fruchtbarkeit der Alten in der Reimkunst, fehlet. Es ist auch natürlich, daß der Geist mehr aufgemuntert worden, und die poetische Ader stärker flieſſen muß, wenn man eine Flasche Wein zu sich genommen hat, welches ehedem die Frühkost der Dichter war, als wenn man bloß Wasser trinket.

Je-

Je mehr man die Diät und Lebensart der Alten untersucht, und solche mit der gegenwärtigen vergleicht, desto mehr wird man in dem, was ich gesagt habe, bestärket. Der genaue Umgang zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte war ehedem sehr eingeschränkt. Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend, in meiner Vaterstadt, es einer Jungfer sehr übel ausgelegt ward, wenn sie eine Mannsperson auf der Gasse grüßte. Die Wirkung dieses Gebrauchs war die Keuschheit, und diese trieb man so weit, daß eine Jungfrau entweder wirklich in Ohnmacht fiel, oder sich doch wenigstens also stellen mußte, wenn sie den Namen eines Cavaliers nennen hörte. Zwar wurden die Vestungen dadurch nicht unüberwindlich, aber die äusserliche Anständigkeit ward doch jedesmal in Acht genommen, und der Angrif geschahe jederzeit nach Kriegsgebrauch. Heute zu Tage aber gehet man gerade zu, und es heißt, wie Harlekin zu der Colombine in der Comödie sagt: **Wilst du mich haben**; worauf sie ohne alle Complimenten antwortet: **Von Herzen gerne**. Deswegen wurden die Weyhnachtsspiele in alten Zeiten gehalten, welche man als christliche Saturnalia ansehen konnte, weil es die einzige Zeit im Jahre war, da es Manns- und Frauensperſonen erlaubt war, auf eine vertraute Art mit einander umzugehen. Nun sind solche Spiele nicht weiter nöthig, da eine Jungfrau zu keiner Jahreszeit mehr unsichtbar ist.

Es

Es heißt nunmehro: dem iſt bald gepfiffen, der gerne tanzet. Ja dieſes geht ſo weit, daß viele Jungfern ſich nicht ſchämen, in Gegenwart einer Mannsperſon ihre Bruſt zu entblößen, ja gar ihr Strumpfband aufzubinden, welches doch Bürgermeiſter und Rath billig verbiethen ſollten. Wie aber die alten Moden ein Frauenzimmer keuſch machten, ſo machten auch die alten Gewohnheiten die Mannsperſonen tapfer. Ein Streit, der nun vor dem ſitzenden Rath, oder vor einem Stadtgericht entſchieden wird, ward ehedem auf friſcher That mit Degen und Piſtolen ausgemacht. Es iſt nicht zu beſchreiben, was ein ſolches Verfahren für eine herrliche Wirkung hatte. Denn damals war nicht allein ein jeder Officier, ſondern auch ein jeder Bürgersſohn und Student ein Soldat. Wenn man die Schulen anſieht, ſo kann man mit Wahrheit ſagen, daß man heutiges Tages gar keine Zucht hat, wenn man ſolche mit der in alten Zeiten eingeführten Zucht vergleichet. Ein jeder Schulmeiſter ſtellte damals einen ſouverainen König im Kleinen vor. Die Schüler lebten unter einer ſtrengen Aufſicht. Ihre blutigen Rücken, ihre Bäulen an der Stirne, und ihre hellrothen Backen legten an den Tag, daß eine jede Schule ein Lacedämoniſch Gymnaſium war. Nun aber iſt ein Schule nichts anders als ein Kinderſpiel, und kommt mit dem Namen Ludus Literarius überein. An ſtatt daß die Eltern gegenwärtig mit ihren Kindern tändeln, ſo erkun-

dig-

digten sie sich ehedem allemal, ob sie auch derbe gepeitscht worden; welches die eifrigen Lehrer allemal bejaheten, und zum Beweis die bunten Körper ihrer Lehrlinge darwiesen. Die Schauspiele waren auch in alten Zeiten von einer ganz andern Beschaffenheit, als sie gegenwärtig sind. An statt erdichteter Liebeshistorien und Spötterеyen, die man nun höret, wurden ehedem entweder biblische Historien von Adam und Eva, oder auch andre erbauliche und bewegliche Stücke, von der heiligen Dorothea, von Doctor Faust und dergleichen vorgestellet, uud man gieng mit einer eben so großen Andacht in solche Schauspiele, als viele gegenwärtig in die Kiache gehen. Alte Matronen aber verliessen solche Comödien niemals anders, als mit trähnenden Augen. Ich könnte noch unzähliche andre Stücke anführen, um zu zeigen, wie sehr unsre heutigen Zeiten verdorben sind. Nichts wird mir aber angenehmer seyn, als wenn ich hören werde, daß die alten Gebräuche und die güldenen Zeiten wieder hergestellt worden, und daß meine hochzuehrende Herren im Ernst darauf bedacht sind, solches heilsame Werk durch nützliche Vorschläge zu befördern. Ich bin ꝛc.

Der
vier und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie sind, wie ich aus ihrem Schreiben abnehme, mit den in meinen Briefen zuweilen angebrachten Ironien nicht zufrieden, und meynen, daß man den Aberglauben und gewisse Irrthümer weit besser auf eine ernsthafte Art bestreiten könne, insonderheit, da viele einfältige Menschen, die alles nach dem Buchstaben annehmen, dadurch irre gemacht werden, und glauben könnten, daß der Verfasser wirklich die Thorheiten billige, die er scherzweis rühmet. Ich vermuthe aber nicht, daß jemand so einfältig seyn, und die Ironien, deren ich mich zuweilen bedienet, nach den Buchstaben und im Ernst annehmen werde. Ich habe vielmehr bemerkt, daß die socratische Art zu unterweisen, jederzeit von einer sehr guten Wirkung, so wohl bey Gelehrten als Ungelehrten, gewesen. Ich habe vor kurzer Zeit eine Schrift gesehen, die von dem nunmehro verstorbenen großen Gottesgelehrten, dem Fürstl. Gothaischen Oberconsistorialrath und Vicepräsidenten, Ernst Salomon Cyprian, unter dem Titel: **Ursprung und Wachsthum des Pabstthums**, herausgegeben worden. In

diesem Buche finde ich, daß der Verfasser sich eben dieser Methode bedienet, da er einen Brief erdichtet, den der heilige Petrus an den Kayser Nero geschrieben. Meinem Bedünken nach, kann die Reformation nicht kräftiger vertheidiget werden. Der Verfasser giebt vor, daß der Apostel Petrus bey seiner Ankunft in Rom dem Kayser folgende Schrift übergeben:

„Auf göttlichen Befehl thue ich Ew. Kayserl. „Majestät kund, daß ich zu dem Ende nach Rom „gekommen, um eine Gemeine zu stiften, und als „ein unumschränkter Monarch über alle Christen „in dem römischen Gebiete zu herrschen. Wenn „Ew. Majestät sich bequemen wollen, den christli„chen Glauben anzunehmen, und ein Glied der „Kirche zu werden, so müssen sie sich so wohl als „ihre Nachfolger gefallen lassen, sich ihres „Rechts und ihrer unumschränkten Macht zu be„geben. Denn es wird nothwendig erfordert, daß „so wohl Ew. Majestt als dero Nachfolger an „der Regierung mir und meinen Nachfolgern, „und zwar solchergestalt gehorsam seyn müssen, „daß kein Kayser sich unterstehen darf, etwas ge„gen den Nutzen der Kirchen vorzunehmen, wo „er sich nicht der Gefahr bloßstellen will, seiner „Würde entsetzt, und seine Unterthanen von dem „ihm geleisteten Eid der Treue befreyet zu sehen. „Ich habe mir vorgenommen, einen besondern „Staat in dem ihrigen aufzurichten, und ich will, „daß meine ganze Clerisey nicht nur von ihrer „Gerichtsbarkeit befreyet seyn soll, sondern ich

bin

„bin auch willens, unsägliche Geldsummen aus „ihren Ländern zu heben. Wenn ihre Unterthanen sich von ihrem Gerichte an das meinige „wenden, so müssen sie zugeben, daß ich, als der „oberste Richter, ihre Urtheile entweder bestätige, oder verwerfe. Wenn ich selbst, oder ein anderer, dem ich dieses aufgetragen, jemanden von „ihren Unterthanen schuldig erkenne, daß er Ehre und Gut, ja gar das Leben verwirket, so müssen Ew. Majestät, ohne Verzug und ohne das „geringste Bedenken, dieses Urtheil vollziehen. „Um meiner Gewalt ein desto größeres Ansehen „zu geben, so will ich, daß meine Nachfolger eine „kayserliche Krone tragen sollen. Unter den andern Curialien, welche sollen in Acht genommen „werden, ist auch diese begriffen, daß, wenn ich, „oder meine Nachkommen, zu Pferde steigen, „Ew. Majestät und dero Nachfolger mir den „Steigbügel halten ꝛc. „ So weit Cyprianus. Man könnte dieses annoch hinzusetzen: „Ew. Kayserl. Majestät und dero Nachkommen sollen „nicht eher für rechtmäßige Regenten gehalten „werden, bis ich und meine Nachkommen denenselben die Krone aufs Haupt gesetzt. Wenn Ew. „Majestät vor mir erscheinen, so müssen sie niederfallen, und mir die Füße küssen. Endlich müssen Ew. Majestät wissen, daß meine Gewalt und „Oberaufsicht sich nicht nur über das Regiment, „sondern auch über Hausachen erstrecket. Denn, „wenn Ew. Majest. sich mit dero Gemahlin nicht „vertragen können, oder dieselbe einer begange-

„nen Untreu halber in Verdacht haben, so müssen „sie sich ohne meine Erlaubniß nicht von ihr schei„den, sondern ihr Horn in Gedult tragen. Denn „wenn die Ehescheidung ohne meinen Willen ge„schiehet, so erkläre ich sie für unwürdig zum Re„giment, und setze sie in den Bann ꝛc. „ Es ist leicht zu gedenken, in welchrs Erstaunen der Kayser Nero würde gerathen seyn, wenn er ein solches Memorial erhalten hätte, und ohne Zweifel würde er es für unmöglich gehalten haben, daß dergleichen Dinge sich jemals zutragen könnten. Nichts destoweniger hat doch die Zeit gelehret, daß diejenigen, welche sich Nachfolger Petri nennen, nicht nur dieses im Ernste verlanget, sondern auch wirklich erhalten, und sich so wohl die Stadt Rom, als auch eine kayserl. Gewalt zugeeignet haben. Sie werden ohne Zweifel diesen Einfall des Verfassers artig finden, und daher künftig gelinder von den Ironien urtheilen, deren ich mich bey verschiedenen Gelegenheiten bedienet, um meinem Vortrage eine größere Kraft zu geben. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, was ich von den sogenannte n Pietisten urtheile. Es ist aber schwer, etwas gewisses davon

zu

zu sagen, indem alle diejenigen, die unter diesem Namen begriffen werden, nicht von einerley Art sind. Allem Ansehen nach hat es mit dem Pietismo eben die Bewandniß, wie mit dem Arminianismo, daß die Lehre, welche die ersten Stifter vorgetragen, untadelhaft gewesen, u. auf nichts anders abgezielet, als das wahre Christenthum besser einzuschärfen. Die Lehre des seligen Speners scheint mit der Lehre des Arminius einerley Schicksal gehabt zu haben. Die Grundsätze des Arminius waren untadelhaft. Seine Schriften schärften hauptsächlich den Satz ein, daß man die Irrenden tragen, und auf eine liebreiche und christliche Art wieder auf den rechten Weg zu bringen suchen müste. Er glaubte daneben, daß es, um allen Religionsstreitigkeiten zuvor zu kommen, am besten sey, sich lediglich an die heilige Schrift zu halten, ohne weiter an der Religion zu künsteln, oder sich an gewisse Kunstwörter zu binden, die in der Bibel nicht angetroffen würden. Einige von seinen Schülern aber haben diese Lehre zu weit getrieben, und dadurch Anlaß gegeben, daß man sie beschuldiget, als wenn sie sich dem Socinianismo näherten. Es ist auch wahrscheinlich, daß würkliche Socinianer sie zum Deckmantel gebrauchet, und dadurch verursachet haben, daß der Arminianismus ein verhaßter Name geworden. Auf gleiche Art ist es mit dem Pietismo, meiner Einsicht nach, zugegangen, für dessen Urheber Philip Jacob Spener, ein ansehnlicher Theologus in Deutschland, gehalten

wird, der im Jahr 1705 zu Berlin gestorben. Dieser Spener schärfte in seinen Schriften, ohne jedoch von der Orthodoxie abzuweichen, das thätige Christenthum ein, und strafte die Laulichkeit des Christenthums in der Lutherischen Kirche. Er stiftete zu Frankfurt im Jahr 1670 ein sogenanntes Collegium Pietatis in seinem eigenen Hause, welches er nachher in eine Kirche verlegte. In dieser Versammlung gieng er die an dem vorigen Sonntag gehaltene Predigt durch, und erlaubte seinen Zuhörern, daß sie ihn, wenn sie etwa nicht alles recht gefaßt, deswegen fragen durften. Ungeachtet diese Anstalten zur mehrern Erbauung abzielten, so fiengen doch einige deutsche Theologi an, sich dagegen zu regen, weil sie glaubten, daß allerhand neue Unruhen aus dergleichen Versammlungen entstehen könnten. Sie wurden in diesen Gedanken noch mehr bestärkt, als Spener im Jahr 1675 eine Vorrede zu Johann Arndts Postille machte, und stark gegen die Laulichkeit des Christenthums in der evangelischen Kirche eiferte. Spener ward hierauf nach Dresden berufen, wo er wieder verschiedene dergleichen Versammlungen stiftete. Um diese Zeit that sich insonderheit der berühmte Franke in Leipzig besonders hervor. Diese Versammlungen nahmen endlich so sehr überhand, daß die andern Geistlichen sich heftig dagegen setzten, und der Hof dergleichen Zusammenkünfte nicht nur verbot, sondern Thomasius, welcher Frankens Parthey mit dem größten Eifer er-

ergriffen, und dieſe Sache vertheidiget hatte, nebſt Franken, Leipzig verlaſſen, und ſich nebſt ihm zu Halle niederlaſſen muſte, wo ſie nachher beſtändig geblieben. Indeſſen hörten die dadurch erregten Bewegungen keinesweges auf, ſondern breiteten ſich vielmehr auch an andern Orten aus. Und weil eben zu derſelben Zeit einige begeiſterte Weiber aufſtunden, ſo nahm man daher Anlaß, die ſogenannten Pietiſten, oder die Schüler von Spenern, als Schwärmer abzumahlen, obgleich Spener ſich öffentlich wider ſie erklärte. In Gotha wurden einige von denen, welche man am meiſten im Verdacht hatte, angehalten, ihr Glaubensbekänntniß abzulegen, und daraus ſahe man den Inhalt der ſpenerſchen Lehre, welcher darinn beſtand: „ Gottes Wort „kann nicht ohne Mitwirkung und Beyſtand „des heiligen Geiſtes verſtanden werden. Ein „Unwiedergebohrner kann nichts darinn ver„ſtehen, und wenn er auch alle Sprachen und „Wiſſenſchaften beſitzet. Aller Scherz, alle Ar„ten von Spielen, und alle Tänze ſind ſündlich.„ Auf dieſes Bekänntniß wurden die verdächtigen Perſonen in Gotha für unſchuldig erläret, ungeachtet die Obrigkeit dennoch hiemit nicht völlig einig war, inſonderheit da man merkte, daß der Eifer dieſer neuen Lehrer ſo weit gieng, daß ſie an verſchiedenen Orten einige, die getanzt hatten, excommunicirten. In Halle verurſachte der Eifer des Profeſſor Frankens immer mehr Unruhe, und weil an dieſem Orte viel Fanätici

sich hervorthaten, so nahmen die Feinde dieses Mannrs daher Anlaß, ihn zu beschuldigen, daß er es mit diesen Leuten hielte, und vermengten also die Pietisten mit den Fanaticis. Am meisten ward diese Beschuldigung durch die protestantischen Kinder in Schlesien bestärket, welche sich in den Jahren 1707 und 1708 zuerst unter freyem Himmel auf dem Felde, nachher aber auch in den Städten versammleten, um zu singen und zu beten. Es wurden allerhand Urtheile darüber gefället. Einige hielten es für eine göttliche Eingebung, andre aber sahen diesen Aufzug für eine epidemische Krankheit an, welche mehr für die mediciniſche als für die theologische Facultät gehörte. Es ist bekannt, was für Bewegungen der Pietismus vor einigen Jahren in den nordischen Reichen verursachet. Ich enthalte mich aber, davon zu reden, da eines Theils die Sache annoch in frischem Andenken ist, andern Theils aber auch ich nicht im Stande bin zu sagen, ob die Beschuldigungen, welche man den nordischen Pietisten zur Last legt, wohl oder übel gegründet sind. Die eine Parthey entdeckte immer die Fehler der andern. Die orthodoxen Lehrer beschuldigten die Pietisten des Fanaticismi; die Pietisten aber nannten die andern Unwiedergebohrne. Alles, was auf dem Predigtstuhl geredet ward, ward von einer jeden Parthey genau untersucht, und man ward über solche Ausdrücke unruhig, worauf man vorher gar nicht geachtet hatte. Zum Beweise hievon

von kann ein gewisser ansehnlicher Prediger dienen, der eine Zeitlang keine andre Predigten hielt, als die er von Wort zu Wort aus Brochmanns Postill auswendig gelernt hatte. Er ward aber doch nicht verschonet. Alles, was man unpartheyisch hievon sagen kann, besteht hierinn. Es scheint, daß Spener und andre, welche den Grund zum Pietismo geleget, nicht von der Orthodoxie abweichen wollen, einige von ihren Schülern aber haben dieses so weit getrieben, daß sie sich dem Fanaticismo mehr und mehr genähert. Z. E. Die sogenannten Collegia Pietatis, welche im Anfange nicht nur unschuldig, sondern auch nützlich waren, hatten mit der Zeit die Wirkung, daß viele sich von dem öffentlichen Gottesdienst absonderten, wodurch eine neue Secte, die sogenannten Separatisten, entstanden. Die Mäßigung und Toleranz der andern Secten, ist mit der Zeit so weit getrieben worden, daß solche sich auch bis auf die Socinianer und Quäcker erstrecket. Es ist nicht zu läugnen, daß Spener selbst dazu Gelegenheit gegeben, indem er von Jacob Böhm und andern fanatischen Menschen gar zu viel Wesens machte. Da man im Anfange von der Eitelkeit der weltlichen Philosophie geredet, und Spener dazu vielleicht einigen Grund gehabt, so ist dieses von andern mit der Zeit so weit getrieben worden, daß sie mit Verachtung von allen Arten der Wissenschaften geredet, und solche nicht nur überhaupt für unnöthig, sondern auch einem Kirchenlehrer in-

sondeeheit für schädlich gehalten. Aus eben diesem Grunde haben auch viele alle Vorbereitung zu einer Predigt verworfen, wodurch sie dem Lehrbegriff der Quäcker beygefallen. Spener selbst ist doch nicht weiter gegangen, als daß er den Predigern die Freyheit gelassen, sich selbst Texte auszusuchen, ohne sich an gewisse Texte, oder an die ordentlichen Evangelia und Episteln zu binden. Spener verwirft zwar die vorgeschriebenen und öffentlich angeordneten Formulare von Kirchengebetern nicht. Er wünscht aber, daß die Prediger Freyheit haben möchten, ihre eignen Gebeter nach Beschaffenheit der Zeit und Umstände hinzuzufügen. Viele von seinen Schülern aber nahmen daher Gelegenheit alle Kirchengebeter zu verwerfen. Dieses ist es, was man unpartheyisch davon sagen kann. Man sieht daraus, daß der Grund zu dem sogenannten Pietismo aus einem guten Herzen gelegt worden, und daß man dabey nicht die Absicht gehabt, von der Orthodoxie abzuweichen, oder sich von der evangelischen Kirche abzusondern. Weil aber alle Schüler von Spenern nicht so vernünftig und billig wie er gewesen, so sind verschiedene seltsame und unannehmliche Meynungen daher entstanden, und viele, welche blos den Namen Pietisten und Spenerianer führen wollten, haben sich von dem öffentlichen Gottesdienst abgesondert, und sind, wo nicht ganze, doch halbe Quäckers geworden. Dieses kann man nicht läugnen, wo man nicht der Erfahrung wi-

der-

versprechen will. Denn man hat gesehen, daß viele Leute, und zwar in grosser Anzahl, sich des Kirchengehens enthalten, sich des heiligen Abendmahls nicht bedienet, und ihre Kinder nicht taufen lassen wollen, daß auch die hohe Obrigkeit gezwungen worden, einen solchen Unfug durch strenge Verordnungen zu hemmen. Man muß demnach einen Unterscheid unter den Pietisten machen, welche nicht ausser ihren Gränzen schreiten, und welche die Sache gar zu weit treiben. Die ersten erkühne ich mich nicht Ketzer zu nennen. Alles, was man ihnen zur Last legen kann, besteht darinn, daß es scheint, daß sie etwas mit den alten Donatisten gemein gehabt, indem sie durch ihr gar zu hitziges Predigen gegen die ordentlichen Lehrer Anlaß gegeben haben, sich von der Kirche abzusondern, und die obrigkeitlich eingeführte Lehre für verdächtig zu halten, wodurch die Orthodoxen desto mehr gegen sie aufgebracht worden, weil sie bemerkt, daß diese strengen Richter selbst eine Reformation in ihrem Leben und in ihrer Aufführung bedurften, und ihre Strafpredigten mehr aus Misantropie als aus einem christlichen Eyfer herrührten. Die andern Pietisten aber, welche alle Schranken überschreiten, und sich unter dem Namen der erstern verbergen, sind, wie die Erfahrung gelehret, von den Fanaticis oder Quäckern fast gar nicht unterschieden. Denn viele unter diesen haben sich so unbändig aufgeführet, daß die andern Pietisten sie nicht für ihre Brüder erken-

nen

nen wollen, ungeachtet dieselben sich doch nichts destoweniger durch eine gewisse Art des Schutzes, den sie ihnen angedeyen lassen, verdächtig gemacht haben, daß man sie daher mit den andern für gleich gut gehalteu. Man kann sagen, daß es mit den Pietisten eben dieselbe Beschaffenheit hat, wie vormals mit dem englischen Parlament zu den Zeiten des Cromwels. Man hielt dafür, daß dieses Parlament aus lauter Presbyterianern bestünde, die keine andre Absicht hätten, als gewisse Dinge zu verbessern. Es waren aber sehr viele Independenten und Republicaner darunter, welche heimlich suchten, die Regierung über einen Haufen zu werfen. Inzwischen hielt man sie eine geraume Zeit für bloße Presbyterianer, bis sie endlich, nachdem der von ihnen erwartete Augenblick erschienen, die Maske abnahmen, und sich für diejenigen ausgaben, die sie würklich waren. Weil ich meines Theils jederzeit dafür gehalten, daß der Zwang und die Verfolgung mit den Grundsätzen der christlichen Religion nicht bestehen könne, so habe ich bey allen durch den Pietismum veranlaßten Bewegungen zur Gelindigkeit angerathen, weil ich vorher gesehen, daß dieser Paroxismus bald, und von selbst, ausrasen würde. Mir ist dabey sonst nichts als dieses einzige anstößig gewesen, daß die hitzigen und eifrigen Pietisten sich nicht mit einer ihnen verstatteten bloßen Gewissensfreyheit begnüget, womit die englischen und holländischen Fanatici zufrieden sind,

ſind, die man daher vielmehr beklaget, als verfolget, ſondern durch allerhand Kunſtgriffe und heimliche Bündniſſe, ſo gar auch die Herrſchaft zu erlangen geſuchet. Ich bin verſichert, daß alle rechtſchaffene Leute dieſes mein Bedenken unpartheyiſch finden werden. Ich vermenge das eine nicht mit dem andern. Die erſten Etifter des ſogenannten Pietismi können eine gute und redliche Abſicht gehabt haben, und der Eifer, den ſie bezeugt, hätte vielleicht auch eine gute Wirkung gehabt, wenn ihre Schüler mit mehrerer Einſicht und Ueberlegung wären begabt geweſen, und ihre Nebenchriſten mit Sanftmuth zur Gottesfurcht und Beſſerung des Lebens ermahnt, nicht aber allerhand Stachelreden und harte Schimpfwörter ausgeſtoſſen hätten, welche vielmehr ein Beweis ihres Hochmuths und ihrer Eigenliebe, als Proben eines chriſtlichen Eifers ſind. Der rechte chriſtliche Eifer äuſſert ſich auf eine ganz andere Art. Der Grund deſſelben iſt die Liebe des Nächſten, den man durch gründliche und ſanftmüthige Erinnerungen auf den rechten Weg zu bringen, und durch ein unſchuldiges Leben, als durch eine Richtſchnur zu unterweiſen ſuchen muß. Weil dieſes aber nicht allemal beobachtet worden, ſo haben ihre heftigen Strafpredigten keinen andern Nutzen gehabt, als daß ſie den gemeinen Mann in Feuer und Flamme geſetzt, und einfältige Menſchen in allerhand Thorheiten geſtürzet, wovon man zu verſchiedenenmalen betrübte Folgen

gen gesehen. Weil aber nichts in der Welt so böse ist, daß nicht etwas Gutes daraus folgen sollte, so haben diese Bewegungen Anlaß gegeben, die Gottesgelahrtheit mehr, als vorher, zu treiben, zu geschweigen, daß die gar zu hitzige Orthodoxie hier in Norden dadurch in etwas gemäßiget worden. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und vierzigste Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich in einer Gesellschaft, wo einige, die meine Schriften gelesen hatten, glaubten, daß ich zu verschiedenenmalen die Orthodoxie nicht sorgfältig genug beobachtet. Ob man dieses blos aus Scherz sagte, oder wirklich im Ernst also meynte, kann ich nicht gewiß sagen. Ich antwortete scherzweise darauf, daß ich noch keinen Baron gekannt, der sich für die Orthodoxie hätte todtschlagen lassen, doch fügte ich im Ernste hinzu, wenn man meine Ketzerey untersuchen würde, so würde man finden, daß solche allein darinn bestünde, daß ich bey aller Gelegenheit GOtt gegen gewisse gar zu heftige Orthodoxen vertheidiget, welche lieber die ganze Religion aufopfern, als einen Fußbreit von einen willkührlich an-

angenommenen Nebenartikel in der Religion abgehen wollen. Ich habe in meinen Schriften einen Grundsatz geäussert, von dem ich niemals abgehe. Solcher besteht darinn: „Ich „glaube nichts, und nehme auch nichts an, was „mit den heiligen Eigenschaften Gottes streitet, „und wenn daher eine Redensart in der Schrift „vorkommt, woher andre zu einer Lehre Anlaß „nehmen, die schwer zu vertheidigen ist, so halte „ich dafür, daß man von dem buchstäblichen Ver„stande abweichen müsse, um sich nicht in ein La„byrinth zu stürzen, woraus man nicht anders, „als mit großer Mühe wieder entrinnen kann.„ Wenn also von der Erbsünde die Rede ist, so erkläre ich dieses solchergestalt, daß man von unsern sündlichen und verderbten ersten Eltern nichts Gutes erwarten können, u. daß aussätzige Kinder von aussätzigen Eltern erzeuget werden müssen. Dieser Satz ist nicht so anstößig, als wenn andre sagen, daß GOtt die Kinder wegen der Missethaten ihrer Eltern strafe, und daß die Sünden der Voreltern den Kindern zugerechnet würden, gerade, als wenn die Kinder, noch ehe sie gebohren worden, bereits in ihren Eltern gesündiget hätten. Denn daraus entstehet ein Einwurf, den die Feinde der Religion gegen die Gerechtigkeit Gottes machen, den man Mühe hat, zu beantworten. Wenn jemand aus diesem oder jenem Ort der Schrift, oder durch Exempel beweisen will, daß die guten Handlungen in dieser Welt belohnt, und die Missethaten gleichfalls hieselbst

bestraft würden; die Erfahrung aber zeigt, daß dieses nicht allemal geschiehet, sondern daß es den Frommen bisweilen übel, den Gottlosen aber bis an das Ende ihrer Tage wohl gehet: So sage ich, um die göttliche Vorsicht keiner nachtheiligen Beurtheilung zu unterwerfen, daß die Strafen und Belohnungen bis auf den Tag des Gerichts ausgesetzt sind, der nach der Auferstehung der Todten erfolgen wird. Wenn man den Teufel zum Urheber des meisten Bösen macht, was in der Welt vorgehet, so glaube ich, daß man in diesem Stücke zu weit geht, weil eine solche Lehre eine gedoppelte schädliche Wirkung haben kann; indem erstlich die Menschen daher Gelegenheit nehmen können, ihre eigne Missethaten zu entschuldigen, hiernächst aber auch ein gewisser Manichäismus dadurch eingeführet werden kann, wodurch dem Teufel eine grössere Macht beygelegt wird, als er würklich hat. Denn man findet, daß Herr Bayle und andre, welche die Lehre von den beyden Grundwesen vertheidigen wollen, sich dieses zu Nutz gemacht. Wenn ferner einige Bedenklichkeiten in der Schrift, in der Historie und Zeitrechnung vorkommen, so glaube ich, daß durch die Schrift, welche, wie wir lehren, durch den heiligen Geist eingegeben worden, allein Moses und die Propheten, oder die Lehre an und für sich selbst, nicht aber die Historie zu verstehen sey, als welche letztere von Menschen abgefaßt worden, welche irren können. Denn dadurch wird die Einwendung vernichtet, deren

sich

ſich die Naturaliſten und Ungläubigen bedienen, um das Anſehen des göttlichen Worts zu ſchwächen, welches nichts dadurch leidet, wenn man dergleichen Abweichungen in der Hiſtorie und Zeitrechnung entweder der Unachtſamkeit des Skribenten, oder einem Schreibfehler beymißt. Endlich halte ich auch aus eben dieſer Urſache für nöthig, wenn eine Hiſtorie vorkommt, woran die Ungläubigen ſich ſtoßen können, daß man ſich allegoriſchen Erklärungen bedienen müſſe. Hierinn und in andern dergleichen Puncten beſteht meine Ketzerey. Ob dieſe Lehrſätze den Namen einer Ketzerey verdienen, laſſe ich andern zubeurtheilen über. Dieſes muß man mir indeſſen doch zugeſtehen, daß, wenn ich irre, dieſer Irrthum dennoch alſo beſchaffen ſey, daß er GOte nicht mißfallen könne, weil ich dadurch ſuche, den Ungläubigen zu begegnen, und ihre Einwürfe zu entkräften. Keine Lehre iſt verdammlicher, als die GOtt zum Urheber des Böſen macht. Denn dadurch macht man ihn nicht nur zu einem böſen, ſondern auch ſo gar zu dem allerärgſten Weſen. Die Menſchen werden zu den Böſen durch die Affecten und Leidenſchaften getrieben, welches, wenn es ihre Bosheit gleich nicht entſchuldiget, ſolche dennoch begreiflich macht. GOtt aber wird dagegen kein andrer Bewegungsgrund, als ſein bloſſer Wille, beygelegt. Ich bin ꝛc.

* * *
* *

Der
sieben und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Wie wir jüngsthin von der Erfindung des Pulvers und der Kugeln redeten, so hielten sie diese Entdeckung für eine hölliſche Erfindung. Ich urtheile nicht so hart davon, weil eines theils in den ehemaligen Feldschlachten, die vor der Erfindung des Pulvers gehalten wurden, eben so viele Menschen geblieben, als heutiges Tages, andern theils auch, weil es grausamer ist, mit einem Schwerdte ermordet zu werden, das man vor Augen sieht, als durch eine Kugel zu sterben, die man nicht sieht, und die einem unvermuthet das Leben raubet. Ueberdem währten die Belagerungen vormals viel länger, und kosteten doppelt so viel Volk, als zu unsern Zeiten, da man in der Geschwindigkeit die Mauren und Wälle durchlöchern, und eine Besatzung zur Uebergabe zwingen kann. Wann aber ja eine Erfindung den Namen einer hölliſchen Erfindung verdienet, so verdienen die Bomben und die so genannten Machinae infernales diese Benennung, welche letztern die Engländer im vorigen Jahrhundert gegen die Französiſchen Seestädte gebrauchten. Denn in diesem Stücke hat man, wie man mit Recht behaupten kann, die Kunst zu weit getrieben.

Wenn

Wenn man übrigens die Hiſtorie durchſiehet, ſo findet man, daß die alten und neuen Kriege gleich blutig geweſen. Der ganze Unterſcheid beſteht darinn, daß die Kriege heute zu Tage mit mehrerer Anſtändigkeit geführet werden. Denn die Gefangenen werden beym Leben erhalten, und die Städte nicht verbrannt, da man im Gegentheil in alten Zeiten alles, was einem vorkam, bis auf die Weiber und Kinder, zu ermorden, und, wenn man in ein feindlich Land kam, ſo gar die offenen Städte und Dörfer anzuzünden pflegte, die doch keinen Widerſtand leiſten konnten. In den allerälteſten Zeiten, ehe man noch von Stahl und Eiſen etwas wußte, bediente man ſich der Fäuſte und des Holzes.

Vnguibus et pugnis, dein fuſtibus atque
ita porro.

Daher wurden die alten Kriegsheere hier in Norden Knubbe Hær, oder Knude Hær genannnt. Ja es iſt wahrſcheinlich, daß lange vorher, ehe Stahl und Eiſen aufgekomen, bloß die Anführer oder die vornehmſten Officier recht ſcharfes Gewehr geführet, die gemeinen Soldaten ſich aber desjenigen bedienet, was ihnen zuerſt in die Hände gefallen. Die Reuterey war in den älteſten Zeiten ganz unbekannt. Die erſten Reuter wurden daher mit dem Namen Centauri belegt, und für Mißgeburten gehalten, weil die Leute damals dergleichen vorher noch nicht geſehen hatten, und Mann und Pferd für ein Thier hielten. Die Anführer und vorneh-

men Officiers bedienten sich allein der Streitwagen, wie man aus den Schriften des Homers und andrer alten Skribenten abnehmen kann. Aus der Historie des alten Testaments erhellet, daß die Israeliten vor den Zeiten der Könige mit keinem rechtschaffenen Gewehr versehen gewesen. Zu den Zeiten der Debora war in dem ganzen Kriegsheer, welches das Heer des Sissera schlug, weder Schild noch Spieß anzutreffen, und eben so war es mit dem Heer des Sauls beschaffen, wo niemand einen Spieß führte, als Saul und Jonathan. In dem Buche der Könige aber geschiehet allerhand Arten von Waffen Erwehnung. Absalon hat sich, wie man meynt, bey den Israeliten zuerst der Reuterey bey dem Aufruhr gegen seinen Vater bedienet, weil es in der Schrift heisset, daß er sich Wagen und Pferde angeschafft. Zu Salomons Zeiten aber ward eine große Menge Pferde und Wagen nach Judäa aus Egypten gebracht, in welchem Reiche man demnach, so wohl als in Assyrien und Persien, den Zustand der alten Militz aufsuchen muß. Man hatte damals keine geworbene Truppen, und keine stehende Militz, wie heutiges Tages, sondern die Unterthanen mußten insgesammt zu Kriegszeiten bewaffnet seyn. Dieses ist die Ursache, daß solche zahlreiche Kriegsheere ins Feld gestellet werden können, deren die Geschichte Meldung thut. Es ist übrigens sehr schwer, den Zustand der alten Militz vor den Zeiten des Cyrus zu beschreiben, indem man davon keine ge-

naue Nachricht hat. Die Historie des Cyrus giebt uns davon zuerst ein rechtes Licht, weil dieser König für den ersten Stifter der Militz gehalten wird. Die große Schlacht, welche er dem Crösus und dessen Bundesgenossen lieferte, und wodurch er den Grund zu der Persischen Monarchie legte, ist die allererste, worinn man die Ordnung eines Kriegsheeres wahrnimmt. Vor seinen Zeitē bestand ein Kriegsheer hauptsächlich aus leicht bewaffneten Leuten, die kein ander Gewehr hatten, als Bogen und Schleuder. Cyrus aber verminderte deren Anzahl, und ließ die meisten Soldaten mit allerhand Arten von Waffen versehen. Er verbesserte auch die Kriegswagen; und es scheinet, daß er diejenigen Wagen erfunden, woran zwo Sensen bevestiget waren, (Currus falcati) welche nachher eine geraume Zeit im Orient im Gebrauch waren, und als die Stärke eines Kriegsheers angesehen wurden. Weil aber die Kriegskunst iñer mehr ausgebessert ward, und man ein Mittel erfand, diese schrecklichen Wagen unbrauchbar zu machen, so wurden sie endlich wie die Elephanten, abgeschafft, die auch mit der Zeit im Kriege nicht mehr gebraucht werden konnten. Die Reuterey ist von alten Zeiten her stets in Aegypten und an vielen Orten in Asien gebräuchlich gewesen. Die alten Perser bedienten sich mehrentheils der Cameele, welches aus der obgedachten Schlacht erhellet, da die Persischen Cameele die Lydische Reuterey in Unordnung brachten. In Griechenland ward die

Reuterey an dem einen Orte später, als an dem andern eingeführet. Bey den Lacedämoniern ward solche zuerst nach dem mit den Meßeniern geführten Kriege aufgerichtet. Ihre Reuter wurden Sciriten genannt, weil sie aus der kleinen benachbarten Stadt Sciros genommen wurden. Die Athenienser bedienten sich der Pferde nicht sonderlich, weil ihr Land höckricht und uneben war. Die alten Reuter wusten übrigens von keinen Steigbügeln, sondern sie schwungen sich dem Pferde auf dem Rücken wie Virgilius sagt:

— — Corpora saltu
Subjiciunt in equos.

Aus dieser Ursache ließ Gracchus auf den allgemeinen Landwegen in Italien von einer gewissen Entfernung bis zur andern Steine aufrichten, damit die Reisenden sich desto hurtiger und bequemer aufs Pferd schwingen könnten. Man bediente sich übrigens bloß eines Stallbedienten, der dem Reuter aufs Pferd helfen muste, und ein solcher Stallkerl ward Ἀναβολεύς oder ein solcher Mensch genannt, der seinen Herrn bey solchen Gelegenheiten Dienste leisten muste. Die Römer hatten im Anfange keine Reuterey, sondern ihre ganze Stärke bestand in Fußvolk; ja sie achteten die Reuterey eine Zeitlang so geringe, daß sie in einem Treffen öfters den Reutern befohlen, vom Pferde zu steigen und zu Fuße zu fechten; und die Reuter beschritten auch ihre Pferde nicht eher wieder, als bis die

Fein-

Feinde bereits auf der Flucht begriffen waren, und sie solche wieder einhohlen und niedermachen wollten. In dem Kriege aber, den sie mit dem Pyrrhus führten, lernten sie, wie nöthig es sey, sich der Pferde zu bedienen, und die Truppen recht in Schlachtordnung zu stellen, worinn dieser König ein vollkommener Meister war. Doch kam die römische Reuterey nicht eher in ein rechtes Ansehen, als nach dem Kriege mit dem Hannibal, dessen Cavallerie das römische Kriegsheer so oft in Unordnung gebracht hatte. Die im Anfange bey dem Römern Reuter oder Ritter genannt wurden, machten eine besondere Classe zwischen dem Rathe und dem Volke aus, und diese Classe erhielte den Namen des Ritterstandes. Die Republik versahe im Anfange einen jeden unter ihnen mit einem Pferde auf gemeine Kosten. Wie man aber nachher den Nutzen der Reuterey immer mehr und mehr einsahe, so boten sich viele an, mit ihren eignen Pferden Dienste zu thun. Und von dieser Zeit an machte man einen Unterscheid unter denjenigen vom Ritterstande, welche equo publico, und welche equo suo Dienste thaten. Von dem Seewesen der Alten will ich hier nichts erwehnen, da ich solches bereits in einigen besondern Abhandlungen ausführlich beschrieben, welche in die Schriften der hiesigen Königl. Akademie der Wissenschaften eingerückt worden. Die Ingenieurkunst hat man in alten Zeiten mit vielem Eifer getrieben. Denn da man keine

Kanonen hatte, wodurch die Mauern befestigter Städte gefället werden konnten, so war man auf unzählige andre Maschinen bedacht um eine Stadt zu bestürmen und einzunehmen. Man darf nur die Historie des Demetrii Poliorcetis lesen, um davon überführt zu werden. Dieses währte bis 1380, da Barthold Schwarz, ein Franciscaner Mönch, das nun gebräuchliche Pulver erfand, ungeachtet einige diese Erfindung den Chinesern beylegen. Hierauf fieng man an, um sich dieses Pulvers zu bedienen, Flinten zu verfertigen, Kanonen zu gießen, und Bomben zu machen; wodurch die alte Fortificationskunst unnütz ward, und man auf eine andre Art bedacht seyn muste, die Städte zu befestigen. Diese Erfindung hat auch in der Einrichtung der Schlachtordnungen eine Veränderung hervorgebracht. Denn, wenn zu diesen Zeiten ein Kriegsheer, wie vordem eine macedonische Phalanx geordnet wäre, deren Stärke darinn bestand, daß die Soldaten dicht an einander und hinter einander gestellet wurden, so würden die Kanonkugeln eine erschreckliche Verwüstung darunter anrichten. Nachdem dieses erfunden worden, sind keine Festungen mehr unüberwindlich, sie müssen alle der Gewalt des Feuers weichen. In alten Zeiten aber konnte eine Belagerung viele Jahre währen, wiewohl dieses auch zum Theil daher rührte, daß die Soldaten, wenn es gegen den Herbst gieng, entlassen wurden, und sich erst den künftigen

Früh-

Frühling wieder verſammleten. Einige Nationen haben ſich ſtets vor allen andern in der Kriegskunſt hervorgethan. Die Perſer waren unter der Regierung des Cyrus in dieſem Stücke allen andern vorzuziehen. Nach ihnen kamen die Griechen, nnd inſonderheit die Lacedämonier. Die macedoniſchen Könige, Philippus und Alexander, machten ihre Kriegsheere unüberwindlich. Die macedoniſche Phalanx, der keine Macht widerſtehen konnte, war eine Erfindung des Philippus. Die theſſaliſche Reuterey ward zu ihrer Zeit für die beſte und ſchönſte gehalten. Wie aber endlich die römiſche Kriegskunſt auf den höchſten Gipfel ſtieg, ſo muſte alles der römiſchen Macht weichen. Dieſes aber währte auch nur ſeine Zeit. Die Römer und Italiener konnten nachher den nordiſchen Nationen nicht widerſtehen, und wurden mit der Zeit das zaghafteſte und zum Kriege am wenigſten geſchickte Volk. Auf welche Art die Kriege in dem mittlern Alter in Italien geführt worden, ſolches kan man aus des Machiavells florentiniſchen Hiſtorie abnehmen. Denn derſelbe bezeugt, daß die Italiener einander Feldſchlachten geliefert, welche von Morgen bis an den Abend gedauret, ohne daß ein einziger Mann an beyden Theilen dabey geblieben. Einige Zeit vorher, ehe das Pulver nebſt den Kugeln erfunden ward, waren die engliſchen und ſchottiſchen Truppen in Anſehen. Dieſelben bedienten ſich gewiſſer Schwerdter, wodurch ſie un-

glaubliche Dinge gegen die Franzoſen ausrichteten. Nachher kamen die Schweitzer ſo empor, daß alle Potentaten die geworbenen Truppen aus der Schweitz für die Stärke ihres Kriegsheers hielten. Unter dem Kayſer Maximilian dem Erſten machten ſich die von ihm errichteten Landsknechte ſehr berühmt, und wurden für die einzigen gehalten, die man den Schweitzern entgegen ſetzen konnte. Unter Guſtav Adolph erlangten die ſchwediſchen Soldaten einen großen Ruhm, welcher bis auf die fatale Schlacht von Pultawa währte. Nun ſind die preußiſchen und rußiſchen Truppen in dem größten Anſehen. Man ſieht daraus, daß den Tapferkeit, die Kriegskunſt und der Ruhm von einer Nation zur andern übergegangen. In dem mittlern Alter war es gewöhnlich, daß den Lehnsmännern, den Biſchöfen und andren großen Prälaten angeſagt wurde, bey einem entſtandenen Kriege mit einer gewiſſen Anzahl Truppen zu erſcheinen, die nach der Größe des Landes, das ein jeder beſaß, eingerichtet war, und darinn beſtand die Kriegsmacht eines Landes. Weil dieſes aber mit vielen Beſchwerden an allen Seiten verknüpft war, ſo hat man in den ſouverainen Landen für gut befunden, eine ſtehende Militz zu unterhalten, in andern Reichen aber Truppen zu werben und zu dem Ende eine Kriegsſteuer auszuſchreiben, welche Anordnung ſo wohl den Regenten, als den Unterthanen zuträglich geweſen, indem auf ſolche Art ei-

ne Kriegsmacht desto leichter und geschwinder kann zusammen gebracht werden. Ein andrer Gebrauch, der auch bis auf das vorige Jahrhundert gedauret, ward gleichfalls endlich abgeschafft. Solcher bestand darinn, daß ein ansehnlicher Reuter oder Ritter, der im Felde nur für einen Mann gerechnet ward, alle diejenigen, die ihm theils untergeben, theils in seiner Folge waren, unter sich begriff, und daher tausend solche Reuter ein ganzes Kriegsheer vorstellten. Die Franzosen nannten solche Reuter Hommes d' armes, und es scheint also nur der Name eines Mannes zu seyn. Es ist aber ein Nomen Collectivum. In dem mittlern Alter ward ein solcher ausgerüsteter Reuter eine Lanze genannt. Vormals waren die Soldaten mit Schild und Helm bewaffnet. Nachdem aber das Pulver erfunden worden, leistet eine solche Rüstung fast gar keinen Nutzen mehr, und ist daher abgeschafft worden. Dagegen wusten die Alten von keiner besondern Soldaten- oder Regimentskleidung etwas, sondern ein jeder Soldat trug sein eigen Kleid. Ich kann es nicht gewiß bestimmen, welche Nation zuerst auf die sogenannte Uniforme gefallen, die gegenwärtig bey allen europäischen Armeen eingeführt ist. Die Ingenieurwissenschaft war, wie ich schon gesagt habe, in alten Zeiten größer, weil man allerhand Maschinen nöthig hatte, eine Festung zu bestürmen. Nun aber wird eine größere Kunst erfordert, einen Ort zu befesti-

gen,

gen, damit solcher den Kanonkugeln Widerstand thun könne. Prinz Moritz von Oranien soll, wie man meynt, zuerst darauf gefallen seyn, die Städte durch Aussenwerke zu befestigen. Der Anfang mit einer solchen Befestigung ward mit der Stadt Bommeln gemacht, welche die Spanier im Jahr 1599 belagerten. Und weil die Stadt dadurch gerettet ward, so ist dieses von andern nachgeahmet, und die Fortificationskunst dadurch nicht wenig verbessert worden. Denn weil man die Festungen durch solche Aussenwerke stärker gemacht, so hat man auch auf neue Mittel bedacht seyn müssen, dieselben anzugreifen. Wenn man diese Materie aber recht ausführen wollte, so würden dazu einige Folianten erfordert werden. Vielleicht habe ich, als ein Mann von meinem Stande, schon zu viel davon gesagt. Ich kann aber doch zu meiner Entschuldigung beybringen, daß mir diese Materie nicht ganz unbekannt ist, da ich in meiner Jugend auf der Kriegsliste als Unterofficier gestanden. Ich bin ꝛc.

Der acht u. vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß Herr K**, den ich stets für meinen Freund gehalten, neulich in einer Gesellschaft von meinem Glü-

Glücke und Wohlstand mit vielem Neide und mit großer Mißgunst gesprochen habe. Wenn sie sich darüber wundern, so nehme ich mir die Freyheit ihnen zu sagen, daß ihnen die Natur und Eigenschaft der gewöhnlichen Freundschaft noch nicht gnug bekannt ist. Solche kann einigermaßen erhalten werden, so lange Stand und Vermögen sich nicht verändern, sie wird aber alsbald laulicht und endlich ganz kalt, sobald eine Veränderung in den Glücksumständen vorgehet, insonderheit, wenn diese Veränderung einigermaßen merklich ist. Ich habe meine Gedanken davon in einer besondern Abhandlung eröffnet, welche unter meinen moralischen Betrachtungen zu finden ist. Wenn der bekannte Freund sein Mißvergnügen vor dreyßig Jahren hätte blicken lassen, so hätte man denken können, daß dasselbe, wenn es gleich nicht wohl gegründet wäre, dennoch ganz natürlich sey; aber mir nun mein Glück zu beneiden, da ich ein solches Alter erreichet, und mich alle Augenblicke gefaßt halten muß, der Welt gute Nacht zu geben, das ist ganz unbillig und unnatürlich. Wen sie wieder Gelegenheit haben sollten, mit dem Herrn K** zu reden, so sagen sie ihm, weil er von der Mißgunst so sehr eingenommen sey, und diesem Laster also gerne Nahrung zu verschaffen suchen würde, so möge er seinen Neid an dem Herrn A auslassen, der das größte Looß in der Lotterie gewonnen, und also schlafend zu einem großen Vermögen gelanget; ferner, an dem

Herrn

Herrn B, dem eine reiche Erbschaft von seinem Mutterbruder zugefallen, und endlich an dem Herrn C, der durch ein blindes Glück die bekannte reiche Wittwe geheyrathet, und dadurch auf einmal aus einem Bettler ein reicher Mann geworden. Es wird ihm ausser denen itztgenannten auch sonst nicht an Gelegenheiten fehlen, andre zu beneiden, die ohne die geringste Mühe und Arbeit, bloß durch einen Zufall, zu einem großen Wohlstande gelanget, und wie die Erdschwämme in einer Nacht aus der Erde hervor gewachsen. Wenn die Mißgunst auf solche Menschen, und hauptsächlich in deren Jugend, fällt, so ist dieselbe vielleicht noch einigermaßen zu entschuldigen. Aber einen alten Mann zu beneiden, der, durch eine saure Arbeit von vielen Jahren, zu einigem Vermögen gelanget, das ist närrisch. Denn an meinem Wohlstande hat das Glück keinen Theil gehabt. Ich bin ꝛc.

Der
neun und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, was ich von dem Streite urtheile, der unter den neuern Philosophen wegen der besten Welt ge-

geführet worden, und so viele Bewegungen verursachet hat. Die Hauptfrage kommt darauf an, ob die gegenwärtige Welt die beste sey? Ich werfe mich nicht zum Richter in philosophischen Streitigkeiten auf, am wenigsten erkühne ich mich solche Streitigkeiten zu entscheiden, wo man keine Parthey erwählen kann, ohne sich allerhand gefährlichen Einwürfen bloß zu stellen. Verschiedene ansehnliche Philosophen, unter denen Leibnitz und Wolf die vornehmsten sind, behaupten, daß diese Welt unter allen Welten, die GOtt erschaffen können, die beste sey. Leibnitz sucht seine Meynung dnrch folgende Gründe zu bestätigen. „GOtt bringt das Beste her„vor, was nur möglich, oder mit dem Verstande „zu begreifen ist. Wer anders denket, der zwei„felt entweder an dem Willen, oder an der Weis„heit GOttes, das Beste zu erwählen. Hieraus „fließt, daß, wenn das geringste Uebel, welches „man in der Welt wahrnimmt, nicht vorhanden „wäre, so würde diese Welt nicht mehr dieselbige „Welt seyn, welche, in was für einem Zustande „sich dieselbige auch befinden mag, doch für die „allerbeste zu halten, weil der Schöpfer sie un„ter allen andern Welten erwählet.“ Diese Lehre behauptet auch der berühmte Wolf, welcher sich fast eben derselben Worte bedienet. Man kann hieraus abnehmen, worauf sie ihre Meynung gründen, und was für Folgen daraus, ihrem Vorgeben nach, fliessen würden, wenn man dieses läugnen wollte. Andre hingegen haben

die-

diese Lehre aufs äusserste zu bestreiten gesucht, und noch viel gefährlichere Folgen daraus gezogen. Diese sagen: „Wenn GOtt aus Noth „gezwungen gewesen, einen solchen Plan zur „Schöpfung zu erwählen, worinn das Gute mit „dem Bösen vermengt ist, so fließt daraus, daß „durch die Schöpfung eine Nothwendigkeit zu „sündigen eingeführt worden, wodurch GOtt „zum Urheber und zur Ursache des Bösen ge„macht wird.“ Denn, die erstern behaupten, daß in dem Bösen selbst eine Nothwendigkeit enthalten ist, indem aus der Vermischung des Guten und Bösen die Vollkommenheit der erschaffenen Welt entstehet. Wolf sagt: „Die „Vollkommenheit einer Uhr besteht darinn, daß „alle Theile, woraus dieselbe zusammengesetzt „ist, mit einander übereinstimmen, damit der „allgemeine Endzweck erreichet, und die Zeit an„gezeiget werden möge.“ Die andern aber sagen: „Es ist so weit gefehlt, daß das Böse mit „dem Guten zu Erhaltung des großen Endzwecks „bey der Schöpfung, nämlich die Ehre GOttes „zu befördern, zusammen etwas, und zwar ein „jedes das seinige beyträgt, daß das Böse viel„mehr offenbar dagegen streitet.“ Wenn Wolf ferner sagt: „GOtt bedienet sich des Bösen als „eines Mittels, das Gute zu befördern, und die „Welt vollkommen zu machen,“ so antworten seine Gegner darauf, „daß es unanständig sey, „GOtt etwas beyzulegen, welches er selbst an „den Menschen tadelt,“ und wenn eben dieser

Phi-

Philosoph sich auf die Erfahrung beruft, „daß „ein vorhergegangenes Unglück einen Nutzen „und etwas Gutes nach sich zieht," so antworten sie, „daß dieses nicht allemal eintreffe, und man „aus der Erfahrung wahrgenommen, daß ein „vorhergegangenes Unglück nicht allemal ein „Glück nach sich gezogen." Man sieht hieraus, daß eine jede Parthey aus den Lehrsätzen der andern gefährliche Folgen zu ziehen suchet. Die ersten sagen: „Wenn die letztern läugnen, daß „diese Welt unter allen möglichen Welten die beste sey, so treten sie so wol der Weisheit als Güte GOttes zu nahe. Denn, wenn diese Welt „nicht unter allen möglichen Welten die beste ist, „so kann sie nicht von einem weisen und gütigen „Schöpfer erschaffen seyn." Die letzten ziehen aber eine noch weit gefährlichere Meynung aus dem Lehrsatz der erstern. Sie sagen: „Wenn „man behauptet, daß die Welt nicht anders beschaffen seyn könne, als sie wirklich ist, so tritt „man der Allmacht und dem freyen Willen GOttes zu nahe, man bestärkt die gefährliche Lehre „von der Fatalität, man unterwirft GOtt einem gewissen Schicksal, welchem derselbe unterworfen ist, und giebt den Menschen Gelegenheit, ihre Missethaten zu beschönigen, weil solche nothwendig geschehen müssen, und die Menschen solche nicht zu vermeiden im Stande sind." Meinem Bedünken nach thut man an allerbesten, wenn man einen Unterscheid macht, wie die Welt vor dem Sündenfall beschaffen gewesen, und wie

ſie nach dem Sündenfall verderbt und verändert worden. Denn, wenn man ſagt, daß bey der erſten Schöpfung das Böſe mit dem Guten nicht vermengt, ſondern alles, wie die Schrift ſagt, ſehr gut geweſen, ſo kann der Streit einigermaßen beygelegt werden, und die letzten können ſo wohl als die erſten ſagen, daß die erſchaffene Welt die beſte iſt, weil man ſich keine beſſere vorſtellen kann. Wenn aber Leibnitz, Wolf und diejenigen, welche ihnen folgen, von der Welt reden, wie ſie gegenwärtig beſchaffen iſt, und die Nothwendigkeit des Uebels behaupten, daß ſolches abziele, die Vollkommenheit der Schöpfung an den Tag zu legen, ſo müſſen die obenangeführten Folgen daraus flieſſen, und ſie ſind gezwungen, die Lehre von der Ewigkeit der Materie anzunehmen, und zu behaupten, daß, weil in derſelben eine Vermiſchung des Guten und Böſen anzutreffen geweſen, ſo hätte auch keine andre Welt, als mit einer ſolchen Vermengung daraus gebildet werden können. Dieſes iſt in der That ein harter Einwurf, den ſie nicht ſo leicht heben können. Sie ſagen zwar, „daß, wenn man „auch den Unterſcheid unter der Welt, wie ſie vor „und nach dem Sündenfall beſchaffen geweſen, „annehmen wollte, ſolcher doch nicht hinlänglich „ſeyn würde, die widrigen Folgen zu heben, in„dem daraus flieſſen würde, daß GOtt eine Welt „erſchaffen, von welcher er zum voraus geſehen, „daß ſie gleich darauf in den Zuſtand kom„men würde, worinn ſie durch den Sünden-

fall

„fall gerathen ist.„ Nichts destoweniger aber retten sich doch die letztern besser aus diesem Labyrinth, und unterwerfen sich wenigern Einwendungen, wenn sie unter dem ersten und dem darauf gefolgten Zustand der Welt einen Unterscheid machen. Wenn man die Lehre von den ungefähren Zufällen und solchen Handlungen annehmen könnte, die aus dem freyen Willen der Menschen entstehen, und nicht unter der Voraussehung Gottes begriffen sind, so könnte diese Schwierigkeit nebst verschiedenen andern einigermaßen gehoben werden. Ich habe aber an einem andern Orte in meinen Schriften gezeiget, daß diese Lehre, wie großen Schein dieselbe auch hat, dennoch nicht angenommen werden könne. Und folglich bleibt immer noch eine Schwierigkeit übrig. Ich halte demnach dafür, daß man am sichersten thut, wenn man in dieser Sache nichts gewisses bestimmet, sondern diese Materie mit zu dem Vorwitz rechnet, den die Menschen in Untersuchung solcher Geheimnisse blicken lassen, die der menschlichen Vernunft stets werden verborgen bleiben. Es wäre zu wünschen, daß jemand einen Lehrbegriff abfassen wollte, wodurch alle diese Schwierigkeiten könnten aufgelöset werden. Ein solcher gelehrter Mann könnte mit weit besserm Rechte den Namen eines Beschützers des Glaubens verdienen, als König Henrich der Achte. Ich entziehe zwar den witzigen Köpfen, welche die Hand an dieses Werk gelegt haben, ihren verdienten Ruhm nicht, in-

dem sie dabey die Absicht gehabt, die Einwürfe zu entkräften, welche die Naturalisten gegen die Religion zu machen pflegen. Wenn man sich aber gar zu lange dabey aufhält, und etwas zu entdecken sucht, woran die größten Männer fruchtlos gearbeitet haben, so handelt man wider sich selbst, und nimmt etwas auf sich, welches menschlichen Kräften zu schwer, und eben so wenig durch Nachdenken heraus zu bringen ist, als die Kunst, Gold zu machen. Und diese Erinnerung gebe ich nicht nur andern, sondern auch mir selbst. Ich bin ꝛc.

Der funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich in ihrem Schreiben, wie ich merke, höchstens darüber, daß ein so witziger und belesener Mann, als der Herr N * * ist, auf eine solche Thorheit, als er begangen, verfallen können. Ich meines Theils habe mich gar nicht darüber gewundert, weil ich aus der Erfahruug bemerket, daß Witz und Verstand, Gelehrsamkeit und Klugheit sehr weit von einander unterschieden sind. Die Welt ist mit so vielen witzigen und gelehrten Narren angefüllet, daß man davon die fünfte Monarchie aufrichten könnte. Und dieses bezeugen nicht

nur

nur einzelne Personen, sondern auch ganze Völker und Städte. Bey welchem Volke hat man wohl jemals mehr Witz, mehr Geist, und mehr Gelehrsamkeit wahrgenommen, als bey den alten Athenienſern? In welcher Stadt hat aber auch wohl jemals mehr Thorheit geherrſchet, als zu Athen? Die Künſte und Wiſſenſchaften waren in dieſer Stadt auf den höchſten Gipfel geſtiegen, und die Artigkeit, der Witz und ein anſtändiges Weſen war, auch bey dem gemeinen Manne, wahrzunehmen. Aller dieſer Herrlichkeiten aber ungeachtet ſahe ein grober und ungelehrter Lacedämonier, Athen, und zwar nicht ohne Urſache, für ein Tollhaus an. Denn die größten, die anſehnlichſten, die vernünftigſten Männer muſten ihrer Vaterſtadt den Rücken zukehren. Der thörigſte Pöbel maßte ſich die größte Gewalt an, und daher hielt ein gewiſſer Philoſoph dieſes für etwas auſſerordentlich ſeltſames in Athen, daß kluge Leute allein dazu gebraucht wurden, dasjenige ins Werk zu ſetzen, was die Narren beſchloſſen hatten. Die ſogenannten Demagogi oder Redner konnten den Einwohnern einbilden, was ſie wollten, und es iſt hiebey zu merken, daß die Einwohner ſich nicht ſo ſehr durch die Rede ſelbſt, als durch die Art, womit dieſelbe vorgetragen ward, einnehmen und lenken ließen. Denn der beſte Redner ward bisweilen verachtet, deſſen Ausreden und Geberden nicht nach ihrem Geſchmack waren; und die gründlichſte Rede hatte keine Wirkung, wenn

die Zierlichkeit im Vortrage nicht beobachtet worden. Demosthenes konnte daher mit aller seiner Fähigkeit nichts ausrichten, bis er sich von einem Comödianten in allen Geberden, die damals von den Rednern auf ihren Rednerstühlen gebraucht wurden, unterrichten ließ. Die Athenienser faßten keine andre Entschliessungen, als in der Eile und ohne Ueberlegung, und kaum war dieses geschehen, so reuete es sie schon wieder. Das kleinste Glück machte sie unerträglich, das kleinste Unglück aber machte sie sogleich niedergeschlagen, und setzte sie in Verzweifelung. Sie liessen z. E. einmal ihre Generals in der ersten Hitze hinrichten. Kaum aber war die Execution vollzogen, so gereuete sie diese That aufs äusserste. Der große Socrates ward von ihnen zum Tode verurtheilet, seine Ankläger aber wurden sogleich darauf auch wieder verdammt, und man richtete dem Socrates eine Ehrensäule auf. Man kann daraus abnehmen, wie beschwerlich es gewesen, ein so seltsames Volk zu regieren, und man darf nichts mehr anführen, um die Fähigkeit des Pericles in der Regierungskunst zu beweisen, als daß derselbe sich so viele Jahre, und so lange er lebte, in seinem Posten erhalten. Man hat niemals in einer Stadt mehr Geist, Gelehrsamkeit und Wissenschaft, und zugleich weniger Vernunft bemerket. Die Zärtlichkeit der Athenienser in der Sprache und Beredsamkeit verleitete sie zu der lächerlichsten Pedanterie, und die Hochachtung, welche

che sie gegen Gelehrte und Künstler hegten, gieng so weit, daß sie solche beynahe anbeteten. Man hat eben diese Art der Pedanterie bey verschiedenen andern großen Geistern und überklugen Leuten gleichfalls bemerket. Alexander der Grosse war selbst nicht davon befreyet. Denn die Hochachtung, welche er für die Schriften des Homers hatte, war so übertrieben, daß, wenn nur ein Exemplar von diesem Poeten in der Welt gewesen wäre, er die Persische Monarchie mit dem Darius würde getheilet haben, um nur dasselbe zu erhalten. Zum wenigsten würde er, wenn er in des Lucii Sullä Stelle gewesen wäre, weit lieber die Belagerung von Athen aufgehoben, als die philosophischen Bäume abgehauen haben, welche zu Maschinen gebraucht wurden. Mit eben einer solchen Pedanterie war der geistreiche Demetrius Poliocretus behaftet. Denn derselbe verließ einen Ort auf Rhodus, zu dessen Eroberung er bereits große Anstalten vorgekehret, aus keiner andern Ursach, als weil ein berühmter Mahler, Protagenes, daselbst seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Man könnte noch weit mehrere Beyspiele von einer solchen Pedanterie anführen, womit die ansehnlichsten Männer in der Historie behaftet gewesen. Ich habe in einem von meinen vorigen Briefen verschiedene Arten der Pedanterie in allen Ständen namhaft gemacht. Ich habe aber noch eine Art der Pedanterie anzuführen ver-

gessen, welche man bey denen meist gesitteten Menschen und Nationen stets angetroffen hat, und noch heutiges Tages antrifft. Solche besteht zum Theil darinn, daß man sich in gewisse Schriften und Kunststücke verliebt, und alles andre verachtet, was nicht nach diesem Modell ausgearbeitet worden; theils aber äussert sich diese Pedanterie auch darinn, daß man ein leeres Gewäsche, wenn solches nur zierlich klinget, einer ungeschminkten, obgleich gründlich ausgeführten Rede, vorzieht. Die Athenienser verwurfen alles, was nicht zu einer gewissen Zeit, und an einem gewissen Orte zum Vorschein gekommen war. Die Römer wurden nachher in einem hohen Grad mit eben derselben Pedanterie behaftet, daß sie bey allen Schriften gähnten, die nicht zu den Zeiten des Cicero und des Augustus geschrieben worden, welche Zeit man insgemein das goldne Alter zu nennen pflegt. Darauf gründet sich das Urtheil des **Quintilians**, welches die meisten zu unsern Zeiten als ein Orakel annehmen. Dieser Censor, den man den römischen Aristarch nennen kann, scheint bey seinen Urtheilen mehr auf die Zeit, als auf die Skribenten an und für sich selbst, gesehen zu haben. Ein **Demetrius Phaleräus** heißt bey ihm ein Sprachverderber, weil er in seinen Reden nicht dem **Pericles** und **Demosthenes** nachzuahmen gesuchet. Von dem **Seneca**, von **Plinius** dem jüngern, wird auf eine gleiche Art geurtheilet, weil

sie

sie nicht in dem sogenannten goldnen Alter geschrieben, da doch, wenn man alles mit eignen und nicht mit fremden Augen ansiehet, der ganze Unterscheid darinn bestehet, daß Seneca, Plinius und andre aus dem silbernen Alter, ihre Schriften mit mehrerm Fleiße ausgearbeitet, als die Skribenten der vorigen Zeiten. Die Zierlichkeit, welche man bey ihnen antrifft, muß ein gezwungenes Wesen und eine verderbte Sprache heissen, die Rapsodie des ersten Alters aber ist eine natürliche Schönheit. Quintilian ist demnach, so viel ich urtheilen kann, von dieser Pedanterie keinesweges frey gewesen, und diesen Character kann man sicher allen denjenigen geben, die alles verachten, was nicht in dem ersten Alter geschrieben worden. Die größten Philologi; welche vor einigen hundert Jahren lebten, waren eben solche Pedanten. Man nannte sie Ciceronianer, weil sie keine Schreibart für ächt und zierlich hielten, wo solche nicht ciceronianisch war. Sie werden zwar von einigen heutigen Sprachhelden deswegen verlacht, von einigen aber auch noch bewundert. Denn verschiedene haben annoch solche Schulmeistergrillen, daß sie an keinen andern Schriften einen rechten Geschmack finden, als die von dem Quintilian und andern gelehrten Schulmeistern canonisirt worden, deren Fehler, Unordnungen und Tautologien sie erheben, und nicht bedenken, daß, da die freyen Künste in

Athen und Rom noch lange nach den Zeiten des Pericles und Augustus geblühet, die Sprache allem Vermuthen nach eher verbessert als verschlimmert worden. Wenn ein Skribent seine Schreibart nach dem Geschmack der Zeiten einrichtet, worinn er lebt, so kann man deswegen nicht von ihm sagen, daß er die Sprache verdirbt. Denn ehe man dieses sagen kann, so muß man vorher die Frage ausmachen, welches Zeitalter den besten Geschmack gehabt? Daß Meander nicht wie Aristophanes, und Demetrius Phaleräus nicht wie Demosthenes geschrieben, solches ist mehr den Umständen der Zeiten, als dem Verderben derselben, zuzuschreiben. Denn die ersten richteten sich nach dem gemeinen Manne, der damals die Regierung in Händen hatte, und grobe Anzüglichkeiten und unzüchtige Redensarten über alles liebte. Die letzten aber richteten sich nach ihren Zeiten, da die Macht des Pöbels eingeschränckt und die Regierung vornehmen und gesitteten Männern anvertrauet war. Eben dieses kann man auch von dem sogenannten goldenen und silbernen Alter zu Rom sagen, da es, wie ich eben erwehnet, noch nicht ausgemacht ist, welches Alter den besten Geschmack gehabt. Seneca, Plinius, und andere richteten sich nach den Zeiten, darinn sie lebten, und liebten eine wohleingerichtete Schreibart mehr als die Anzüglichkeiten und Rapsodien des vorigen Alters, die man zwar noch heutiges Tages an dem Cicero, wegen des

groß-

grossen Ansehens, worinn dieser Mann gestanden, bewundert, sonst aber kaum einem andern neuern Skribenten zu gute halten würde. Wie man demnach dieses an den meisten gesitteten Völkern und an vielen Gelehrten tadeln kann, daß sie alles verachten, was nicht in einer gewissen Sprache, von gewissen Personen, und zu einer gewissen Zeit geschrieben worden, so bemerkt man auch noch überdem diese Pedanterey an ihnen, daß sie mehr auf die Schreibart als auf die Materie sehen, und es also mit ihnen, wie mit den Dichtern beschaffen ist, deren Geist durch die Regeln von der Prosodie erstickt wird. Die römischen und griechischen Skribenten haben in diesem Stücke viele Ausschweifungen begangen, und unsre heutigen Schriftsteller haben ihnen in diesem Stücke nichts vorzuwerfen. Denn es ist fast nicht möglich, daß man in irgend einer Sprache es unsern heutigen sogenannten Kunstrichtern zu Danke machen kann. Wenn die Schreibart nicht nach ihren einmal festgesetzten Regeln eingerichtet, und man so unglücklich ist, daß man ein Wort gebrauchet, dem sie das Bürgerrecht noch nicht verliehen, so wird auch der beste Skribent nicht verschonet. Wenn man daher die Barbarey des mittlern Alters mit der Scharfsichtigkeit unsrer Zeiten vergleichet, so stehet es dahin, welches Alter am meisten zu beklagen ist. Denn damals schreib ein gelehrter Mann, wie heutiges Tages ein Reuter, und bekümmerte sich wenig um die Schreibart, wenn

er nur seine Meynung an den Tag legen konnte. Nun aber gehet man mit den Worten und Redensarten eben so ernsthaft und majestätisch um, als wenn es die größten Staatshändel wären. Ich habe dieses alles zu dem Ende angeführt, um zu zeigen, daß auch die meist gesitteten Völker und die klügsten Männer auf die größte Eitelkeit und Thorheit verfallen können, und daß die Gelehrsamkeit und die Pedanterie insgemein genau mit einander verbunden sind. Die alte Historie zeiget, daß das ungelehrte Lacedämon weit mehr gesunde Vernunft besessen, als das hochgelehrte Athen und die Erfahrung unserer Zeiten lehret, daß man die gesunde Vernunft eher in der Schweitz, als in Paris finden kann, wo man eine Vermischung von Lebhaftigkeit, Gelehrsamkeit, Pedanterie und Thorheit antrifft. Die Franzosen nennen nicht ohne Ursache ihre Hauptstadt das Athen unserer Zeiten. Denn beyde Städte sind so wohl in Absicht auf die Gelehrsamkeit, als auch was die Thorheit und Eitelkeit betrifft, einander vollkommen ähnlich. Ich bin ꝛc.

Der

Der ein u. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie, wie sie neulich die Scriptores Historiae Augustae durchlesen, in dem Vopiscus gefunden, daß der Kayser Aurelianus, wie seine Gemahlinn ein seidenes Kleid von ihm verlanget, ihr solches mit diesen Worten abgeschlagen: Absit, ut auro fila pensentur; woraus erhellet, daß damals ein Pfund Seide mit einem Pfund Gold bezahlet worden. Es scheint ihnen aber unbegreiflich zu seyn, wie die Seide damals so rar, u. in einem so hohen Preise seyn können, da dieselbe doch eine lange Zeit vorher schon im Gebrauch gewesen, indem die chinesische Historie zeigt, daß man in China schon 2080 Jahr vor Christi Geburt die Seide verarbeitet. Weil aber die Chineser und andere orientalische Völker in alten Zeiten wenig oder gar keinen Umgang mit andern Nationen, und am wenigsten mit den Europäern gehabt, so ist es kein Wunder, daß der Gebrauch der Seide so lange in Europa unbekannt geblieben. Die Europäer halten zwar schon lange davon reden hören, doch ohne eigentlich zu wissen, worauf die Sache ankam, und wie die Seide verarbeitet werden müßte. Die Alten glaubten, daß man die Seide einer gewissen Art von Spinnen zu dan-

ken hätte, aus deren Eingeweyde die seidenen Faden genommen, und um kleine Zweige und dürre Reiser gewickelt würden, andere aber, die auf ihren Reisen nach dem Orient die Seidenwürmer in ihren Schalen oder Häusern auf den Maulbeerbäumen gesehen hatten, bildeten sich ein, daß es Knospen wären, welche auf diesen Bäumen wüchsen. Dieses ist ohne Zweifel eine solche Meynung, deren Virgilius in diesem Verse erwehnet:

Velleraque ut foliis despectant tenuia seres.

Pausanias hat zuerst gezeigt, daß es indianische Würmer wären, welche die Griechen Ser genannt, woher das Wort Seres kommt, welches die Chineser, oder das Volk, angezeiget, bey dem diese Würmer gezeugt werden. Ich übergehe hier, wie man diese Seide gegenwärtig verarbeitet, indem dieses ihnen so wohl, als allen andern, zur Gnüge bekannt ist. Dieses einzige will ich nur noch berühren, bey welcher Gelegenheit die Seide in Europa in Gebrauch gekommen, welches erstlich sehr spät geschehen. Procopius sagt, daß es im fünften Jahrhundert, zu den Zeiten des Kayſers Justinianus geschehen. Die Erfindung wird zweenen Mönchen beygelegt. Wie dieselben bey ihrer Zurückkunft aus Indien nach Constantinopel hörten, daß der Kayſer bemühet war, einen unmittelbaren Seidenhandel aufzurichten, daß man nicht nöthig haben möchte, die Seide aus Persien zu holen, so stellten

ten sie dem Kayser vor, daß er die Eyer von den Seidenwürmern aus Orient bringen lassen möchte, weil sie glaubten, daß die Seidenwürmer selbst nicht lebendig würden kön̄en nach Griechenland gebracht werden. Ihr Vorschlag fand Beyfall, und die Eyer wurden im Miste ausgebracht, welchem Epempel mit der Zeit andre gefolgt, so daß ganz Europa mit der Zeit mit diesen Würmern versehen worden, wodurch der Preiß der Seide um ein großes gefallen. Theophanes sagt, das ein Persianer zuerst die Eyer von den Seidenwürmern nach Constantinopel gebracht, und die Griechen unterwiesen, wie sie damit umgehen müßten. Beyde Skribenten kom̄en indessen doch darinn mit einander überein, daß es zu den Zeiten des Justinianus geschehen. Man legte hierauf sogleich Seidenmanufacturen in Athen, Theben und Corinth an. Rogerius, der König von Sicilien, stiftete eine Seidenmanufactur zu Palermo im Jahr 1130, von welchem Orte die Fabriken nachher nach Neapolis, und so ferner nach andern italienischen Städten verlegt wurden. König Ludwig der II. legte im Jahr 1470 eine Seidenmanufactur zu Tours an, und bediente sich dabey der italienischen Fabriqueurs. Nichts desto weniger war doch die Seide eine lange Zeit nachher noch sehr rar in Frankreich. Denn die französische Historie bezeugt, daß König Henrich der II. der erste gewesen, der seidene Strümpfe an dem Tage getragen, da seine Schwester Beylager hielte. Und

die-

dieſes muß alſo die Urſache ſeyn, wesfalls der Perſiſche König Abbas der I. ſich einen ſo großen Vortheil von der rohen Seide verſprach, die er in großer Menge nach Europa bringen ließ, und wovon man eine artige Hiſtorie in des Chardins perſianiſchen Reiſebeſchreibung findet. Nun ſind die von Seide verfertigten Waaren ſo gemein geworden, daß auch ſogar die Handwerksburſche ſich derſelben bedienen. Sie ſehen hieraus, mein Herr, wesfalls die Seide, die bereits vor einigen tauſend Jahren im Orient bekannt geweſen, in Europa ſo ſpät bekannt geworden, und wesfalls ſie ihrer Seltenheit wegen zu den Zeiten des Aurelians ſo koſtbar geweſen, daß man ſie mit Gold aufwiegen mußte. Ich habe geſagt, daß die Seide zuerſt aus China gekommen. Die älteſten Chineſiſchen Skribenten ſchreiben dieſe Erfindung einer Kayſerin, Namens Si Ling, zu. Sie ſchreiben, daß ſich die Chineſer vor den Zeiten dieſer Kayſerin der Felle von Thieren zu ihren Kleidern bedienet, weil aber dieſe Häute und Felle nicht zureichten, die große Menge der Einwohner damit zu verſorgen, ſo mußten ſie aus Noth auf andre Mittel bedacht ſeyn, und erfunden daher die Kunſt, Lein zu machen, bis endlich die oben angeführte Kayſerin die Erfindung mit der Seide zu Stande brachte. Die nachfolgenden Kayſerinnen haben großen Fleiß angewandt, die Anzahl der Seidenwürmer zu vermehren, und die Seide brauchbar zu machen. Sie legten zu dem Ende auf dem Schloſſe

besondere Gärten zu Maulbeerbäumen an, und die Kayserin begab sich öfters, in Begleitung einiger Königinnen, mit großem Gepräge in den Garten, und pflückte mit eigner Hand einige Maulbeerblätter ab, worinn ihr die andern vom Hofe folgten. Nach dem Exempel des Hofes legten zuerst die Prinzeßinnen und die vornehmen Dames, nachher aber das ganze Volk Seidenfabriken an, und endlich, wie die Arbeit allgemein ward, so hörte die Kayserin auf, und ließ es andern allein über. China ist also eigentlich das rechte Land, wo die Seide, so zu reden, zu Hause gehöret, und sie ist auch dorten in einer solchen Menge vorhanden, daß alle und jede Einwohner, den geringsten Pöbel und die Bauren allein ausgenommen, seidene Kleider tragen. Die letztern behelfen sich mit Cattun. Man hat noch alle Bücher in China, worinn die Art und Weise gezeigt wird, wie man die Seidenwürmer am besten fortbringen, und die Seide am besten verarbeiten kann. Unter dem vorigen Kayser Cang Hi machte man einen Versuch, die Würmer mit Eichenblättern zu füttern, und die Probe ward von dem Kayser selbst in der Tartarey angestellet. Ob andere Nationen sich dieser Erfindung auch bedienet, kann ich nicht sagen. Man könnte auch wohl bey dieser Gelegenheit die Frage aufwerfen, wie es zugegangen, daß das Gold vor allen andern Metallen zu einem solchen Werthe bey allen Nationen in der Welt gestiegen. Die Ursache, welche am meisten in die

Augen fällt, scheint diese zu seyn, weil es selten ist, dahingegen andre Metallen in einer weit größern Menge gefunden werden. Weil aber doch das Gold für das herrlichste und reichste Metall auch selbst in America gehalten worden, wo es in großer Menge vorhanden gewesen, so muß man daraus schließen, daß verschiedene besondere und seltsame Eigenschaften, die man bey diesem Metall bemerket, demselben diesen Vorzug zuwege gebracht. Einige einfältige Nationen haben sich durch die Farbe desselben, welche der Sonne gleichet, einnehmen lassen, und haben das Gold als einen GOtt angebetet. Die Chymisten haben aus dieser Ursache dem Golde den Namen der Sonne beygelegt, weil sie meinen, daß das Gold durch den Einfluß der Sonne erzeugt wird. Andre, welche die Eigenschaft des Goldes genauer untersuchet, haben befunden, daß es unter allen andern Metallen das schwerste ist, und daher von allen Körpern am dichtesten seyn muß. Plinius führt in seiner Historia Naturali folgende Ursachen an, weßfals man dem Golde einen solchen vorzüglichen Preis beygelegt. Er sagt: „Das Gold ist das „einzige unter allen Metallen, welches durch das „Feuer wenig oder nichts verlieret, und daher „wird es immer durchs Feuer geprüfet, ob es „auch lauter ist.“ Das Gold verliert, wenn man dasselbe gebraucht, weniger als ein ander Metall. Kein Metall kann sich weiter ausdehnen, und sich in mehrere Theile theilen. Denn

man

man kann mit ganz wenigem Golde große Körper so vergolden, daß es fast unglaublich zu seyn scheinet. Das Gold ist nicht, wie die andern Metalle, dem Roste unterworfen. Denn man findet, daß die goldenen Münzen, welche vor tausend Jahren geschlagen worden, annoch nichts von ihrer natürlichen Schönheit verlohren. Die Chymisten haben niemals bisher ein Mitel ausfündig machen können, das Gold zu zernichten, d. i. das Gold dergestalt zu verändern, daß es nicht mehr Gold bleibt. Man hat es ganze Monate im Flusse erhalten, und ganze Stunden unter das Brennglaß geleget, welches das stärkste Feuer giebt, aber man hat nichts dadurch ausgerichtet. Diese und einige andre Eigenschaften des Goldes haben verursachet, daß es für das schönste und herrlichste unter allen Metallen gehalten worden. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der zwey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Es ist etwas seltsames, wie ich so wohl in Klims Unterirdischen Reise, als in meinen moralischen Gedanken gezeiget, daß die unverzagtesten und tapfersten Männer sich jederzeit geduldig unter die Herrschaft ihrer

rer Frauen gedemüthiget. Und dieses bestätiget nicht nur das Beyspiel einzelner Personen, sondern auch das Exempel ganzer Nationen und Völker. Welches Volk kann weniger Zwang leiden, als das Englische? Und welches Volk ist doch seinen Weibern mehr unterthänig? Die Italiener hingegen, welche sich von allen beherrschen und unterdrüken lassen, sind wie Löwen in der Küche und in den Stuben ihrer Weiber. Man hat eben dieses bey den alten Römern wahrgenommen. Diese liebten ihre Freyheit in einem solchen Grad, daß sie lieber ihr Leben aufopferten, als zugaben, daß solche im allergeringsten gekränkt ward; gegen ihre Weiber aber konnten diese streitbaren Helden sich nicht vertheidigen. Man findet davon verschiedene Exempel in der Historie, wovon ich nur eines anführen will, welches sehr lächerlich ist. Es ward ein gewisses Gesetz von C. Oppio (Lex Oppia) gegeben, und darinn verordnet, daß die Matronen nicht mehr als eine halbe Unze Gold haben, keine Kleider von verschiedenen Farben tragen, und nicht anders als bey heiligen Verrichtungen in einem Wagen fahren sollten. (Ne qua mulier plus semiuncia auri haberet, non vestimento versiculori uteretur, nec juncto vehiculo in urbe oppidoque nisi sacrorum publicorum causa veheretur.) Dieses Gesetz war aus Noth gegeben, weil Hannibal eben damals in Italien die Oberhand hatte, und Rom mit einer Belagerung drohete, die Schatzkammer auch so sehr ausgeleeret war,

daß

daß man so gar die heiligen Gefäße angreifen muste. Die römischen Herren ließen sich dieses Gesetz gefallen, und giengen dem Volke nicht nur mit einem guten Exempel vor, sondern brachten auch alles ihr Gold und Silber in die allgemeine Schatzkammer. Die Weiber aber setzten sich aus allen Kräften dagegen, und wollten sich ihrer Zierrathe durchaus nicht berauben lassen, sonder verdoppelten dieselben vielmehr den Männern zum Trotze. Sie konnten aber durch diese Hartnäckigkeit so wenig ausrichten, daß sie vielmehr verursachten, daß das Gesetz noch mehr geschärft ward, wodurch sie endlich gezwungen wurden, sich eine Zeitlang nach demselben zurichten. Wie aber die Römer sich den Hanibal vom Halse geschafft hatten, und die Stadt wieder in einen bessern Zustand gekommen war, so fiengen die Weiber wieder an, mit großem Eifer auf die Abschaffung dieses Gesetzes zu dringen. Die beyden Tribuni plebis unterstützten ihr Begehren, und die ganze Stadt gerieht darüber in Bewegung. M. Portius Cato, der alle Wollust und Eitelkeit aufs äusserste haßte, setzte sich, seiner alten Gewohnheit nach, diesem Strome entgegen. Das Begehren der Weiber ward also öffentlich in Rom vor Gericht geführet, niemand aber konnte sagen, wie die Sache eigentlich ausfallen würde. Endlich griffen die römischen Matronen zu einem Mittel, wodurch sie zuletzt ihr Begehren erhielten. Sie verschworen sich nämlich, daß sie nicht

eher wieder bey ihren Männern schlafen wollten, bis dieselben in ihr Verlangen gewilliget hätten. Dieses hatte die Wirkung, daß das Gesetz, alles Widerstandes, den Cato that, ungeachtet, abgeschafft ward. Die Pracht und Eitelkeit des Frauenzimmers aber nahm dadurch immer mehr und mehr zu, bis solche endlich auf die höchste Spitze kam. Diese Erfindung, wodurch die römischen Frauen damals über ihre Männer triumphirten, bitte ich vor ihrer Frau, so viel möglich, aufs sorgfältigste zu verhehlen. Denn sie könnte es andern Weibern erzählen, und dadurch verursachen, daß unsre Matronen im Nothfall, und wenn ihnen etwas abgeschlagen würde, sich eines gleichen Mittels bedienten. Der Ausfall könnte zu unsern Zeiten vielleicht einerley seyn. Ich sage mit Bedacht: Vielleicht, weil ich nicht gewiß versichert bin, ob die Männer sich heutiges Tages so bald auf Discretion ergeben würden. Es kann auch seyn, daß, wenn die römischen Rathsherren sich ein wenig Zeit gelassen, und sich gegen ihre Weiber auch kaltsinnig bezeugt hätten, ihre Weiber sich gleichfalls bedacht, und den ersten Schritt zu einen Friedenstractat gethan hätten. Aber es ist doch sicherer, daß sie diese Historie geheim halten. Ich bin ꝛc.

* *
*

Der

Der drey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Das abgeschmackte Gemählde, das wir neulich sahen, hat mir Anlaß gegeben noch mehrere dergleichen aufzusuchen. Ich habe auch wirklich einige gefunden, die noch lächerlicher sind als dasjenige, was wir jüngst gesehen. Ich will ihnen bey Gelegenheit eine Schrift zusenden, worinn eine Sammlung von seltsamen Gemählden enthalden ist, die der Verfasser, wie er sagt, selbst gesehen. Unter andern ist an einem Orte in Westphalen die Hochzu Cana in Galiläa abgemahlet, woben man unter andern Speisen auch einen westphälischen Schinken auf dem Tische erblicket. Eben daselbst ist noch ein andres Gemählde, wo Pilatus mit einem Cardinalshut abgemahlt ist, die aber bey dem Creutze Christi stehen, ein Paternoster in der Hand haben. In einer holländischen Schilderey ist Scipio Africanus mit einer Tobackspfeife im Munde abgemahlet, wie er sich eben zu der bevorstehenden Schlacht mit dem Hannibal zubereitet. Ich will davon nichts mehr anführen, weil sie alles in der Schrift, die ich ihnen zuschicken will, ausführlicher finden

werden. Ich habe bey dieser Gelegenheit nachgedacht, ob man nicht auch einige von den Gemählden ausmustern könnte, die insgemein für heilig und wohlgegründet angesehen werden. In Wahrheit mich dünkt, daß ein vernünftiger Mann sich mit Recht daran stoßen kann, wenn er Mosen mit zwey kleinen Hörnern an der Stirne in allen biblischen Kupferstichen auf eben dieselbe Art abgezeichnet findet, wie die Heyden ihren Jupiter Hammon abzubilden pflegten. Es scheint mir auch unanständig zu seyn, unsern Erlöser als ein Lamm abzumahlen, und dem Sohne Gottes die Gestalt eines unvernünftigen Thieres zu geben, welches auch von verschiedenen Conciliis bereits gemißbilliget worden. Am alleranstößigsten aber ist es, daß Christus bisweilen als ein Mann abgemahlet wird, der ein Schaaf auf der Schulter trägt. Dadurch soll nun zwar der gute Hirte abgebildet werden, wie Christus sich selbst nennet, aber das Gemählde siehet eher einem Schlachter ähnlich. Die Taube, wodurch der heilige Geist insgemein abgebildet wird, könnte man gleichfalls wohl weglassen. Dieser Irrthum ist dadurch veranlasset worden, daß Johannes sagt: Ich sahe den heiligen Geist wie eine Taube herab fahren, (ὡσεὶ περιστεραν) obgleich dadurch nichts anders als der schnelle Flug angezeigt wird, den man insgemein den Tauben beylegt.

Descendunt atra ceu tempestate columbae.

nicht aber, daß Johannes wirklich eine solche

Taube

Taube gesehen. Man könnte auch, meiner Einsicht nach, das Gemählde verbessern, da GOtt der Vater als ein alter Mann mit einem langen Barte abgemahlt wird. Es ist bekannt, was für einen Aberglauben dieses in Rußland verursachet, woselbst niemand sich deswegen seinen Bart wollte abnehmen lassen. Vielleicht fallen ihnen auch noch einige Gemählde ein, welche gleichfalls einer Musterung und Verbesserung bedürfen. Ich bin ꝛc.

Der
vier und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich von ihnen vernehme, so hat man in der abgewichenen Woche, in einer Gesellschaft von meinem Grundsatze geredet, daß man nichts glauben oder annehmen müßte, was mit den heiligen Eigenschaften GOttes streitet, und daß, so oft etwas in der Schrift vorkommt, welches damit nicht scheint überein zu stimmen, man von dem Buchstaben abweichen, und durch Vergleichung eines Spruchs mit den andern, die sicherste und beste Meynung heraus zu bringen suchen müsse. Einer von der Gesellschaft hat sich, wie ich höre,

folgendergestalt darüber herausgelassen. Es ist gefährlich, so oft von dem Buchstaben der Schrift abzuweichen, und man thut besser, wenn etwas vorkommet, daß man schwer mit andern Stellen der Schrift vergleichen kann, daß man sodann, dem ungeachtet, die Worte nach dem Buchstaben nimmt, und die schweren Stellen zu den Geheimnissen rechnet, welche mit unsrer schwachen Vernunft nicht können begriffen werden. Weil aber alle Religionen durch eine solche Ausflucht können vertheydiget werden, und die Heyden sich eines gleichen Vorwandes bedienen, und dadurch die gründlichsten Einwürfe zernichten können, die man wider ihre seltsame Lehre macht, so bleibe ich bey meinem einmal angenommenen Grundsatz. Man findet, daß die Heyden ihren Göttern die heßlichsten Laster beylegen. Unsre alten Kirchenväter haben ihnen dieses vorgeworfen, und dadurch viele bekehret, welches aber nicht hätte geschehen können, wenn dergleichen Entschuldigungen annehmlich gewesen wären. Die Heyden selbst haben sich nicht erkühnet, dergleichen Ausflüchte zu gebrauchen, sondern frey bekannt, daß alles, was die Alten, und insonderheit die Poeten, von ihren Göttern geschrieben, nichts anders, als eine Fabel sey. Wie Alexander die Scythen ohne Ursach angriff, und dieses eben zu der Zeit geschahe, wie er sich für einen Gott ausgab, so sagten die scythischen Gesandten: „Wenn du ein GOtt bist, so mußt

du

„du dich auch aufführen als einen Gott, dessen „Haupteigenschaft die Güte ist, die ihn nicht „erlaubt, sich eines fremden Eigenthums zu be„mächtigen. “ Wenn die obenangeführte Ausflucht, annehmlich gewesen wäre, so hätte Alexander hierauf nur bloß antworten können. „Dieses ist ein Geheimniß: welches ihr dum„men Scythen nicht begreifet. “ Man findet aber nicht, daß Alexander sich dieser Antwort bedienet; sondern daß er vielmehr bey sich selbst gestehen müssen, daß er ein böser, oder ein solcher GOtt sey, den die Römer Vejovis, oder den bösen Jupiter, und die Manichäer das böse Grundwesen nannten. Ich bin ꝛc

Der
fünf und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie haben, wie ich höre, einige Tage vorher ehe sie Copenhagen verlassen, mit ihrer Frau einmal der dänischen Comödie beygewohnet, und solche mit ihrem Beyfall beehret. Ihre Frau aber hat, dem Vernehmen nach, ganz anders davon geurtheilet, indem sie verschiedene Ausdrücke, als Canaille, Jungfrauschaft und dergleichen hören müssen, welches

ches ihr dem Wohlstande nicht gemäß zu seyn geschienen, worüber sie sich auch so viel geärgert, daß sie davon krank geworden. Es geht mir herzlich nahe, daß diese Comödie bey ihrer lieben Frau eine solche Wirkung gehabt, und wünsche derselben von Herzen gute Besserung. Weil sie aber so zärtlich ist, so rathe ich ihr, als ein redlicher Freund, nicht öfterer dahin zu gehen, weil die Gesundheit das edelste Kleinod ist, das ein Mensch haben kann. Dieses ist gewiß der beste Rath, den ich ihr geben kann, da die Comödien unmöglich nach ihrem Geschmack eingerichtet werden können. Denn, wenn man dieses thun wollte, so müßte man die Schauspiele dergestalt verändern, daß sie diesen Namen nicht ferner führen könnten. So urtheilte Moliere ehedem davon, und in dieser Absicht schrieb er die Comödie, welche den Titel führte: Les precieuses Ridicules. Die Schauspiele, welche man bis hieher auf unserm Schauplatze vorgestellt, sind entweder bekannte und übersetzte französische, oder alte dänische Originalstücke, die vormals ohne Aergerniß gelesen, und so wohl auf unsern eignen als auf fremden Schauplätzen vorgestellet worden. Man hat unsre Schauspiele in verschiedene fremde Sprachen übersetzt, und zugleich nach aller Schärfe beurtheilet. Niemand aber hat, so viel mir wissend ist, ein solches Urtheil darüber gefället, als ihre Frau. Die Uebersetzer haben vielmehr noch einige freye Ausdrücke und einige Schwüee hin-

zu-

zugethan, die man nicht in dem däniſchen Original findet. Die freyen Ausdrücke, die man auf der Schaubühne höret, und insgemein ruchloſen Bedienten in den Mund gelegt werden, um zu zeigen, wie ſchändlich das Fluchen ſey, ſind eigentlich keine Schwüre. Aber das ſind wirkliche Eydſchwüre, die man täglich, mein Herr, in ihrem eignen Hauſe, in der Geſindeſtube, u. vielleicht auch in dem Cabinet ihrer Frau Gemahlin, höret. Indeſſen thut man doch am beſten, wenn man ſo wenige freye Ausdrücke, als nur möglich iſt, auf den Schauplatz bringt, damit unſre Schauſpiele, welche faſt alle moraliſch ſind, mit Nutzen, und ohne jemand zu ärgern, können vorgeſtellet werden. Dieſes wird auch nun ſo genau beobachtet, daß wohl zu keiner Zeit, und an keinem Orte, reinere und keuſchere Schauſpiele auf irgend einem Schauplatze, als bey uns, vorgeſtellet worden. Die Fehler, die man denſelben beylegt, ſind nichts anders, als ein bloßer Vorwand, die eigentliche Urſache aber beſteht darinn, daß viele von unſern Landesleuten einen rechten Abſcheu vor der Sprache und den Sitten ihres Vaterlandes haben, worüber ehrliche Patrioten ſich innerlich grämen. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß die Frau meines Pächters mit einem jungen Sohne entbunden worden, und meine schwarze Kuh ein Kalb zur Welt gebracht. Die erste Zeitung geht mich nicht sonderlich an, die letzte aber ist mir ganz angenehm. Es ist eine solche Nachricht zu diesen Zeiten die erfreulichste vor einen Landmann, indem durch eine solche Fruchtbarkeit die durch die Viehseuche verwüsteten Höfe wieder in einen guten Stand gebracht werden müssen. Ehedem sagte man: **Besser ein Rind, als ein Kalb.** Heutiges Tages aber ist es umgekehrt, und man muß nun sagen: **Besser ein Kalb, als ein Rind.** Man muß daher wohl Acht geben, daß die jungen Kälber groß werden, weil durch deren Erhaltung das Land inerhalb wenig Jahren zu seiner vorigen Stärke gelangen kann. In dieser Hoffnung und gewissen Erwartung kaufe ich selbst keine Kühe, und rathe auch meinen Freunden nicht, daß sie welche anschaffen mögen. Wenn GOtt die Viehseuche in Gnaden wieder aufhören lässet, so kann man innerhalb einer kur-

zen Zeit, um einen billigen Preis, das Vieh wieder kaufen, welches man ietzt nicht mit Geld aufwiegen kann. Denn, wenn man bedenkt, daß alle Kälber, welche ehedem entweder sogleich verkauft, oder nach Verlauf einiger Monate geschlachtet wurden, nun zugezogen werden, so darf man den Mangel an Hornvieh nicht weiter besorgen. Herr S** machte sich neulich gegen mich damit groß, daß er in den zwey Jahren, da die Viehseuche ihren Anfang genommen, alle Tage Kalbfleisch gegessen. Ich aber erzählte ihm, daß ich in diesen zwey Jahren kein Kalbfleisch gekostet, und daß er, wenn ich sein Beichtvater wäre, deswegen öffentliche Kirchenbuße thun sollte. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich besuchte in der abgewichenen Woche den Herrn K** um seine Bibliothek zu besehen, und fand, daß solche in allen Stücken mit der Beschreibung übereinstimmte, die man mir davon gemacht hatte, und ich konnte daher von der großen Sorgfalt dieses Mannes, welche er auf seine Bücher wandte, nicht anders,

als

als einen sehr erhabenen Begriff fassen. Die Bibliothek ist nicht so wol zahlreich, als prächtig, und wohl eingerichtet. Die Bände der Bücher sind nach den Wissenschaften eingerichtet, von denen sie handeln, uud haben verschiedene Farben. Der erste und vornehmste Platz in dieser Bibliothek war mit Leichenpredigten besetzt, die durchgehnds in schwarzen Sammt eingebunden waren. Ich schloß daraus, daß der Besitzer diese Predigten als den Kern seiner ganzen Sammlung ansehen müsse, und meinem Bedünken nach, hat er in diesem Stücke auch vollkommen recht. Denn die Leichenpredigten sind es, denen man seine Canonisation und sein Schicksal nach dem Tode zu danken hat. Hierauf folgte in einer zierlichen Ordnung eine Menge andrer geistlicher Bücher, jedoch in einem etwas schlechtern Bande, nämlich in schwarzem Corduan. In dieser Sammlung fehlte sonst nichts, als die Bibel, und wie ich meine Befremdung darüber an den Tag legte, so antwortete mir der Besitzer, daß er damit deswegen nicht eben sonderlich eilen wollen, weil solche noch allemal zu haben wäre. Hieauf erschienen in einer eben so schönen Ordnung die juristischen Bücher, welche alle roth eingebunden waren, durch welche Farbe das Blutgericht, welches die Juristen hegen, angezeigt wurde. Ich bemerkte aus der Menge der juristischen Schriften offenbar den Irrthum derjenigen, welche den Besitzer dieser Bibliothek für einen mäßigen Richter halten, und für einen

Mann

Mann ausschreyen, der es in der Rechtsgelahrtheit nicht sonderlich weit gebracht, indem allein über 300 Folianten vorhanden waren. Ich zweifle, ob der geschickteste Richter im ganzen römischen Reiche einen röſsern juristischen Schatz besitzet. Die historischen Bücher waren alle in geflamten oder bunten Bänden gebunden, um die Mannigfaltigkeit der Historie anzuzeigen. Die gröſste Sammlung aber bestand in auserlesenen Romanen, welche der Besitzer seit vielen Jahren mit einer unglaublichen Mühe zusamen gebracht. Man findet sie fast alle hieselbst auf einem Haufen, und von den Besten, als dem Hercules und Herculiscus, von der Astrâa, von Doctor Faust u. s. f. sind verschiedene Ausgaben vorhanden. Die Schrifften, welche von der Haushaltung und dem Ackerbau handeln, wie auch die Kochbücher, sind alle grün eingebunden, um sich des Ackers und der Fluren zu erinnern, wovon in diesen Büchern geredet wird. Diese Einrichtung allein legt von dem Witze und der Gelehrsamkeit dieses Mannes ein unwidersprechliches Zeugniſs ab. Die übrigen Bücher sind alle in rothen Saffian eingebunden, durch dessen angenehmen Geruch ein Kranker erquickt werden kann, und weil sie alle auf dem Rücken vergoldet sind, so hat der Besitzer auf solche Art sowohl für die Nase, als für die Augen, gesorget. Diese Einrichtung ziehet alle Fremde in groſser Menge hin, um die Bibliothek zu sehen, wobey das seltsamste ist, daſs kein Mensch den Besitzer zu

sehen oder zu sprechen verlanget. Sie werden sich, mein Herr, des Lachens nicht enthalten können, wenn ich ihnen sage, daß der Bibliothekarius, der die Aufsicht über diese Bücher hat, ein alter Mann ist, der weder lesen noch schreiben kann. Der Eigenthümer aber gab, auf mein Befragen, eine gründliche Ursache davon an, daß er diesen Alten deswegen vor allen andern erwählet, damit die Bücher durch fleißiges Lesen nicht möchten besudelt werden. Der Bibliothekarius hat indessen genug zu thun, die Bücher sauber und rein zu halten, und muß beständig acht geben, daß sie nicht vom Staube beschmutzt werden mögen. Nichts kann vernünftiger seyn; indem die Bibliothekarii ja hauptsächlich um der Erhaltung der Bücher wegen angenommen werden. Der Besitzer selbst getrauet sich nicht, ein Buch anzurühren und daher sehen sie alle so schön und neu aus, als wenn sie erstlich eben itzo vom Buchbinder gekommen wären. Wie ich eiu Buch herausnehmen wollte, so bat er mich, ein wenig zu verziehen, bis er seine Handschu hohlen könnte, weil er kein Buch mit bloßen Händen anzufassen gewohnt wäre, und bey dieser Gelegenheit schwor er es mir mit einem Eyde zu, das er in drey Jahren nicht ein einziges Buch in der ganzen Bibliothek angefaßt hätte. Ohnzweifel werden sie hierüber lachen, und den Besitzer für wahnwitzig halten, der eine so schöne Bibliothek hat, und sich derselben doch nicht bedienet. Wenn sie aber die Einrichtung, die Ordnung

nung und die Zierlichkeit dieses Bücherschatzes sehen sollten, so würden sie gestehen, daß man allein durch das bloße Anschauen gelehrt werden könne. Wenn der Besitzer dieser Bibliothek nicht selbst gelehrt ist, wie einige behaupten wollen, so muß man doch gestehen, das er ein Liebhaber der Gelehrsamkeit ist; wovon man keinen größern Beweis beybringen kann, als die große Sorgfalt, womit er seine Bibliothek im Stande hält. Denn durch eine solche Aufmerksamkeit kann man recht die Liebe, die man zu den Wissenschaften trägt, an den Tag legen. Viele Dinge scheinen lächerlich, welche doch bey einer genaueren Untersuchung ganz anders ausfallen. Vor einigen Jahren spottete man öffentlich über einen gewissen Herrn, welcher insgemein, wenn eine Rechtssache im Gerichte vorgetragen ward, darüber einschlief; wie man aber erfuhr, aus welcher edlen Absicht dieses geschahe, nämlich um sich nicht durch die geschminkten Reden der Advocaten verführen zu lassen, so mußte man diesen Mann hochachten, und ihn als einen rechtschaffenen Richter, und als ein lebendiges Bild der Gerechtigkeit ansehen, die man insgemein mit geschlossenen Augen abmahlet. Es wäre zu wünschen, das andre auch so ökonomisch und vorsichtig mit ihren Büchern verfahren möchten; allein die meisten besudeln ihre Bücher durch den beständigen Gebrauch, und durch das ewige Herumwerfen dergestalt, das solche nach dem Tode ihrer Besitzer unter der

Hälfte des Einkaufs müssen losgeschlagen werden. Einige schätzen diese Bibliothek auf zehn tausend Reichsthaler, und so viel ist sie auch werth, ungeachtet sie nicht ausserordentlich groß ist: denn die Bände haben mehr gekostet, als die Materie. Einige tadeln dieses zwar an dem Besitzer, als eine Verschwendung; aber er spart dagegen in vielen andern Stücken. Er hält keinen Hofmeister bey seinen Kindern, und seine jüngsten Söhne werden so genau erzogen, daß zweene von ihnen nur ein Paar Schuhspangen haben, welche sie wechselsweise gebrauchen, und der jüngste bekommt niemals ein ander Kleid, als was der älteste abgelegt. Ist dieses nicht ein offenbarer Beweis von der vernünftigen Oeconomie dieses Mannes, welcher in dem einen Stücke wieder erspart, was er in dem andern verthut. Ihnen ist ohne Zweifel die Bibliothek unsers gemeinschaftlichen Freundes, des Herrn Theodor, bekannt, und daher wissen sie auch, wie dieselbe beschaffen ist, und wie unser Freund mit derselben umgeht. Ich habe sie vor kurzer Zeit besehen, und darinn eben so viele Unordnung und Unachtsamkeit, als in der obberegten Bibliothek Zierlichkeit und Ordnung, wahrgenommen. Man siehet hier Bücher in weissen, schwarzen und französischen Bänden in einem Haufen über einander liegen, welches einen sehr widrigen Anblick macht. Dieses ist es aber noch nicht alles. Ich habe auch Bücher von ganz verschiedenem Inhalt, unter andern die däni-

schen

schen Comödien bey Doctor Speners theologischen Bedenken, liegen sehen. Eine so streitige Vermischung könnte leicht einen innerlichen Krieg unter den Büchern zuwege bringen. Die Bücher, welche in einen weissen Band gebunden worden, sind durch den beständigen Gebrauch dergestalt besudelt, daß der ehrliche Mann, der solche dermaleinst kaufet, solche erstlich wird müssen bleichen lassen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Herrn Theodor meine Befremdung über diesen Anblick zu entdecken. Er aber gab mir ganz kaltsinnig zur Antwort: „Ich brauche meine Bücher beständig, und dazu „habe ich sie gekauft;“ gerade, als wen man eine Bibliothek deswegen aufrichtete, und Bücher bloß zu dem Ende anschaffte, um solche zu gebrauchen. Die Erfahrung zeigt vielmehr, daß die vernünftigsten Männer sich eine Bibliothek zu einem ganz andern Endzweck zulegen, und solche bloß als einen Zierrath in ihren Sälen und Cabinettern ansehen; so wie das Frauenzimmer sich eine große Menge Porcellain, nicht zum Gebrauch, sondern zum Zierrath auf ihren Schränken, anschafft. Was mich am meisten ärgerte, war dieses, daß Lutheri Bibel in einem Franzbande gebunden war. Ein abscheulicher Anblick in meinen Augen; und es kam mir dieses eben so seltsam für, als wenn ein Kirchenprobst in einem roth scharlakenen Kleide einhertreten wollte. Ich fand in eben dieser Bibliothek eine große Menge von den alten lateinischen Scribenten;

allein es waren alle nur schlechte Ausgaben. Mein Freund aber stand in den Gedanken, daß es schon hinlänglich sey, wenn nur der Text sorgfältig und genau abgedruckt worden. Dieses Urtheil aber verrieth seinen schlechten Geschmack, da ihm nicht unbekannt seyn konnte, wie fast alle Gelehrte heutiges Tages am meisten auf das äusserliche eines Buchs, nämlich auf den Druck, auf das Papier, und auf die Kupfer, Acht zu geben pflegen. Sie mögen, mein Herr, aus der Gegeneinanderhaltung beyder Bibliotheken urtheilen, ob mein Bedenken, welches ich darüber gefället, wohl oder übel gegründet sey. So viel ist gewiß, daß Fremde nicht gar zu vortheilhaft davon urtheilen. Denn wie sehr viele das Haus des Herrn K** besuchen, um die Bibliothek zu sehen, ohne sich um den Besitzer im geringsten zu bekümmern, so siehet man auch viele in dem Hause des Herrn Theodors, um denselben zu sprechen, ohne nach der Bibliothek zu fragen, welche in keinem Ansehen ist. Ich bin ꝛc.

Der achtu. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen für die Mittheilung der mir zugesandten Schrift verpflichtet worinn

der

der Verfasser sein Bedenken über die englische und französische Nation eröffnet. Es giebt derselbe nicht ohne Grund den Engländern in den meisten Stücken den Vorzug. Nur ihre Schauspiele wollen ihm nicht gefallen, und ich pflichte dem Urheil, welches er darüber fället, aus völliger Ueberzeugung bey. Ich habe bey der Gelegenheit, daß der dänische Schauplatz bey uns wieder eröffnet worden, verschiedene englische Comödien durchgelesen, um zu untersuchen, ob nicht einige von ihnen bey uns aufgeführet werden könnten: ich bin aber bisher noch nicht so glücklich gewesen, eine einzige anzutreffen, die mit gutem Erfolg auf unserm Schauplatze vorgestellet werden könnte, und zwar aus verschiedenen Ursachen. Zuförderst trifft man in den meisten englischen Schauspielen verschiedene Freyereyen an, wodurch man bey der Vorstellung irre gemacht wird, und seine Gedanken nicht zusammen fassen kann. Hiernächst sind sie mit vielen sonderbaren und hochtrabenden Redensarten angefüllet, die man nicht gleich im Anfange verstehet. Endlich sind andern Nationen auch ihre Gleichnisse fremd. Anstatt zu sagen: „Er haßt ihn aufs äusserste;“ so heißt es im Englischen: „Er haßt ihn mehr, als ein „Quäcker einen Papagey,“ oder: „als ein Fischer „einen harten Frost.“ Anstatt, daß andere sagen: Sie scholten sich und spien sich einander an, sagt ein Engeländer, “ sie spien gegen einander, „als zwey Aepfel, die auf dem Ofen gebraten

werden, " (Sputtring at one an other like two roasting apples.) Mit solchen Gleichnissen sind die englischen Schauspiele allenthalben angefüllt. Ich mache der englischen Nation ihren Geschmack nicht streitig, andern Nationen aber ist derselbe zuwider. Ich übergehe die Unfläterеyen, die man in den Englischen Schauspielen antrifft. Viele von solchen Stellen würden den Mannspersonen schon unerträglich seyn, geschweige denn, daß das keusche Frauenzimmer dergleichen sollte anhören können, als welches schon ihr Schnürleib lösen muß, wenn nur das Wort Jungferschaft oder dergleichen auf dem Schauplatz genannt wird. Ich bin ꝛc.

Der
neun und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Man hat bisher noch nicht ausfündig machen, noch mit Gewißheit bestimmen können, was es mit den Ruderschiffen der Alten eigentlich für eine Bewandniß gehabt. Man kann sich heutiges Tages nicht überreden, zuglauben, daß die Schiffe der Alten so groß gewesen, als man sie insgemein beschreibet, weil sie durch Ruder und Ruderknechte regiert und fort-

fortgebracht worden; und wie es ein lächerlicher Versuch seyn würde, wenn man die großen Kriegesschiffe, welche man nun bauet, auf eine solche Art regieren wollte, so macht man daraus den Schluß, daß man in alten Zeiten eben so wenig im Stande gewesen, dieses auf die beschriebene Art zu bewerkstelligen. Weil man aber nichts desto weniger viele zuverläßige Zeugnisse von der Erbauung großer Schiffe in alten Zeiten antrifft; so ist und bleibt uns dieses ein Geheimniß. Unter den großen und prächtigen Schiffen, deren die alte Historie erwehnet, ist dasjenige vor andern merkwürdig, welches Hiero, der König zu Syracus, durch den großen Archimedes bauen lassen. Dieses Schiff wird von Athenäo folgendergestalt beschrieben: Das Schiff hatte zwanzig Reihen von Rudern, und war an allen Seiten mit großen kupfernen Nageln befestiget, von denen ein jeder zwey Pfund wog. Das Schiff hatte drey Gallerien, welche durch Treppen an einander gehängt waren. In der mittelsten Gallerie waren an beyden Seiten dreyßig Zimmer oder Säle, und in einem jeden Zimmer waren vier Betten. In der Gallerie des Schiffhauptmanns waren funfzehn Betten und drey Speisesäle, und der Boden war aus Stücken Holz von verschiedenen Farben zusammen gesetzt. Auf der obersten Gallerie war ein großer Musterplatz und verschiedene Spatziergänge. Ja es waren daselbst auch Gärten mit allerhand Arten von Pflanzen angelegt. Unter andern prächti-

gen Zimmern war der Saal der Venus merkwürdig, deſſen Fußboden aus Agath und andern köſtlichen Steinen beſtand. Die Fenſter waren mit allerhand Bildern von Ebenholz und mit kleinen Statuen geſchmücket. In einem andern Zimmer war eine Bibliothek, und noch in einem andern ein Bad befindlich. Das Schiff war überall mit Mahlereyen gezieret. Es waren überdem annoch hin und wieder acht Thürme angebracht, welche nach der Größe des Schiffs eingerichtet waren. Ein jeder von dieſen Thürmen ward von vier bewaffneten Männern und zweenen Bogenſchützen bewachet. Das ganze Schiff war auswärts allenthalben mit Eiſen belegt, um diejenigen abzuhalten, die ſolches erſteigen wollten. So hatte man auch große eiſerne Hacken im Vorrathe, welche durch gewiſſe Maſchinen regiert wurden, und wodurch man die feindlichen Schiffe an ſich ziehen, und ſolche erſteigen konnte. Andrer Umſtände und Seltenheiten zu geſchweigen, die von dem Athenäus erzählt werden. Eben derſelbe ſagt, daß auf dem großen Schiffe, welches Ptolomäus Philopator bauen laſſen, vier tauſend Ruderknechte, und drey tauſend Soldaten, auſſer andern erforderlichen Perſonen, befindlich geweſen, ſo, daß das Schiff ein ganzes Kriegsheer getragen habe. Aus allem dieſen erhellet aufs deutlichſte, von welcher Wichtigkeit dieſe Schiffe geweſen. Vielleicht könnte man denken, das dieſelben allein zur Pracht gedienet. Aber die darauf befindli-

che

che Rüstung, der Proviant, die Menge der Soldaten und andre Umstände, geben genugsam zu erkennen, daß sie zu dem Ende gebauet worden, um bey einem Seetreffen gebraucht zu werden. Ich bin ꝛc.

Der sechszigste Brief.

An das Collegium Politicum auf dem Lande.

Da ich bereits seit vielen Jahren die Ehre habe, denenselben alles zu berichten, was hieselbst in Staats- und Kirchensachen vorfällt, so habe ich um so viel weniger unterlassen können, meinen Herren auch dasjenige mitzutheilen, was ich vor kurzer Zeit vernommen, um mir dero Meynung und Gutachten darüber gehorsamst auszubitten. Ein vornehmer Mann, welcher sowohl Wein als Bier schenket, weil er mit beyden handelt, wandte sich in der abgewichenen Woche an mich, und beschwerte sich aufs äusserste, sowohl über den Zustand der Stadt überhaupt, als über sein und seiner Mitbrüder Schicksal insonderheit. Hauptsächlich aber beschwerte er sich über die vor kurzer Zeit eingeführten musicalischen Concerte, und über die wieder hergestellten Schauspiele, und behauptete, mit einem

nem ganz besondern Eifer, daß beyde Arten von Zeitvertreib nicht allein sündlich, sondern auch der bürgerlichen Nahrung schädlich wären. Den Punct wegen der Sündlichkeit bewies er durch die täglichen Klagen der Geistlichen und der frömmsten Catecheten. Wegen des letzten Puncts aber führte er seine eigene und aller seiner Mitbürger schlechte und täglich abnehmende Nahrung zu einem unumstößlichen Beweise an. Er hatte deswegen, um weiterm Unheil vorzubeugen ein Memorial entworfen, um solches der Stadtobrigkeit zu übergeben, und bat mich, dasselbe vorher ein wenig durchzusehen. Es war folgendergestalt abgefaßt:

„Wir unterschriebene Handelsleute und „schatzpflichtige Bürger werden gemüßiget, un„srer hochgebietenden Obrigkeit den elenden und „betrübten Zustand vorzutragen, worein so „wohl die Stadt überhaupt, als unsre Zunft „insonderheit, durch die Einführung der musi„calischen Concerte und Schauspiele gerathen ist. „Denn seitdem diese Eitelkeiten bey uns im „Schwange gegangen, so wird das Geld nicht „nur auf eine sündliche und wohllüstige Art ver„schwendet, sondern auch so wohl die allgemeine „Nahrung des Landes, als unser eigener Ver„dienst täglich verringert und heruntergebracht. „Wir können es mit unsern Hauptbüchern und „Kellerrechnungen beweisen, daß unsre Einnah„me in diesem Jahre fast um zwey Drittel schlech„ter, als in den vorigen Zeiten ist. Unsre Gast-

stu-

„stuben, welche ehedem mit einer zahlreichen „und vornehmen Gesellschaft ganz angefüllet wa„ren, und wobey öfters an einem Abend ganze „Tonnen Bier pflegten ausgetrunken zu werden, „sind nunmehro des Abends ganz ledig. Die „Wohlfahrt dieses Reichs beruhet hauptsächlich „auf dem Vertrieb von Bier und Brantewein, „indem diese Waaren, welche die vornehmsten „Producten des Landes sind, nicht mit Vortheil „an Fremde können verkauft und daher nothwen„dig bey und von uns selbst müssen verzehret „werden. Wenn dieser Vertrieb nicht beför„dert wird, so kann man die Producten des Lan„des nicht absetzen. Die Bauren sind genöthi„get, viel Korn wieder vom Markte unverkauft „zurück zu fahren, welches sie nicht an die Brauer „und Brantweinbrenner verkaufen können, weil „solche wegen Mangel der Nahrung kein Korn „nöthig haben. Wir hegen aber zu unsrer ho„hen Obrigkeit das gerechte Vertrauen, daß die„selbe alles wieder in vorigen Stand setzen wird. „Und dieses könnte unserm Bedünken nach, auf „keine bessere und nachdrücklichere Art bewerk„stelliget werden, als wenn alle musikalische Con„certe und alle Schauspiele schlechterdings verbo„ten würden, welche unsre Säle und Gaststu„ben leer machen, und Handel und Wandel bis „auf den Grund verderben. So bald dieses ge„schehen wird, so wird die Handlung wieder „eben so herrlich, als varmals, blühen, das „Blut, welches nun gleichsam stocket, wird wie-

der

„der durch die Adern der Stadt fließen, und „Bauren, Brauer, Brantweinbrenner und „Gastwirthe werden gleichsam von neuem belebt „werden. Wir getrösten uns einer geneigten „Erhörung, und verharren ꝛc. “

Ich bat den Verfasser dieser Bittschrift, nachdem ich dieselbe durchgelesen, daß er mir solche einige Wochen lassen möchte, denn ich faßte gleich den Entschluß, mein Bedenken darüber aufzusetzen, und solches dem Urtheil meiner hochgeehrten Herren zu unterwerfen. Meine Gedanken aber gehen dahin: Was den Punct wegen der Sünde anlangt, so ist nicht zu läugnen, daß verschiedene Geistliche, und insonderheit unsre besten Catecheten, mit großem Eifer dagegen predigen, und aus Speners, Gottfried Arnolds und andeer vortreflichen Männer Schriften beweisen, daß alle Arten von Schauspielen, Tanzen, u. d. g. sündlich sind. Was den zweyten Punct betrifft, so haben die Weinhändler, die Krüger, und Brantweinbrenner die größte Ursache, sich zu beschweren. Denn ich habe selbst bemerkt, daß die Stuben und Säle in den Wirthshäusern des Abends ganz leer und öde sind, da doch dieselben ehedem von allerhand Leuten, und insonderheit von alten Bürgern, pflegten besucht zu werden, von denen ein jeder, um seinen patriotischen Eifer und seinen guten Willen, die Krugnahrung zu befördern, sehen zu lassen, nicht anders als mit einer ziemlichen Ladung zu Bette gieng. Nun aber läuft alles in die

Con-

Concerte und Comödien, wo man nichts lernet, anstatt daß man sich vordem in den Wirthshäusern von den wichtigsten Dingen sowohl in Staats- als Kirchensachen zu unterreden pflegte; und ein jedes Krughaus als eine hohe Schule angesehen werden konnte, worinn man die Aufführung der Obrigkeit, der Kriegsbedienten und der Minister untersuchte, und viele nützliche Vorschläge auf die Bahn brachte. Denn die starken Getränke machen, wie die Erfahrung lehret, einen sowohl zum Staatsmann als zum Dichter. Ich entscheide indessen in diesem Stücke nichts, sondern überlasse alles der reifen Einsicht meiner hochzuehrenden Herren. Ich bin ꝛc.

Der ein und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich darüber, daß ich unsern dänischen Schauspielen so selten beywohne. Die Ursache aber besteht darinn, weil ich des Winters nicht viel ausgehe, indem mir nichts so schädlich ist, als die Kälte. Ueberdem liebe ich dergleichen Zeitvertreib nicht so sehr, als man insgemein von mir glaubt. Ich befördere die Schauspiele so viel ich kann, weil ich ei-

nen solchen Zeitvertreib nicht allein für unschuldig, sondern auch für nützlich halte; und mich nicht durch den Eifer gewisser Geistlichē abschrecken lasse, insonderheit da die Gottesgelehrten selbst in ihren Urtheilen, in Absicht auf die Schauspiele, nicht mit einander einig sind. Verschiedene von den heiligsten und ältesten Kirchenvätern haben kein Bedenken getragen, die Comödien des Plautus und Terenz zu lesen, ungeachtet solche nicht einmal so keusch und unschuldig, als diejenigen sind, welche zu unsern Zeiten auf der Bühne vorgestellet werden, und weit größere Kosten, als die heutigen Schauspiele, erforderten. An den römischen Schauspielen war dieses hauptsächlich auszusetzen, daß sie so große Kosten erforderten, welche bisweilen so weit giengen, daß es fast allen Glauben übersteiget, indem unter andern die Vorstellung der drey Trauerspiele des Sophocles den Athenienſern mehr als der peloponnesische Krieg gekostet. Dieses scheint zwar ein wenig viel gesagt zu seyn. Doch ist es ausgemacht, daß die Alten unmäßige Geldsummen auf die Schauspiele verwandt haben. Ihre Bühnen waren groß und prächtig, und ein einziger guter Acteur kostete mehr zu unterhalten, als viele Comödiantengesellschaften zusammen zu unsern Zeiten. Aesopus, ein geschickter Acteur in Trauerspielen, hinterließ beynahe neun Tonnen Goldes, die er bloß der Bühne zu danken hatte. Roscius, der zu den Zeiten des Cicero lebte, genoß beynahe 25000 Rthlr. nach

un:

unſrer Münze, als ein jährliches Gehalt, und Julius Cäſar gab Laberio 200000 Rthlr. um ein Stück zu ſpielen, welches er ſelbſt gemacht hatte. Wenn mit den Schauſpielen dergleichen Unkoſten verbunden ſind, ſo verdienen diejenigen, welche dagegen eifern, nicht nur entſchuldiget, ſondern auch gerühmt zu werden. Weil aber die heutigen Schauſpiele mit wenigen Koſten aufgeführt werden, und die meiſten von unſern Comödien nichts anders als einen unſchuldigen und mit einer nützlichen Moral vermengten Scherz in ſich halten, ſo muß man Mitleiden mit ſolchen Leuten haben, die mit einer ſolchen Bitterkeit dagegen donnern, indem ihr Zorn mehr eine Wirkung der Galle, als eines rechtſchaffenen Eifers iſt. Man darf nur zum Beweis das erſte Originalſtück unter unſern däniſchen Comödien anſehen. Der Innhalt beſteht darinn: Einige Handwerksleute urtheilen über Staats- und Kirchenſachen, hecheln die Obrigkeit durch, und ein jeder unter ihnen bildet ſich ein, daß er geſchickt ſey, die Republik in eine andere Verfaſſung zu bringen. Man macht, um dieſes zu verſuchen, einen Kanngießer zum Bürgermeiſter, und verwickelt ihn in allerhand Geſchäfte, wodurch er ſeine Schwäche kennen lernet, und gezwungen wird, ſeine Thorheit zu geſtehen. In eben demſelben Stücke wird der Projectmacher gedacht, welche unter dem Vorwande, das gemeine Beſte zu befördern, nichts anders als ihren eigenen

Nutzen zur Absicht haben. Man findet hier auch die Aufführung dererjenigen abgebildet, die in der Geschwindigkeit zu großen Ehrenstellen erhoben werden. Endlich findet man auch einen schlauen Diener abgemahlet, der sich die Hände vergolden läßt, um den Sollicitanten Gehör zu verschaffen. Die meisten von unsern andern dänischen Originalstücken sind von eben derselben Beschaffenheit, und daher urtheilet man überaus gelinde von solchen hitzigen Rednern, wenn man sie für schwache Glieder einer bürgerlichen Gesellschaft hält, und ihnen anräth, die bittern Pillen selbst zu gebrauchen, welche sie für ihre Mitbürger zubereiten.

Ich habe an einem andern Orte der Einrichtung der alten griechischen Schauspiele Erwehnung gethan, und gezeigt, worinn ihre Chöre zwischen den Aufzügen bestanden. Die Frau von Dacier ist nicht damit zufrieden, daß man die alten Chöre, insonderheit in den Trauerspielen, abgeschafft, und hält es für ungereimt, ein Trauerstück durch den Klang der Violinen zwischen den Aufzügen zu unterbrechen, welche Veränderung keine Verwandschaft mit demjenigen hat, was die Zuschauer in der Handlung gesehen haben. Andere aber pflichten diesem Urtheil nicht bey. Wie man meynt, so sind die alten Chöre folgender Ursachen halber abgeschafft woeden. Ein Chor, welches zwischen den Aufzügen aufgeführt ward, bestand aus verschiedenen Personen, welche von einem gewis-

wissen Direktor, der den Namen Coryphäus hatte, angeführt wurden. Weil nun diese Personen stets auf dem Schauplatze blieben, so schien es anstößig zu seyn, wenn zwey oder drey Acteurs etwas Geheimes in Gegenwart des ganzen Chors überlegten, denn auf diese Art konnte ein solcher Anschlag unmöglich ferner als ein Geheimniß angesehen werden. Wie weit diese Ursache hinreichend sey, solches will ich andern zu beurtheilen überlassen. Allem Vermuthen nach hat man die Chöre und die Pantominen aus einerley Ursache abgeschafft, weil beydes unsern heutigen Acteurs gar gar zu schwer fällt. Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, einer seltsamen Erfindung Erwehnung zu thun, die damals bey den Schauspielen eingeführt war, zu unsern Zeiten aber sehr ungereimt, ja gar unglaublich zu seyn scheinet. Die Vorstellung näherte sich den nun gebräuchlichen Recitativen in einer Opera, sie kam aber doch nicht völlig damit überein. Denn ob sie gleich Cantus, oder ein Gesang, genannt wird, so redeten sie dennoch, aber solchergestalt, daß sie bey dieser Rede ein gewisses Steigen und Fallen beobachteten, und dieselbe mit einem beständigen Baß begleiteten. Das Seltsamste aber bestand darinn, daß die Rede und die Geberden auf dem Schauplatze unter zweenen Acteurs getheilt waren, von denen der eine die Worte aussprach, der andre aber die dabey nöthigen Geberden machte. Und weil sie beyde vermummt waren, so schien es den Zu-

schauern, daß derjenige, welcher die Geberden machte, eben derselbe sey, der die Rede führte. Daß dieses auf dem römischen Schauplatze gebräuchlich gewesen, solches wird durch unverwerfliche Zeugnisse bestätiget, ungeachtet es schwer zu begreifen ist, und man nicht einsehen kann, warum man es nicht bey einer Person allein bewenden lassen; wo sie nicht dafür gehalten, daß die Vorstellung desto richtiger und ordentlicher geschehen könnte, wenn ein jeder von diesen beyden allein auf dasjenige Acht gäbe, was ihm aufgetragen worden. Die alten Comödianten sind sonst jederzeit in einem großen Ansehen gewesen; denn man findet, daß Roscius mit dem Cicero in einer vertrauten Freundschaft gestanden. Heute zu Tage hat sich dieses geändert, ungeachtet man keine Ursache hat, einen Acteur zu verachten, so lange auf sein Lebrn und Wandel sonst nichts zu sagen ist. Zwar können dergleichen Beschäftigungen leicht zu einem unordentlichen Leben Gelegenheit geben; und die verstellte Liebe zwischen den Acteurs und den Actricen wird oft in eine wirkliche verwandelt. Aber eben dieser schlüpfrige Zustand bewegt mich, einen Comödianten desto höher zu schätzen, der, aller solcher Versuchungen ungeachtet, dennoch ein ehrbares Leben führet. Denn derjenige, welcher beständig auf dem Eise läuft, ohne zu fallen, legt eine weit stärkere Probe ab, daß er ein sicherer Fußgänger sey, als derjenige, der auf einem hölzernen Fußboden läuft. Ich würde daher

kein Bedenken tragen, ein Amt, es möchte ein geistliches oder weltliches Amt seyn, viel lieber einem Moliere anzuvertrauen, der seine meiste Lebenszeit auf der Bühne zugebracht, sich aber zugleich durch ein ordentliches und philosophisches Leben hervorgethan, als einem französischen Abbé oder einem Catecheten, der ein Leben führet, welches mit seinem Stande und Amte nicht übereinstimmet. Ich bin ꝛc

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der zwey und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Sie werden es mir verzeihen, daß ich mich an dem letztverstrichenen Neujahrstage nicht wie die andern mit meinem Glückwunsch eingefunden. Ein jeder, der meine schwache Leibesbeschaffenheit kennet, hält mir dieses zu gut, indem ich mich in den kältesten Wintermonaten, meiner Gesundheit halber, fast gar nicht aus meinem Zimmer wagen darf. Wenn es möglich wäre, das Neujahr auf Ostern zuverlegen, so wollte ich an meinem Theil gern den gewöhnlichen Gebrauch gleichfalls beobachten, welchen ich, ungeachtet ich denselben nicht völlig billige, doch auch nicht gänzlich verwerfe.

Die vielen Besuche und Gegenbesuche sind freylich einigen, und insonderheit alten Leuten, beschwerlich; indessen ist die Beschwerlichkeit doch so gar groß nicht, und diese Mode hat doch wenigstens den Nutzen, daß man dadurch Gelegenheit erhält, mit verschiedenen Personen zu sprechen, die man sonst niemals zu Hause antrifft. Die Gewohnheit mit den Neujahrswünschen kann demnach, meinem Bedünken nach, wohl beybehalten werden, insonderheit hier in Norden, wo den Leuten nichts zuträglicher ist, als die Bewegung des Leibes. Es wäre aber zu wünschen, daß ein andrer Neujahrsgebrauch abgeschafft werden möchte, der eine große Beschwerde mit sich führet, und in der Austheilung gewisser Geschenke bestehet, die als eine ordentliche Schuld abgefordert werden. Ich möchte wohl wissen, zu welcher Zeit dieser seltsame Gebrauch eingeführt worden. Ich bediene mich mit Bedacht des Wortes seltsam, weil diese Gewohnheit so weit gehet, daß die Bekanntschaft, welche ein geringer Mann an einer vornehmern erlanget, denselben gleichsam berechtiget, einen solchen Tribut zu fordern, ohne daß der vornehmere dadurch ein Recht erhält, seine Schadloshaltung wieder bey einem noch vornehmern zu suchen, welches doch nöthig zu seyn scheinet, um diese Gewohnheit einigermaßen vernünftig zu machen. Also sollte, wenn es recht wäre, ein vornehmer Bürger, der einem Handwercksmann ein Neujahrsgeschenke geben muß, sich seines Schadens bey einer characteri-

sir-

sirten Person wieder erholen können, eine characterisirte Person von der sechsten Classe in der Rangordnung müßte von einer andern aus der fünften Classe frey gehalten, und dieses von einer Classe zur andern bis zur ersten beobachtet werden. Dadurch würde das Geld circuliren, und die Geschenke kämen nicht einigen Personen allein zur Last, oder man sollte es auch bey dem uralten Gebrauch bewenden lassen, der darinn bestand, daß Freunde und andre Personen, die einander an Stand und Ansehen gleich waren, einander beschenkten. Dieses ist einigermaßen zu entschuldigen, und darinn haben die Neujahrsgeschenke in alten Zeiten bestanden. Man meynt, daß Tatius, der König der Sabiner, der zugleich mit dem Romulo in Rom regierte, diesen Gebrauch zu allererst eingeführt. Die Geschenke, welche die alten Römer austheilten, bestunden in Feigen u. andern süßen, Früchten wodurch sie an den Tag legen wollten, daß sie ihren Freunden ein süßes und angenehmes Leben wünschten. Die kostbaren Neujahrsgeschenke, welche in Gold und Silber bestunden, und nachher aufkamen, wurden der Obrigkeit von ihren Unterthanen u. den Beförderern von ihren Clienten gebracht, und dieses hat mehrern Grund, als die nun eingeführte Gewohnheit, Neujahrsgeschenke an solche Person, en die dem Stande nach niedriger sind, auszutheilen. Denn das erste geschahe zum Zeichen der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten und verliehenen Schutz.

Zu denen Geschenken aber, die man heutiges Tages austheilet, ist man nicht im Stande eine Ursache anzugeben, sondern es ist vielmehr ungereimt, daß die Handwerksleute einem eine Belohnung abzwingen, dafür, daß man bey ihnen arbeiten läßt u. ihnen ihre Arbeit bezahlet. Der Kayser Tiberius schaffte diese Gewohnheit ab, und verbot alle Geschenke, die am ersten Tage des Jahres pflegten gegeben zu werden. Der Kayser Caligula erneuerte diese Gewohnheit wieder, und Claudius hob dieselbe durch ein neues Verbot abermals auf. Hiedurch wurden indessen doch allein diejenigen Geschenke verstanden, welche den Kayfern von den Unterthanen pflegten gegeben zu werden. Denn die Unterthanen unter sich behielten die alte Gewohnheit bey, und gute Freunde beschenkten sich jederzeit zum Zeichen der Freundschaft unter einander, nach dem gemeinen Sprichworte: „Geschenke und Ge„gengeschenke unterhalten die Freundschaft.“ Es erhellet demnach aus dem, was ich angeführet, aufs deutlichste, daß die Neujahrsgeschenke in alten Zeiten, entweder Zeichen der Unterthänigkeit oder der Freundschaft gewesen, und nicht die geringste Uebereinstimmung mit den zu unsern Zeiten gewöhnlichen Geschenken gehabt, wodurch freywillige Gaben in einen jährlichen Tribut verwandelt worden, der von den Bevollmächtigten, von den Bedienten und von den Handwerksleuten als eine Schuldigkeit eingefordert wird. Von diesem Gebrauche

möch-

möchte ich gerne den Ursprung wissen, ich habe aber die eigentliche Zeit, wenn ein so seltsamer Gebrauch seinen Anfang genommen, noch nicht in der Historie auffinden können. Daß die alten Griechen von solchen Neujahrsgeschenken nichts gewußt, sondern diesen Gebrauch von den Römern entlehnet, solches erhellet daraus, daß sie kein andres Wort in ihrer Sprache gehabt, dieselben anzuzeigen, als das lateinische Wort strenae, denn das griechische Wort ξενιον hat eine andre Bedeutung. Von dem Ursprung des Worts strena oder strenae hat man verschiedene Muthmaßungen. Ich bin ꝛc.

Der drey und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe ihnen bereits bey einer andern Gelegenheit meine Gedanken, die ich von dem Ackerbau hege, mitgetheilet, und gezeigt, wie hoch derselbe von den Alten, insonderheit von den Römern, geachtet worden. Kein Volk aber hat denselben jemals so hoch geschätzt, als die Chineser: und in keinem Lande hat man die Wichtigkeit des Ackerbaues besser eingesehen, als in China. Daher irret man, wenn man glaubt,

daß ich die Sache zu weit getrieben, wenn ich in meiner unterirdischen Reise der ganz ausserordentlichen Hochachtung Erwehnung gethan, worin die Ackersleute bey den Potuanern stehen. Unter allen Chinesischen Kayfern aber hat deñoch niemand den Ackerbau höher geschätzt, als Ven-Ti, welcher 179 Jahr vor Christi Geburth soll regieret haben. Dieser Kayser gieng seinen Unterthanen, um sie zur Bebauung des Landes aufzumuntern, mit seinem eignen Exempel vor, und arbeitete mit eigner Hand in dem Schloßgarten. Noch heutiges Tages wird alle Jahr ein großes Fest in allen Städten in China gehalten, wobey folgende Ceremonien beobachtet werden. Der Statthalter oder der vornehmste Mandariu wird unter dem Schall der Instrumenten aus seinem Pallast getragen. Er ist mit Blumen gecrönet, und der Zug geht gerade der Schloßpforte zu, welche gegen Morgen liegt, um gleichsam dem Frühling entgegen zu gehen. Der Statthalter wird durch verschiedene Tragsessel begleitet, worauf die Bilder solcher Personen gesetzt sind, die sich durch ihren Fleiß in dem Ackerbau hervorgethan haben. Die Gassen, durch welche der Zug gehet, sind allenthalben mit Tapeten behängt, und hin und wieder erblickt man prächtige, und auf sinnreiche Art gezierte Ehrenpforten. Unter andern Figuren und Bildern, welche bey dieser Gelegenheit in Proceßion getragen werden, erblickt man auch eine Kuh von Thon. Selbige ist von einer so übermäßigen Größe, daß sie kaum von vier-

vierzig Männern getragen werden kann. Die Kuh hat vergoldete Hörner, und hinter derselben geht ein Kind, welches den einen Fuß bedeckt, den andern aber entblößt hat. Dieses Kind, welches den Fleiß und die Arbeitsamkeit vorstellen soll, schlägt die Kuh beständig mit einer Ruthe, welche es in der Hand trägt, als ob es dieselbige dadurch forttreiben wollte. Hierauf folgen alle Ackersleute mit ihren Geräthschaften. Wenn man bey dem Schlosse anlangt, so beraubt man die Kuh aller ihrer Zierathen, und nimmt aus ihrem Bauche eine große Menge kleiner, gleichfalls aus Thon gemachten Kühe heraus, die man unter die Anwesenden austheilet. Hierauf hält der Statthalter eine Rede, worinn er alle und jede zum Ackerbau aufmuntert, und solchen, als das wichtigste, und dem Staate nützlichste Geschäfte vorstellet. Wie hoch die Chineser den Ackerbau schätzen, solches erhellet auch daraus, daß der Kayser, so oft ein Mandarin oder ein Statthalter einen Bothen nach Hofe abfertiget, sich unverzüglich bey demselben nach dem Zustande des Ackerbaues und des Landwesens erkundiget. Und noch itzo bauen die Kayser, nach dem Beyspiel ihrer Vorfahren, alle Frühjahr ein klein Stück Land in eigner Person, um die Ackersleute zur Arbeit aufzumuntern. Dieses thun auch die Mandarins in einer jeden Stadt. Der itzt regierende Kayser, Youg Tchln, erklärte sich gleich bey dem Antritte seiner Regierung, daß er in diesem Stücke in die Fußstapfen

stapfen seiner Vorfahren treten wollte. Er ließ auch sogleich eine Schrift öffentlich bekannt machen, worinn eine Aufmunterung zum Ackerbau enthalten war. Am 24 Februar, an welchem Tage das Frühjahr der Chineser einfällt, fand er sich persönlich an einem gewissen Orte ein, und war mit einer zahlreichen Menge Ackersleute umgeben, welche alle ihre Ackergeräthschaft, und fünferley Korn bey sich hatten, welches der Kayser mit eignen Händen aussäen wollte. Nachdem das gewöhnliche Opfer verrichtet war, begab er sich an den bestimmten Platz mit seinen drey Prinzen und neun Statthaltern, welche alle nebst ihm den Acker bauen sollten. Hierauf grif der Kayser, in Gegenwart des ganzen Hofes den Pflug an, u. trieb denselben einige mal hin und her. Wie er aufhielte, so folgte ihm ein Prinz nach dem andern in dieser Arbeit, und endlich machten die neun Statthalter den Beschluß. Nachdem die Erde solchergestalt gepflüget war, so säete der Kayser verschiedene Arten von Korn mit eigener Hand aus. Weiter ward an diesem Tage nichts vorgenommen. An den folgenden Tagen aber ward der Acker von den ordentlichen Ackersleuten bearbeitet. Unter andern nützlichen Verfügungen, welche der itztregierende Kayser veranstaltet, ist auch diese befindlich, daß alle Statthalter sich jährlich erkundigen müssen, welche Landleute sich am meisten in dem Ackerbau hervorgethan, worauf denn diejenigen, die sich hierinn am fleißigsten bewiesen, von der Regierung

besonders hervorgezogen und belohnt werden. Solche Aufmunterungen verursachen, daß in keinem andern Lande in der Welt der Ackerbau mehr als in China blühet. Und ein solcher Fleiß ist auch in einem so volkreichen Lande unumgänglich nöthig. Denn, wenn das Land dorten nicht mit mehrerem Fleisse, als in den meisten europäischen Ländē gebauet würde, so würde China nicht hinreichen, den dritten Theil seiner Einwohner zu ernähren. Die Chineser bedienen sich verschiedener Arten von Düngungen, welche uns unbekannt sind. Unter andern graben sie Schweinsbürsten und Menschenhaar in die Erde, welche sie zu dem Ende sammlen und sackweise verkaufen, in der Meynung, daß das Land dadurch fruchtbar gemacht werde. Ich bin ꝛc.

Der
vier und sechszigste Brief.
An das Collegium Politicum auf dem Lande.

Meine Herren,

Da dieselben es nicht allein dabey bewenden lassen, solche Dinge zu untersuchen und ausfündig zu machen, welche zur Verbesserung des Staats gehören, sondern auch ihre Gedanken auf die Ausbreitung der freyen

Kün-

Künste und Wissenschaften wenden, so kann ich nicht umhin, ihnen von einer Arbeit Nachricht zu geben, die ich nun unter Händen habe, und von welcher ich glaube, daß sie von großem Nutzen seyn wird. Man sieht, daß die gelehrtesten, und in der Naturkunde am meisten erfahrne Männer gegenwärtig allen ihren Fleiß und ihre Kräfte auf die Untersuchung und Beschreibung verschiedener geringen Thiere, Vögel und schlechter Insekten wenden, niemand aber hat sich bisher die Mühe gegeben, uns eine genaue Beschreibung von dem Vogel Phönix mitzutheilen, und uns die Eigenschaft, die Bildung, den Geburtsort und die Lebenslänge dieses Vogels bekannt zu machen, da doch dieser Vogel der merkwürdigste und edelste unter allen unvernünftigen Creaturen ist, und unsern Rednern und Priestern die herrlichsten Gleichnisse giebt, um die Auferstehung und andre wichtige Religionsartikel zu beweisen, zu geschweigen, daß die Ankunft und Gegenwart desselben allerhand merkwürdige Begebenheiten anzeigt, und demjenigen Lande, worinn er sich sehen läßt, unfehlbar, und zwar um so viel gewisser, allerhand Glückseligkeiten verspricht, als schon eine einzige Feder von demselben lauter Segen mit sich führet. Dieses wissen die römischen Päbste auch recht gut, und daher haben einige von ihnen die Federn von diesem Vogel als einen unschätzbaren Schatz angesehen. Man sieht, aus der Englischen Historie, daß ein Pabst einem gewissen Grafen eine solche Fe-

der

der zugeschickt, um Irrland gegen die Königin Elisabeth zu beschützen, und daß dieser Graf gleich darauf in allem seinen Vornehmen überaus glücklich gewesen. Aus diesen Ursachen habe ich alles zusammen gesammlet, was ich von diesem herrlichen Vogel bey verschiedenen Skribenten aufgezeichnet gefunden, und mich bemühet, sowohl die streitigen Meynungen mit einander zu vereinigen, als die wahrscheinlichste unter allen herauszubringen. Ein solches critisches und tiefsinniges Werk erfordert alle Kräfte des Verstandes, und kostet nicht wenig Arbeit und Mühe. Ich schmeichele mir aber, daß meine Herren von diesem meinen Vorhaben das Urtheil fällen werden, das solches der Mühe werth sey, und dem Publico dadurch ein nicht geringer Dienst geleistet werde. Das Werk wird ungefehr drittehalb Alphabeth stark werden. Ich habe anchbereits eine große Kupferplatte zur Hand, worauf der Vogel Phönix in seiner wahrē Größe und Gestalt abgebildet worden. In dem Werke selbst zeige ich zuerst, daß nur ein einziger solchee Vogel zur Zeit in der Welt vorhanden ist. Darüber ist sonst auch kein Streit, sondern alle Skribenten kommen in diesem Stücke mit einander überein. Wegen der Gestalt desselben aber sind die Gelehrten nicht einig. Ich pflichte in diesem Stücke der Meynung des Herodotus bey, weil dieses ein Schriftsteller ist, der nichts ohne Grund annimmt. Denn ungeachtet derselbe gestehet, daß er diesen Vogel niemals selbst gesehen,

so bezeugt er doch, daß er denselben oft auf einer Tafel abgemahlt erblicket. Plinius hat die Beschreibung des Herodotus gleichfalls für die wahrscheinlichste gehalten Und da demnach zweene so berühmte Männer dieses bezeugen, so hat man nicht Ursache, sich bey andern hievon abweichenden Meynungen lange aufzuhalten. Ich trage daher kein Bedenken, dem Vogel Phönix zuverläßig folgende Gestalt beyzulegen: Er ist so groß wie ein Adler, sein Hals ist mit einer Goldfarbe, der übrige Leib mit einer Purpurfarbe, das Hintertheil aber mit einer Rosenfarbe bezeichnet. Einige meynen, daß er gar keine Speise zu sich nimmt; welcher Meynung ich aber deswegen nicht beypflichte, weil keine Creatur ohne Speise leben kann. So viel ist indessen gewiß, daß niemand ihn jemals essen sehen; denn davon hat man das Zeugniß des Manilius, welcher um so viel mehr Glauben verdienet, weil er ein römischer Rathsherr gewesen, und ein vornehmes Mitglied des Raths bekanntermaßen keine schlechte Creatur ist. Dieses hat vielleicht zu der Meynung Anlaß gegeben, daß dieser Vogel ohne Speise leben könne. Was seine Lebenslänge betrifft, so führe ich in meiner Schrift alle Meynungen an: die man davon hat, und suche die wahrscheinlichste durch Hülfe kritischer Reguln herauszubringen. Einige sagen, daß er 340, andre, daß er 600, und noch andre, daß er 1460 Jahre leben könne. Diejenigen scheinen am wenigsten zu irren, die ihm eine Le-

bens-

benszeit von 500 Jahren beylegen. Unter denen ist Ovidius befindlich, der in seinen Verwandlungen folgendergestalt davon redet::

Una est, quæ reparet, seque ipsa reseminet
Ales
Assyrii Phœnica vocant. — —
Hæc ubi quinque suæ complevit secula vitæ.
&c.

Jedoch, so hoch ich auch sonst den ehrlichen Ovidius, als einen zuverläßigen Skribenten, schätze; so denke ich doch zu behaupten, daß seine Rechnung falsch ist. Ich bleibe bey dem bereits angezogenen Bericht des Manilius, als welcher auf eine unumstößliche Art dargethan, daß der Vogel-Phönix ein Sonnenvogel sey, und alsdenn kommen, nach einer genauen astronomischen Rechnung, 532 Jahre heraus. Dieser Meynung pflichtet der große Jesuit, P. Harduin, welcher eine Sache immer weit tiefer, als andere Menschen, einsiehet, in seinen Anmerkungen über den Plinius gleichfalls bey; und daher ist es, wenigstens meinem Bedünken nach, eine ausgemachte Sache, daß das Alter dieses Vogels sich genau auf 532 Jahr erstrecket, wovon ich mir nicht einen einzigen Tag abkürzen lasse. Indessen verwerfe ich so wenig die Meynung des Ovidius, als des Seneca schlechterdings, welcher letztere sagt, daß der Vogel Phönix alle 500 Jahr gebohren werde, (Phœnix semel anno quovis quingentesimo nascitur.) Deñ allem Vermuthen nach haben diese ehrlichen

Leute nur eine ebene Zahl angeben wollen, und daher die zwey und dreyßig Jahre ausgelaſſen. Was das Land und den Tempel betrifft, worinn der Vogel Phönix ſich ſehen läßt, und ſein Neſt zubereitet, ſo iſt deswegen ein Streit zwiſchen den Arabern und Chineſern entſtanden, indem eine jede von dieſen beyden Nationen ſich dieſe Ehre zueignet. Beyde Völker führen ſehr wichtige, und faſt gleich ſtarke Gründe an, und ich erkühne mich daher nicht, den Ausſpruch in dieſer kützlichen Sache zu thun, indem es meine Sache nicht iſt, ſo mächtige Völker zu erzürnen; da man ohnedem ſchon Feinde genug in der Welt hat. Wie aber dieſer Vogel erzeugt wird, und von der Welt wieder Abſchied nimmt, darüber iſt niemals Streit geweſen. Denn es iſt längſtens bekannt und ausgemacht, daß dieſer Vogel ſich ſelbſt einen Scheiterhaufen von den köſtlichſten u. am meiſten wohlriechenden Kräutern errichtet, und mit ſeinen Flügeln ſo lange wehet, bis er das Feuer anzündet, und ſich ſelbſt verbrennet. Aus dieſer Aſche kriecht ein Wurm hervor, woraus ein neuer Phönix entſtehet, welcher, nachdem es das Leichbegängniß ſeiner Mutter vollzogen, die Aſche, nebſt denen annoch nicht verbrannten Kräutern aufhebt, und ſolche in dem Tempel der Sonnen auf den Altar niederſetzt. Dieſes alles werde ich in der verſprochenen Schrift umſtändlicher ausführen, und damit man mir deſto eher Glauben geben möge, ſo habe ich mir vorgenommen, die eignen Worte

der

der Schriftsteller, sowohl in lateinischer als griechischer Sprache anzuführen. Auf diese Art wird niemand an der Richtigkeit meiner Erzahlung zweifeln können, und meine hochgelehrtesten Herren werden, wie ich hoffe, selbst gestehen, daß ich dem Publico dadurch einen nicht geringen Dienst erwiesen, daß ich in einer so kützlichen Sache, unter so vielen mit einander streitigen Meynungen, die wahrscheinlichste herauszubringen bemühet gewesen. Sollte das Publicum meine Arbeit nach Würden schätzen, so soll es mich nicht gereuen, daß ich meine Zeit und Kräfte darauf angewandt; sondern ich werde mich dadurch aufmuntern lassen, noch mehrere dergleichen nützliche Materien ins Licht zu setzen. Ich habe bereits wirklich in dieser Hoffnung die Hand an ein gelehrtes Werk gelegt, welches eine Beschreibung von dem wundervollen Thier, dem Salamander, in sich hält. Ich habe darinn die Natur und Eigenschaft desselben untersucht, und gezeigt, daß dieses Thier nicht anders, als im Feuer, leben könne, bey welcher Gelegenheit ich auch diejenigen widerlegt, welche sagen, daß es keine Einwohner in der Sonne gebe. Ich bitte indessen, daß meine höchstgeehrteste Herren meine gelehrten Arbeiten, so viel möglich, geheim halten mögen, damit nicht ein anderer mir zuvorkommen, mit meinem Kalbe pflügen, und mich der Ehre berauben möge, die mir doch allein gebühret. Ich bin ꝛc.

Der fünf und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß sie einen Brief von mir bey einem guten Freund gesehen, worinn ich versprochen, eine Beschreibung von dem Vogel Phönix herauszugeben. Ich merke hieraus, daß die Mitglieder des Collegii Politici auf dem Lande sich nicht als wahre Staatsmänner aufgeführt, als welche auch das geringste, was ihnen unter der Bedingung, es nicht zu offenbaren, anvertrauet wird, aufs äusserste geheim zu halten pflegen. Indessen ist es mir doch der Erinnerung wegen, welche sie mir in ihrem Schreiben ertheilen, angenehm, daß sie meinen Brief gelesen, indem sie schreiben, es sey eine Thorheit, seinen Kopf mit Beschreibungen und Erklärungen solcher Dinge zu zerbrechen, ehe man weiß, ob sie wirklich vorhanden sind. Ich gestehe, daß ich dieses billig vorher hätte thun sollen, und will daher auch das gelehrte Werk liegen lassen. Es dünkt mich nunmehro auch, nachdem ich die Sache etwas genauer überlegt, daß der gute Vogel Phönix niemals wirklich in der Welt gewesen, sondern bloß in dem Gehirne ge-

gewisser Skribenten und Poeten gelebet; indem man zwar viel davon reden hören, niemand aber sich erkühnet zu behaupten, daß er diesen Vogel jemals gesehen. Ich kann indessen doch zu meiner Entschuldigung anführen, daß viele gelehrte Männer weitläuftige Erklärungen und Schriften herausgegeben, ehe sie untersucht, ob die Sache, welche sie beschreiben, auch wirklich vorhanden sey. Wenn demnach mein Vorhaben thöricht ist, so habe ich viele gelehrte Männer in diesem Stücke zu Collegen. Gottesgelehrte, Aerzte, Geschichtschreiber und Naturkündiger sind auf diese Thorheiten verfallen, und thun es noch täglich. Man hat mit großem Fleisse die Lebensbeschreibungen verschiedener Heiligen ausgearbeitet, nachher aber befunden, daß es erdichtete Personen gewesen. Man hat untersuchet, wie es möglich sey, daß gewiße Thiere bloß durch das Anschauen die Menschen tödten können, wie ein Salamander im Feuer zu leben vermögend sey, warum ein Löwe für einer Maus laufe, und dergleicheen, ohne daß man vorher versichert gewesen, daß sich die Sache wirklich also verhalte. Es ist ein großer Unterscheid unter der Gelehrsamkeit und Klugheit. Ein kluger Mann bemühet sich zuförderst, zu erfahren, ob eine Sache wirklich vorhanden sey, ehe er sich bemühet, die Folgen und Wirkungen derselben zu untersuchen. Ich bin ꝛc.

* * *

Der
sechs und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Man kann die streitigen Urtheile, welche man in dieser Königl. Residenz über unsre dänische Schauspiele fället, nicht ohne Verwunderung anhören. Einige ziehen die aus dem französischen übersetzten Schauspiele unsern Originalstücken vor, andre aber räumen den letzten vor den ersten den Vorzug ein. Einige verwerfen beyde wegen der freyen Ausdrücke, die darinn vorkommen, andre aber glauben, daß man in diesem Urtheile zu weit gehe, und ein Schauspiel verderbe, wenn man solches, nach dem Geschmacke und Eigensinn einiger wenigen mit einer übertriebenen Zärtlichkeit begabten Personen gar, zu sehr mustern wollte. Einige, welche allein die Ohren und den Geist vergnügen wollen, besuchen den Schauplatz am liebsten, wenn moralische Stücke gespielet werden, und kehren sich nicht daran, daß die Acteurs geringe Personen sind, und in täglichen Kleidern erscheinen, weil sie dafür halten, es sey genug, wenn ein jeder nur die Person gut vorstellet, welche er vorstellen soll. Andern aber gefallen einzig und allein diejenigen Schauspiele, wo das Auge eine Belustigung

gung findet, und dieſe ſehen lieber allerhand übel zuſammenhängende Markſchreyerſtücke, als den politiſchen Kanngieſſer, den deutſchen Franzoſen und dergleichen vorſtellen. Sie dürfen ſich nicht hierüber wundern, mein Herr, indem nichts veränderlichers iſt, als der Geſchmack der Menſchen, und daher muß man ſich auf alle Arten von Schauſpielen gefaßt machen; ungeachtet es zu wünſchen wäre, daß alle Zuſchauer mehr die Ohren und den Geiſt, als das Geſicht, zu vergnügen, und regelmäßige Stücke mehr beſuchen möchten, als ſolche Schauſpiele, die zwar ins Auge fallen, aber übel zuſammenhängen. Wenn ich mein Bedenken über dieſe ſtreitigen Urtheile eröffnen ſoll, ſo beſtehet ſolches darinn. Ich geſtehe, daß die Schauſpiele des Moliere, in Abſicht auf dasjenige, was man Jeu du Theatre nennet, einen großen Vorzug vor andern Schauſpielen haben, und daher kann es nicht anders ſeyn, ſie müſſen am meiſten ins Auge fallen. Weil Moliere ſelbſt, ſo wohl ein Skribent als ein Acteur war, ſo hatte er alles aufs genaueſte inne, was erfordert wird, einen Schauplatz, ſo zu reden, lebendig zu machen; andre haben dieſes nachher noch weiter getrieben, ſo daß gegenwärtig faſt ein jeder Schritt abgezirkelt iſt. Verſchiedene Charactere ſind in den Schauſpielen des Moliere wohl ausgeführt, und die Urtheile, welche andre Nationen darüber fällen, daß die meiſten Schauſpiele des Moliere für Meiſterſtücke zu achten, ſind daher vollkommen gegründet.

Nichts destoweniger haben doch einige auswärtige Kunstrichter unsre dänischen Orginalstücke den Schauspielen des Moliere an die Seite gesetzt, ungeachtet dieselben gewisse darinn vorkomende Stellen nicht so gut, ais die Einwohner dieser Reiche, einzusehen vermögend sind, als welche am liebsten die Fehler und Laster ihrer eignen Nation vorgestellet und abgemahlt sehen, die andern Völkern zum Theil fremd und unbekannt sind. Das Stück der Weynachtsbend ist unter allen hier verfertigten Stücken das angenehmste und lustigste auf dem dänischen Schauplatz. Auf einem fremden Theater aber nimmt es sich so sehr nicht heraus, indem alles, was darinn vorgestellet wird, Nationalthorheiten sind, in deren natürlichen und lebhaften Abbildung der Hauptvorzug dieses Stückes bestehet. Einige von unsern Originalstücken gefallen den Fremden, und insonderheit den Franzosen deswegen nicht, weil sie nicht leiden können, daß Handwerks- oder andre geringe Leute auf dem Theater vorgestellet werden, ungeachtet sie keine Ursache davon anzugeben im Stande sind, sondern dieses einem ungegründeten Eigensinn zuschreiben müssen. Denn der Vorzug und die Haupteigenschaft einer Comödie besteht darinn, daß die Personen, eine jede nach ihrem Stande, natürlich und eigentlich vorgestellet werden; und wenn man alle Vorurtheile beyseite setzt, so ist die Rolle eines Kanngiessers eben so angenehm anzusehen, als wenn ein großer Herr auf der Bühne erscheinet.

Wenn

Wenn ein Handwerksmann auf die Bühne kommt, so muß die Tracht nach seinem Stande eingerichtet seyn. Denn es kann nichts ungereimters erdacht werden, als einen gemeinen Handwerksmann in besetzten Kleidern vorzustellen. Die vernünftigsten Zuschauer so wohl hier, als an fremden Orten, haben dieses auch sehr wohl eingesehen, und solches daher unsern Originalstücken nicht als einen Fehler angerechnet. Wenn unsre Stücke zum Theil besser übersetzt wären, als sie wirklich sind, so würden sie den Fremden noch weit mehr in die Augen fallen. Einige Stücke aber sind durch die Uebersetzung verdorben worden. Ein solches Schicksal hat insonderheit die Tragicomödie, Melampe genannt, erfahren, welches eines von unsern besten Stücken ist. Dieses Stück ist eine Parodie über die Tragödien; und die Haupteigenschaft desselben besteht darinn, daß eine lächerliche Materie in erhabenen und beweglichen Versen ausgeführt worden, und die Zuschauer, wenn sie solches vorstellen sehen, sowohl zum Lachen als zum Weinen gereitzt werden können. Weil aber bey der Uebersetzung dieses Stücks die Verse weggelassen, und es ungebunden übersetzt, so hat es sein Ansehen und seine ganze Absicht verlohren. Die Comödie, welche den Titel führet: Ohne Kopf und Schwanz; besteht zwar nur aus vier Aufzügen, anstatt des fünften Aufzugs aber findet sich ein Vorspiel dabey, wodurch dieses Stück eben

so regelmäßig wird, als andre Comödien. Dieses Vorspiel aber ist in der Uebersetzung weggelassen, und man hat nicht vor gut gefunden, anzuzeigen, daß solches in dem Original anzntreffen, sondern es heißt bloß: Ein Schauspiel in vier Aufzügen; wodurch das Schauspiel gänzlich verdorben, und allerhand Urtheilen unterworfen worden. Dem allen ungeachtet haben unsre Schauspiele ausserhalb Landes doch eben denselben Beyfall erlangt, den sie sich bey uns erworben haben, und werden von niemanden verachtet, als von unsern Petit Maitres, die erst vor kurzer Zeit aus Paris zu Hause gekommen, und von unsern Damen, die von französischen Hofmeisterinnen erzogen worden. Diese können solche Stücke, als der politische Kanngiesser, Meister Geert Westphaler, Rasmus Berg, und dergleichen sind, nicht ausstehen, an denen doch einige von unsern vernünftigsten Landsleuten den meisten Geschmack finden. Und ich gestehe aufrichtig, daß ich meines Theils mit weit mehrerm Vergnügen den Rasmus Berg, als die Maskerade aufführen sehe, welches Stück am meisten in die Augen fällt, und am meisten vorgestellt wird. Wie auf unserm erneuerten Schauplatz zum erstenmal eines von unsern dänischen Schauspielen aufgeführt werden sollte, so erwählte ich, ungeachtet viele nicht meiner Meynwaren, den politischen Kanngiesser, und der Ausfall bezeugte, daß ich in meiner Wahl nicht geirret. Denn das ganze Stück ist nicht nur

ge-

geschickt, die Zuschauer zu vergnügen, sondern es enthält auch eine nützliche Moral und Materie zu vier andern vollkommenen Schauspielen. Und in dieser Absicht kann man es schon entschuldigen, wenn ein Kanngiesser in seiner ordentlichen Tracht auf dem Theater erscheinet. Was die freyen Ausdrücke betrifft, welche einigen zärtlichen Leuten Anlaß gegeben haben, unsre dänischen Comödien zu tadeln, so hat man, um solchen, obgleich ungegründeten, Urtheilen abzuhelfen, alle Stücke gemustert, dadurch hat denen selben das rechte Leben, welches vorher darinn herrschte, entzogen. Man hat aber für nöthig erachtet, sich nach dem herrschenden Geschmacke der Zeiten zu richten, welcher sich in diesem Stücke eben so oft, wie bey der Kleidertracht, verändert. Eben dieselben Schauspiele, welche vor zwanzig Jahren, ohne daß jemand sich daran geärgert, und zwar sowohl bey Hofe als in der Stadt, vorgestellet worden, sind gewissen Leuten heutiges Tages so sehr zuwider, daß sie dieselben weder vorstellen sehen, noch auch nur davon hören mögen. Vielleicht ändert sich dieses nach zwanzig Jahren wieder, daß man es wieder vertragen kann. Zu den Zeiten des Herrn Axel Thorsens war es Mode, daß eine Frau oder Jungfrau in Ohnmacht fallen mußte, wenn man nur den Namen einer jungen Mannsperson in ihrer Gegenwart nannte. Man sagte damals: „Mit Erlaubniß, mein Schnürleib, „vor ehrbaren Ohren zu reden, meine Strümpfe.

pfe. " Was man aber damals für wohlanständig hielt, das wird heutiges Tages als eine Thorheit verlacht. Es scheint, daß diese alten Zeiten wieder hergestellt werden; denn die übertriebene Zärtlichkeit geht so weit, daß man kein Ding mehr bey seinem rechten Namen nennen darf. Eine solche Aufführung ist aber eben so wenig ein Beweis von der Keuschheit, als man aus den gefaltenen Händen und einem niedergeschlagenen Gesichte die Gottesfurcht erkennen kann. Kein Frauenzimmer ärgert sich weniger an freyen Redensarten, als das holländische und westfriesische, und kein Frauenzimmer ist in der That keuscher als dieses. Verschiedene Moralisten haben die Anmerkung gemacht, daß die Empfindung, welche gewisse Leute bey einem freyen und unschuldigen Ausdruck äussern, mehr aus einem Hochmuthe, als aus einer natürlichen Schamhaftigkeit herrühre. Glauben sie nicht, mein Herr, daß ich den unzüchtigen und unanständigen Ausdrücken das Wort rede. Ich hasse solche vielmehr selbst. Ich vertheidige bloß unsre Schauspiele, und behaupte nur, das solche Ausdrücke in denselben nicht enthalten sind, und daß sie vormals nicht also angesehen werden. In Wahrheit, man kann durch eine gar zu scharfe Musterung auch die besten Schauspiele verderben, und ihnen eine solche Gestalt geben, wie die ietzt gebräuchlichen und in der Mode seyenden pariſischen Schauspiele haben, die einzig und allein in trocknen und seltsamen Unterredungen bestehen, und zu nichts anders die-

nen,

nen, als um die Zuhörer einzuschläfern. Was die Schauspiele betrifft, die mehr die Augen als die Ohren vergnügen, so habe ich bemerkt, daß der Geschmack der dänischen Nation sich auch in diesem Stücke seit zwanzig Jahren geändert. Denn damals gefielen den Zuschauern auf unserm Schauplatze keine andre Stücke als die Schauspiele des Moliere, welche mit unsern Originalstücken wechselsweise gespielet wurden. Nun aber aber finden die unsinnigsten Stücke, als der Stab des Vulcans, der Herzog von Luxenburg, und dergleichen, den meisten Beyfall; und ich zweifle daher, daß der Misanthrop des Moliere gegenwärtig gefallen dürfte, weil darinn nichts, was die Augen reitzen kann, enthalten ist. Dieses ist mein Bedenken über unsre Schauspiele. Ich habe gezeigt, daß der Geschmack der Nation seit zwanzig Jahren merklich verändert worden, und ich habe fast Ursache, die Critik zu wiederrufen, die ich ehedem dieser Sache wegen in meinen Schriften gemacht habe. Indessen muß ich doch auch zu Steuer der Wahrheit sagen, daß noch viele unter uns übrig sind, welche weit mehr Geschmack an einem deutschen Franzosen, und an dem politischen Kannengiesser, als an Orakeln und verliebten Mahlern finden, worinn man nichts nützliches höret, sondern allein solche Dinge siehet, die ins Auge fallen, als Bilder, Säulen, und dergleichen. Ich führe dieses alles bloß zu dem Ende an, um meinen Landsleuten einen guten

Geschmack beyzubringen, wohin alle meine Bemühungen abzielen, und welches der Hauptendzweck bey allen meinen Schriften gewesen. Ich verwerfe indessen doch diejenigen Schauspiele nicht ganz und gar, welche bloß das Auge vergnügen, wenn sie nur zusammenhängend sind. Denn wer ein Schauspiel verfertigen will, der muß eine gedoppelte Absicht haben, und die Zuschauer sowohl vergnügen, als unterrichten. Aus diesem Grunde habe ich öfters gewünscht, daß man auf meine Comödien eben die Mühe und eben die Kosten wenden möchte, die man auf die übersetzten französischen Stücke wendet. Aber das geschieht nicht. Denn man wendet oft mehr Unkosten auf ein einziges französisches Stück, als auf alle meine Comödien. Aber eben dieses verursachet, daß viele unsre Originalstücke desto höher schätzen, weil sie ohne Kosten, ohne Zierrathen, und ohne abgezirkelte Schritte, gegen die französischen Stücke die Wage gehalten, und solches ihrem innerlichen Werthe zu danken haben. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe die Ehre, ihnen diejenige kleine Schrift zuzusenden, welche ich ihnen neulich

lich versprach, da sie hier in der Stadt waren. Sie ist folgenden Inhalts:

Klage, welche der uralte Buchstab C bey der Reichsversammlung zu Regenspurg eingegeben.

Ich armes bedrängtes Mitglied, und uralter Bürger in der alphabetischen Gesellschaft finde mich gemüßiget, denen höchstansehnlichen Gesandtschaften die Gewalt und das Unrecht kund zu machen, welches mir an verschiedenen Orten, insonderheit in dem Heiligen römischen Reich zugefügt wird, wo man, ohne den geringsten Grund und hinlängliche Ursache, mich meines Bürgerrechts zu berauben sucht, welches ich ohne jemands Einrede seit undenklichen Zeiten besessen habe. Der Buchstab K, welcher mein geschworner Feind ist, hat durch allerhand giftige Verläumdungen meinen ehrlichē Namen dergestalt gekränket, daß mich eine Stadt nach der andern ins Elend getrieben, und ich fast keinen Ort mehr in ganz Deutschland weiß, wo ich mich sicher aufhalten kann. Ich habe daher meine Zuflucht zu den Feinden des Reichs, nämlich zu den Franzosen, nehmen müssen, bey denen ich mich nun gegenwärtig in der Stadt Metz aufhalte, wo ich bey meinen kümmerlichen Umständen von der Obrigkeit des Orts beschützt werde. Ich habe bey dieser Verfolgung meine Zuflucht zu keinen andern Nachbaren des Reichs nehmen können, indem mein Feind, der Buchstab K,

auch

auch an diesen Orten, insonderheit in Holstein, Dännemark und Schweden, die meisten Schriftsteller gegen mich aufgebracht, so daß es fast das Ansehen hat, daß ganze Nationen auf meinen Untergang bedacht sind. Ich habe zwar hin und wieder meine Klagen angebracht, aber vergebens. Denn es heißt allenthalben: Der Buchstabe C ist ein unnützes Mitglied und ein unächter Bürger in der alphabetischen Societät. Ich habe alle ungegründete Beschuldigungen, womit man mich belegt, gründlich abgelehnt, und aus den ältesten deutschen Büchern, als aus dem Sachsenspiegel, Weichbild, und andern noch ältern Schriften, meine rechtmäßige Abkunft, und mein bisher unbestrittenes uraltes Bürgerrecht unwidersprechlich dargethan. Der Buchstab K aber hat durch seine Patronen ausgewirkt, daß man allenthalben die Ohren vor meinen Klagen verstopfet, und ungescheut vorgiebt, daß meine Beweise keinen Grund hätten. Ich werde daher genöthiget, meine letzte Zuflucht zu dem allgemeinen und höchsten Richterstuhl des Reichs zu nehmen, und unterthänigst zu bitten, durch eine Commißion die ältesten deutschen Gesetzbücher, und andre Schriften untersuchen zu lassen, um überzeugt zu werden, daß ich daß Bürgerrecht schon von der Zeit an besessen, da die Buchstaben im Reiche eingeführet worden, und nach sattsam eingezogener Kundschaft und vorhergegangener gewöhnlicher Re- und Correlation, ein solches Decretum abzufassen, welches sich

mit

mit gutem Gewissen verantworten läßt. Ich bitte zu gleicher Zeit zu erwegen, welche Verwirrung diese angefangene Neuerung bereits in Kirchen- Staats- und Gelehrtensachen angerichtet, und noch ferner anrichten wird, indem die deutlichsten Wörter dadurch unkennbar und unverständlich gemacht worden. In Staats- und Oeconomiesachen verstunden z. E. ehedem alle und jede, was Commerz, Comes, Accise, Centrer, Contract und dergleichen war. Seitdem man aber nach meiner Vertreibung zu schreiben anfängt, Kommerz, Komes, Akfise, Sentner, Kontrakt, so werden die Staatsleute und andre in Diensten stehende Männer darüber verwirrt, und genöthiget, nach der Bedeutung zu fragen. Was die Kirchensachen betrifft, so sind solche durch diese Neuerung in eine eben so große Verwirrung gerathen. Denn es ist bereits so weit gekommen, daß einige Kristus und Kristenthum zu schreiben anfangen, an Statt Christus und Christenthum, woran ein jeder ehrlicher Mann und rechtschaffener Christ nicht gedenken kann, daß ihm nicht die Haare zu Berge stehen sollten. Die Gelehrsamkeit an und für sich ist in einem eben so bedaurenswürdigen Zustand gerathen. Man schreibt nicht mehr Academie, sondern Akademie, nicht Consistorium, sondern Konsistorium, nicht Doctor, sondern Dokter; wenn aber die Academien fallen, so ist es um die gelehrte Welt geschehen. Von einer solchen Wichtigkeit ist diese Neuerung. Und weil das ganze römi-

sche Reich dadurch in Verwirrung gesetzt wird, so stelle ich es einer hocherleuchteten Reichsversammlung und deren Einsicht selbst anheim, mit was für einer Strafe diese Neulinge zu belegen, welche, ohne dazu die nöthige Vollmacht erhalten zu haben, dergleichen vornehmen, und ein so ansehnliches Glied der alphabetischen Societät in die Acht erklären; welches gegen die Grundgesetze des Reichs, gegen die kayserlichen Capitulationes, und vornämlich gegen den westphälischen Frieden streitet, worauf die Freyheit und Sicherheit der Stände beruhet. In der Wahlcapitulation Carl des Fünften heist es ausdrücklich, daß kein Stand des Reichs, ohne vorhergegangene Untersuchung, aus dem Reich vertrieben werden soll, und in der Wahlcapitulation Ferdinand des Dritten ist versehen, wie ein solches Urtheil gesetzmäßig abgefaßt werden soll, nämlich mit Vorwissen, Rath und Verwilligung des heiligen römischen Reichs Churfürsten. Endlich fand man zu den Zeiten des Kayfers Josephi für gut, zu verodnen, daß dieses nicht anders als mit Vorwissen und Einwilligung aller Stände auf dem Reichstag geschehen sollte. Alles dieses aber haben meine Neider und Verfolger aus den Augen gesetzt, und mich mit der äussersten Verwegenheit aus eigener Gewalt aus allen Reichsstädten vertrieben, recht, als wenn sie unter keiner Regierung stünden, sondern in einer vollkommenen Anarchie lebten. Es ist also nicht meine Sache allein, sondern gan

Deutsch-

Deutschland ist verbunden, hieran Theil zu nehmen, als dessen heilsamlich verordneten Gesetze hiedurch unter die Füße getreten werden. Ich zweifle also nicht im geringsten, meine Herren werden dieses geneigt in Erwegung ziehen, und eine solche Unordnung inskünftige abstellen. Ich lasse mich jedoch dieser Sache wegen mit niemanden in einen Streit ein, und verlange auch keine Genugthuung, ausser, was meine eigne Person betrifft. Ich begehre bloß in den Besitz meiner alten Gerechtsame wieder gesetzt zu werden, und daß mein Gegner, der Buchstab K, nicht nur in die mir so vorsetzlich verursachten Proceßkosten verurtheilet, sondern auch zur wohlverdienten Strafe fürs künftige dergestalt eingeschränkt werden möge, daß derselbe mitten in einem Worte niemals anders als unter meiner Anführung erscheinen dürfe, und an statt eines gedoppelten k, dessen sich verschiedene Scribenten zu bedienen anfangen, stets ein ck gebrauchet werden müsse. Was die andern 22 Buchstaben, meine höchstgeehrteste Collegen, anbelanget, so bitte ich, daß solche durch das Urthel, welches meine Herren fällen werden, nichts leiden mögen, indem ich mit diesen nicht den geringsten Streit jemals gehabt, sondern jederzeit in vertraulicher Freundschaft mit ihnen allen gelebt habe. Sollte ich bey ihnen, meine Herren, keine Erhörung finden, so werde ich genöthiget werden, Ihro Päbstlichen Heiligkeit meine Noth vorzustellen. Denn ich habe

bemerkt, daß man sich weit geringerer Ursachen halber an dieselben gewandt, u. daß das ganze römische Reich weit schlechterer Vorfälle halber im Bann gesetzt worden. Der Himmel gebe, daß es nicht dazu kommen möge, und ich gestehe aufrichtig, daß ich zu diesem äussersten Mittel ungerne greifen möchte. Ich bin ꝛc.

C

Der
acht und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner Kirchenhistorie einige Muthmaßungen von dem Ursprung der Sprachen beygebracht, und erwehnt, daß einige die chinesische Sprache für die älteste halten, und glauben, daß dieses diejenige Sprache sey, welche man so wohl vor, als auch gleich nach der Sündfluth geredet. Diejenigen, welche dieses behaupten, gründen ihre Meynung darauf, weil diese Sprache ganz ungekünstelt ist. Sie hat kaum 330 Wörter, welche alle nur eine Sylbe haben, keine Veränderung leiden, und sich alle, entweder auf einen Lautbuchstaben, oder auch mit n, oder ng, endigen. Man muß sich billig wundern, wie die Chineser mit einer so geringen Anzahl Wörter alle Sachen

chen ausdrücken können. Aber diese kleine Anzahl von Wörtern ist hinlänglich, alles an den Tag zu legen, indem, ohne die Wörter zu vervielfältigen, die Verschiedenheit der Rede und Gedanken durch den Accent, durch den Ton, und durch die Veränderung der Stimme an den Tag gelegt wird. Durch solche Hülfsmittel wissen sich die Chineser bey allerhand Materien und Gelegenheiten mit vieler Beredsamkeit auszudrücken, ungeachtet die Fremden, welche einer Sprache nicht gewohnt sind, wobey die Ausrede alle Augenblicke verändert wird, dadurch verwirret werden, und ein Wort mit dem andern verwechseln. Diese unaufhörliche Veränderung der Stimme und der Ausrede verursachet, daß viele Skribenten vorgegeben, die chinesische Sprache endige sich mit einem singenden Ton. Aber dieses ist irrig, und man kann auf solche Art ein gleiches von verschiedenen Wörtern in den europäischen Sprachen behaupten, welche, ungeachtet die Wörter eben dieselben sind, dennoch durch die Veränderung der Ausrede eine andre Bedeutung bekommen. Solchergestalt zeigt das Wort Ja, wenn es geschwinde ausgesprochen wird, eine Bekräftigung an; wenn es aber gedehnt wird, so giebt man dadurch zu erkennen, daß man an einer Sache zweifele. Weil nun die Chineser nicht mehr als 330 Wörter haben, so müssen sie sich einer großen Menge Characteren bedienen, um den wenigen Wörtern verschiedene Bedeutungen zu geben. Man

meynt, daß solche Characteres bis auf 80000 hinansteigen, woraus man sieht, wie mühsam es seyn müsse, eine solche Sprache zu lernen. Alle diese Characteres sind in einem großen Wörterbuche zusammengetragen, welches den Titel Hai Pien führet. Doch ist hierbey zu merken, daß, wenn einer nur ungefehr 10000 Characteres weiß, so kann er sich ziemlichermaßen in dieser Sprache ausdrücken, und viele Bücher verstehen. Die meisten Gelehrten wissen nicht mehr als 15000 bis 20000 Characteres, und wenige haben es so weit gebracht, daß sie 40000 Characteres gelernet. Die Chinesische Sprache ist übrigens dreyerley Art. Einer andern bedient sich der Pöbel, einer andern die Vornehmen, und nach einer andern bedienet man sich in Schriften und Büchern. Die letzte wird nicht im täglichen Umgange gebraucht, sondern bloß in Büchern und Schriften gefunden, und ist nicht leicht zu verstehen, wo man nicht ein Wörterbuch zu Hülfe nimmt. Man meynt, daß die chinesische Sprache keine Veränderung gelitten, und annoch eben dieselbe sey, welche vor drey bis vier tausend Jahren in China geredet worden, welches man von keiner andern Sprache sagen kann. Die Ursache aber ist leicht zu errathen, weil die Chineser keinen Umgang mit Fremden gehabt, und daher ihre Sprache und Sitten unverändert behalten haben. Dieses so wohl als verschiedene andre hieher gehörige Umstände sind den Europäern unbe-

begreiflich. Einige Umstände zeugen von dem Alter dieser Nation, und bestärken die Meynung derjenigen, welche dafür halten, daß dieß mächtige Land eines von den ersten gewesen, die gleich nach der Sündfluth bewohnet worden. Die Chineser haben auch die ältesten Chronicken, von denen man etwas weiß, und die chinesischen Könige, welche von dem ersten Monarchen Fohi bis auf die gegenwärtigen Zeiten regieret haben, folgen in einer ununterbrochenen Ordnung auf einander. Aus demjenigen, was in der Geschichte des Fohi angeführet wird, muß man schließen, daß derselbe in China, gleich nach der Sündfluth, regieret, weil es heißt, daß die Unwissenheit der damaligen Einwohner so groß gewesen, daß man sie von den unvernünftigen Creaturen fast nicht unterscheiden können. Die ersten Berichte, welche die ersten Reisenden davon nach Europa brachten, wurden als Fabeln angesehen, weil man die vielen Seltenheiten, welche von dem Alter dieses Reichs, von dem gesitteten Wesen und den Wissenschaften des Volks, und von der Menge der Einwohner erzählt wurden, nicht glauben konnte. Gegenwärtig aber hat man so umständliche Nachrichten davon, daß kein Reich in Europa genauer beschrieben worden; und man ist zu diesen Zeiten überzeugt, daß das Land mit Einwohnern angefüllet ist, von denen sich eben so viele auf dem Wasser und auf den Canälen, als auf dem festen Lande, auf-

halten, und daß es Städte in China giebt, als Nanking, welche mehrere Einwohner in sich fassen, als ein ganzes ansehnliches Reich in Europa. Ich bin ꝛc.

Der neun und sechszigste Brief.

Mein Herr,

Man hat zu unsern Zeiten heftig über den Satz gestritten, ob die gegenwärtigen, oder die bereits abgewichenen Zeiten, in Absicht auf die Künste und Wissenschaften, den Vorzug verdienen? Diejenigen irren am wenigsten, welche unter den Künsten und Wissenschaften einen Unterscheid machen, und in gewissen Stücken den alten Griechen und Römern, in gewissen Stücken aber unsern Zeiten, den Preis und Vorzug zuerkeñen. Ich habe an verschiedenen Orten in meinen Schriften gezeiget, daß unsre heutigen Geschichtschreiber denen Alten, weder in Absicht auf die Zierlichkeit der Schreibart, noch auch was die Aufrichtigkeit der Historie betrifft, gleich kommen. Eben dieses kann man auch von der Beredsamkeit sagen, worinn die alten Redner die heutigen weit übertroffen. Griechenland ist das erste Land, welches die größten Redner hervorgebracht, und in Griechenland

die

die Stadt Athen, ungeachtet ziemlich spät. Denn verschiedene Wissenschaften blüheten bereits herrlich in dieser Stadt, ehe man sich auf die Beredsamkeit zu legen anfieng. Pericles war der erste, welcher den Grund hiezu legte, er war es aber auch, der dieselbe an diesem Orte auch gleich zu einem großen Grad der Vollkomenheit brachte. Er war der erste, und zugleich auch der größte Redner. Denn verschiedene von seinen Nachfolgen, als Antiphon, Andocides, Lysias, Isäus, Lycurgus ꝛc. können mit diesem bewundernswürdigen Mann nicht in Vergleichung gestellet werden, bey dem man nichts mittelmäßiges, sondern alles im höchsten Grad vollkommenes wahrnahm. Zu den Zeiten des Eschines und Demosthenes erreichte die Beredsamkeit den höchsten Gipfel in Griechenland, und Demosthenes war der größte Redner unter den Griechen, so wie Cicero es nachher unter den Römern war. Die Ursache, wesfalls es unsre Zeiten nicht zu einen so hohen Grad der Vollkommenheit in diesem Stücke bringen können, besteht einzig und allein darinn, daß die Gelehrten unsrer Zeiten nicht den Bewegungsgrund haben, sich auf die Beredsamkeit zu legen, als die Alten, indem man sich in vorigen Zeiten dadurch hauptsächlich den Weg zu allerhand Aemtern und Ehrenstellen bahnte, da alle den Staat betreffende Angelegenheiten durch dergleichen Redner in den großen Versammlungen des Volks öffentlich vorgetragen wurden; wodurch denn ein solcher Red-

ner von dem Volke, welches die Regierung in Händen hatte, hervorgezogen, und zu ansehnlichen Aemtern befördert ward. Man muß aber auch zu gleichtr Zeit gestehen, daß die Gabe zu reden dem Staate nicht allemal nützlich gewesen. Denn die Historie zeigt, daß sich das Volk durch solche geschminkte Reden oft zu den thörichsten und schädlichsten Unternehmungen verleiten lassen. Denn derjenige, welcher seine Rede am künstlichsten und schmeichelhaftesten einrichtete, erhielt oft die meisten Stimmen. So konnte Demosthenes in Athen, und Cicero in Rom, fast alles ausrichten, was sie wollten, und alle Sachen durchtreiben, welche sie zu vertheidigen übernahmen. Ja der bekannte Redner Antonius machte sich groß damit, daß er die Sache, welche er gegen einen andern, Namens Sulpitius, führte, durch Kunst gewonnen. Denn dieses sind seine eignen Worte; Ita magis affectis judicum animis, quam doctis, tua, Sulpiti, est a nobis accusatio victa, cum tibi ego non judicium, sed incendium tradidissem. Bey so gestalten Umständen, und da die Beredsamkeit von einer solchen schädlichen Wirkung war, so kann man diese großen Redner nicht anders, als für die schädlichsten Bürger in einer Stadt ansehen, und es konnte damals keiner Republik ein größeres Unglück begegnen, als wenn viele begabte, zugleich aber auch übelgesinnte, Redner in derselben zu gleicher Zeit vorhanden waren. Ich bin demnach mit dem Quintilian und andern nicht einer-

ley

ley Meynung, welche es für ein großes Unglück halten, daß die Redekunst nach diesen Zeiten in Verfall gerathen, und nicht mehr so stark getrieben worden. Ich halte vielmehr die Zeiten des Demetrius Phalereus und des Seneca für glücklicher, da die sonst so mächtige Redekunst etwas von ihrer Kraft verlohr, und eine andere Gestalt erhielte. Ich fälle hievon eben dasselbe Urtheil, wie von den alten Schauspielen, welche in den neuern Zeiten zwar nicht mehr so scharfsinnig, aber doch nützlicher und weniger gefährlich waren. Ich rede indessen einzig und allein von dem Mißbrauch der Redekunst, ohne den rechten und eigentlichen Gebrauch derselben zu tadeln, und gestehe gerne, daß die großen Redner in dem blühenden Alter der Redekunst billig sonst als eine Zierde ihrer Zeiten anzusehen. Es ist nicht zu läugnen, man trifft verschiedenes in den alten Reden an, welches man nothwendig bewundern muß, ja man bemerkt in denselben solche Stellen, die von einem ganz besonderm Eyfer, ja fast einer Begeisterung zeugen. Ich will davon nur ein einziges Exempel anführen. Der berühmte Redner Crassus vertheidigte einmal eine Sache gegen den Brutus. Wie er mitten im Reden war, so ward die Leiche einer römischen Dame hergetragen, welche von dem großen Junius Brutus abstammte. Durch diesen unvermutheten Anblik gerieth Crassus in eine Art von Begeisterung, und redete seinen Gegner, der mit der Verstorbenen verwandt war, folgendergestalt

an.

an: Brute, quid ſedes? Quid illam anum patri tuo nunciare vis? Quid illis omnibus quorum imagines duci vides? Quid Lucio Bruto, qui hunc populum dominatu regio liberavit? &c. und ferner: Tu lucem adſpicere audes, Tu hos intueri. Tu in foro, tu in urbe, tu in civium eſſe conſpectu, Tu illam mortuam, tu imagines ipſas non perhorreſcis, quibus non modo imitandis, ſed ne collocandis quidem tibi ullum locum reliquiſti. Man muß geſtehen, daß die Worte ausgeſucht ſind, und daß dieſe Stelle von der Beredſamkeit der damaligen Zeiten ein vortrefliches Zeugniß ablegt. Aber die Richter, welche ſich nicht durch das Gewäſche eines Sachwalters blenden laſſen, finden nicht das geringſte darinn, worauf ſie ihr Urtheil gründen können, vielmehr, wenn ein Advocat in den Ländern, wo ſolche prächtige Redensarten keine dergleichen Wirkung haben, ſich ſolcher Ausdrücke, die zur Sache nicht gehören, vor Gericht bediente, ſo würde der Gegentheil deswegen Zeugen rufen, und ihm eine Injurienklage an den Hals werfen. Mit ſolchen Stellen ſind indeſſen doch die Reden des Cicero und des Demoſthenes angefüllet, und ich kann daher, welches mir Quintilian verzeihen wird, es nicht für ein ſo großes Unglück halten, daß dieſe Art der Beredſamkeit in Abnahme gerathen. Daß gegenwärtig dergleichen Reden nicht mehr gehalten werden, ſolches rührt nicht daher, daß die Geiſter heutiges Tages ſchwächer, ſondern,

daß

daß die oratorische Freyheit eingeschränkt worden. Denn in England hört man annoch Reden im Parlament, welche sich den alten Reden nähern, ungeachtet sie nicht eine solche Wirkung haben. Denn die englischen Richter lassen sich nicht so leicht dadurch hinreissen, als die griechischen und römischen, welche man so wenig als die Advocaten, alles Ruhms, den man ihnen beylegt, ungeachtet, doch nicht von der Pedanterey gänzlich frey sprechen kann. Ich bin ꝛc.

Der siebenzigste Brief

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie neulich einen von unsern Chinafahrern besucht, um von demselben Nachricht von dem gegenwärtigen Zustand in China, so wohl in Absicht auf die Regierung, als auf die Religion einzuziehen. Sie berichten mir aber auch zu gleicher Zeit, daß er ihnen nichts Zuverläßiges sagen können. Sie haben aber nicht Ursache, sich über eine solche Unwissenheit zu wundern, denn unsre Seefahrende bekümmern sich bloß um die Handlung, und es ist ihnen überdem nicht erlaubt, tief ins Land zu kommen, sondern sie müssen sich bloß in der Vorstadt von Canton aufhal-

halten. Sie können aber eine hinlängliche Nachricht davon aus den gedruckten Berichten der Jesuitischen Mißionarien erlangen, welche so ausführlich sind, daß kein Reich in Europa mit größerem Fleisse beschrieben worden. Ja, man kann sagen, daß von China mehr aufgezeichnet worden, als wir Europäer zu wissen verlangen, insonderheit in dem großen Werke des du Halde, welches an vielen Orten deswegen verdrießlich zu lesen ist, weil der Verfasser manches anbringt, welches niemand zu wissen begehret. Hingegen viele merkwürdige Dinge übergangen, die man bey dem Louis de Comte, Maghellan und andern, ungeachtet nicht so weitläuftig, antrifft. Aus diesen Schriften habe ich mir einen ziemlich vollständigen Begriff von China gemacht, und kann die Ehre haben, ihnen zu berichten, daß die christliche Religion in diesem Reiche niemals auf einem schlechtern Fuße, als gegenwärtig, gewesen. Der ietztregierende Kayser, Yong Tchin, ist eben so kaltsinnig gegen die Christen, als sein Vorfahr, der große Chang Hi, denenselben gewogen war. Er hat scharfe Befehle wieder die fernere Ausbreitung der christlichen Religion herausgehen lassen. Er hat die römischen Mißionarien aus dem Reiche gejagt, und die vielen christlichen Kirchen in Schulen, Gerichtshäuser und Palläste verwandelt, so daß mehr als 300000 bekehrte Chineser von ihren Seelsorgern verlassen worden, und unter einer harten Verfolgung leben.

ben. Was die eigne Religion der Chineser anbelanget, so erhält man, wenn man unsre Kaufleute fragt, die Antwort, daß sie Götzendiener sind, weil man in der Vorstadt von Canton Pagoden erblicket, und Bilder siehet, welche verehret werden, nebst Bonzen, oder Götzenpriestern, welche solchen Dienst verrichten. Man kann aber daher keinen Schluß auf den Gottesdienst des ganzen Landes machen. Denn die Hauptreligion der Chineser, welche von uralten Zeiten her im Lande geblühet, und annoch bey den meisten und vernünftigsten angetroffen wird, ist von einer ganz andern Beschaffenheit. Man kann den Grund ihrer Religion aus ihren alten canonischen Büchern abnehmen, worinn nur von einem Gott, unter dem Namen Cang Ti, oder Tien, geredet wird. Von demselben heißt es: „Er ist der Ursprung und Anfang aller Dinge, „ein allmächtiges und allwissendes Wesen, er re„gieret alles in der Welt, ohne dessen Regierung „geschiehet nichts, er ist heilig, gerecht und „barmherzig ꝛc. “ Aus dieser Beschreibung erhellet, daß die chinesische Religion nicht nur von der heydnischen Religion des Pöbels, sondern auch von den Meynungen der alten Weltweisen unterschieden ist. Denn ungeachtet die alten Philosophen die Einheit GOttes glaubten, so unterwurfen sie denselben doch dem Schicksal, und machten sich mit ihren eignen Tugenden groß. Die Chineser aber machen GOtt zu einem unabhängigen Wesen, und geben ihm al=

allein die Ehre. Indessen bemerkt man doch, daß, ungeachtet die canonischen Bücher der Chineser die Menschen oft aufmuntern, Tien zu fürchten, und versichern, daß die Seelen der Frommen ihre Wohnung bey dem Cang Ti haben, solche dennoch nicht deutlich genug von der Strafe und Belohnung nach dem Tode reden, noch klärlich bezeugen, daß die Welt aus nichts erschaffen worden. Dieses Stillschweigen, oder doch wenigstens diese Dunkelheit, hat gewissen neuern Weltweisen Anlaß gegeben, nicht nur die Ewigkeit der Welt zu behaupten, sondern dieselbe auch mit GOtt zu vermengen, wodurch sie eine gewisse Art des Spinozismi eingeführt, indem sie vorgegeben, daß diese Lehre in den Canonischen Büchern der Chineser anzutreffen. Einige europäische Mißionarien haben sich auch eingebildet, daß darinn die allgemeine Lehre der Chineser bestünde, und sie daher der Atheisterey beschuldiget, ja sie haben sich sogar deswegen im Jahr 1700 von dem damals regierenden Kayser Cang Hi eine Erklärung darüber ausgebeten. Höchstbemelder Kayser erklärte sich darauf durch ein besonderes Edict folgendergestalt: „Es ist nicht der körperliche „und sichtbare Himmel, den man verehret, son„dern man betet denjenigen an, welcher Herr „und Schöpfer des Himmels und der Erden ist, „und wenn man im Gebet den Himmel nennet, „so verstehet man dadurch GOtt, welcher Him„mel, Erde und alles erschaffen hat.“ Und da

die

die europäischen Mißionarien sich ferner mit chinesischen Gelehrten darüber besprachen, so erhielten sie eine Antwort, welche mit des Kayſers Erklärung vollkommen übereinstimmte. Mit dieſer Erläuterung hatten die europäiſchen Miſſionarien die größte Urſache zufrieden zu ſeyn, ungeachtet viele Gelehrte in China darüber mißvergnügt waren, und vorgaben, daß der Kayſer eine ſolche Erklärung bloß aus Güte gegen die Chriſten von ſich gegeben hätte. Uebrigens ſind in China drey Hauptſekten vorhanden. Einige, zu denen hauptſächlich der gemeine Pöbel gehöret, ſind bloße Götzendiener, und einem groben Aberglauben ergeben, welcher durch verſchiedene indianiſche Lehrer eingeführt worden; andre aber halten ſich genau an die alten canoniſchen Bücher, und weichen nicht im geringſten von dem buchſtäblichen Verſtande derſelben ab. Dieſe hegen von GOtt ſolche Gedanken, welche mit des Kayſers Erklärung übereinſtimmen. Noch andre endlich, welche die dritte Secte ausmachen, verlaſſen den buchſtäblichen Verſtand der canoniſchen Schriften, und ſuchen durch neue Erklärung den eigentlichen Verſtand derſelben zu treffen. Dieſe glauben, daß durch das Wort Tien, oder das höchſte Weſen, nichts anders als die Welt verſtanden werde, welcher ſie die Regierung aller Dinge beylegen. Indeſſen wollen ſie doch dafür angeſehen ſeyn; daß ſie die alte Lehre vertheidigen, und nennen ſich daher eben ſo wohl Schü-

ler des Confucius, als die andern. Da doch die wahren und rechten Schüler des Confucius ihre Lehren einzig und allein aus den Quellen schöpfen, anstatt, daß jene ihre Lehrsätze auf neuere Erklärungen bauen, und dadurch wider ihre Absicht Gotteslängner werden, indem sie GOtt mit der materiellen Welt vermengen, welches wider die Lehre streitet, die von dem ersten Stifter des Reichs, dem Fohi, eingeführt, und nachher von dem großen Weltweisen, dem Confucius, bekräftiget, und umständlich erklärt worden. Diese Verschiedenheit unter diesen beyden letzten Secten hat die große Trennung unter den Mißionarien selbst verursachet, wodurch nicht nur China, sondern ganz Europa, in Bewegung gesetzt, und das chinesische Bekehrungswerk weit mehr, als durch alle Verfolgungen, geschwächt worden. Die Jesuiten, welche mit der oben angeführten Erklärung des Kayſers, und der andern chinesischen Gelehrten zufrieden waren, ließen den neubekehrten Chinesern zu, bey ihrem Tien, oder Cang Ti, zu bleiben, wodurch sie GOtt verstünden, der von der materiellen Welt unterschieden war. Sie erlaubten denselben auch, ihrem großen Lehrer und Weltweisen, dem Confucius, die alte Ehrfurcht noch ferner zu bezeugen. Es war demnach alles ruhig, bis auf das Jahr 1684, da einige neue Mißionarien von Paris anlangten. Sobald sich diese nur die chinesische Sprache einigermaßen bekañt gemacht, u. die in dieser Sprache ge-

geschriebenen Bücher der Chineser gelesen hatte, so erkühnten sie sich gleich zu sagen, daß die Jesuiten diese Bücher nicht recht verstanden, und bezeugten endlich im Jahr 1693 öffentlich, daß das chinesische Wort Tien, oder Cang Ti, nichts anders als die materielle Welt bedeute, wobey sie zugleich alle die Ceremonien verdammten, die von den Jesuiten den Neubekehrten zugestanden worden. Man trug hierauf dem Pabste diese Sache vor, und es entstunden desfalls die heftigsten Streitigkeiten. Die neuen Mißionarien drungen darauf, daß man den Neubekehrten keine Lehre verstatten müße, welche sich der Abgötterey näherte. Die Jesuiten aber behaupteten im Gegentheil, daß die Meynungen und Ceremonien, welche man den neubekehrten Chinesern erlaubt, unschuldig wären. Wenn man ihnen aber dieses verbieten wollte, so würde man sie reitzen, die kaum angenommene Religion wieder zu verlassen, wodurch denn die unsägliche Arbeit, die man auf ihre Bekehrung gewandt, wieder verlohren gehen würde. Die Streitigkeiten dauerten solchergestalt einige Jahre durch, bis auf des Kayſers Tod. Der Pabst fertigte inzwischen einen Patriarchen nach dem andern nach China ab, um diese Streitigkeiten zu entscheiden. Sie wurden aber alle vom dem Kayser sehr kaltsinnig aufgenommen, als welcher die Parthey der Jesuiten hielte, und drohete, alle Europäer aus China zu verweisen. Nach dem Tode dieſes Kayſers aber hatte dieser Streit, und zugleich auch die Herrschaft der Europäer in Chi-

ng ein Ende. Deñ der neue Kayser Yong Tching jagte alle Europäer aus dem Lande, wie ich eben erzählt habe. Die Ursache, wesfalls dieser Kayser einen solchen Entschluß faßte, war folgende. Die beyden vorigen Kayser waren den Christen sehr gewogen gewesen, und zwar wegen des Nutzens, den sie von den Jesuiten gehabt, indem sie von denenselben in verschiedenen mathematischen Wissenschaften unterwiesen worden, wovon die Chineser ehedem keinen Begriff hatten. Die Christen funden daher einen beständigen Freund und Beschützer an dem Chang Hi, der eine große Lust bezeugte, in solchen Sachen unterrichtet zu werden: und wenn daher die chinesischen Mandarine ihn wider die Europäer aufzubringen suchten, so entschuldigte er sich allemal damit, das er solche Männer nicht aus dem Reiche verbannen könnte, die ihm so grosse Dienste erwiesen, und dafür weder Ehre noch Belohnung verlangten. Und eine solche Sprache führten auch die Jesuiten; als welche bey allen Gelegenheiten anbrachten, daß sie mit großer Lebensgefahr lange und höchst beschwerliche Reisen, und zwar in keiner andern Absicht unternommen, als einem fremden Volke ihre Einsichten und Wissenschaftenmitzutheilen, und demselben den rechten Begriff von Gott beyzubringen. Dieses konnten ihre Neider nicht läugnen, und verfolgten daher die Jesuiten nicht mehr öffentlich, weil es ihnen an einem scheinbaren Vorwande fehlte. Denn sie betrachteten die Jesuiten bloß, wie sie

da

damals waren, nicht aber, wie sie künftig werden würden, und überdem waren ihnen die Exempel anderer Völker unbekannt, daß sie sich an denenselben hätten spiegeln können, als welche sich durch dergleichen Vorgeben bewegen lassen, sich der geistlichen Herrschaft des römischen Pabstes zu unterwerfen, dessen Joch sie nicht eher gefühlet, als bis es zu späte war, dasselbe wieder abzuschütteln. Wenn die Geschichte andrer Völker denen Chinesern bekannt gewesen wären, so würden sie sich mit äusserster Macht der weitern Ausbreitung des römischen Glaubens widersetzt haben. Insonderheit würde der Kayser dieses zu verhindern gesucht haben, weil er sich hätte vorstellen müssen, daß man mit ihm eben dieselbe Tragödie, wie mit den europäischen Regenten, spielen würde, welche von den Päbsten in Bann gethan und abgesetzt worden. Allem Vermuthen nach sind dem itztregierenden Kayser dergleichen Vorstellungen geschehen, ungeachtet in den Berichten der Jesuiten davon nichts angetroffen wird. Diese erzählen die Sache folgendergestalt: Es habe ein wieder abgefallener Christ dem Kayser eine mit lauter falschen Beschuldigungen angefüllte Schrift übergeben, daß die europäischen Lehrer Kirchen und Tempel auf Kosten ihrer Schüler aufrichteten, die Chineser lehrten, die Todten und ihre eigene Voreltern zu verachten, und allerhand andere Dinge dem Volke beybrächten, welche der ganzen Nationen schimpflich und schädlich wären. Der

Kayser habe diese Schrift dem großen Rath zu dessen Erklärung zugesandt, und da solcher diese Beschüldigungen unterstützet, so habe darauf die Verfolgung ihren Anfang genoñen. In welchem Zustande sich die Religion in den letzten Jahren befunden, ist mir nicht bekannt, weil mir keine neuere Nachrichten von China zu Gesichte gekommen. Ich bin ꝛc,

Der ein und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich, daß ihnen dasjenige gefallen, was ich letzthin von China geschrieben. Nur scheint es, daß sie die prächtigen Beschreibungen, welche man von den Wissenschaften und der Einsicht des chinesischen Volkes hat, mit demjenigen nicht zusammen reimen können, was ich von dem Ansehen der Jesuiten in diesem Reiche gemeldet, welches sich dieselben dadurch erworben, daß sie die Chineser in vielen Stücken unterrichtet, wovon dieselben vorher keinen Begriff gehabt. Es ist dieses aber einzig und allein von der Mathematik, von der Musik und andern Wissenschaften zu varstehen, worinn es die Chineser nicht sonderlich weit gebracht

hat:

hatten. Im Gegentheil aber bezeugen die Missionarien, daß die Chineser in der Astronomie, in der Historie ihres Landes, und in der Moral bereits vor ihrer Ankunft eine große Stärke erlanget. Was die Astronomie betrifft, so muß man gestehen, daß kein Volk sich jemals mit einem so großen Fleiß, als die Chineser, darauf geleget. Denn die astronomischen Bemerkungen sind eben so alt, wie ihr Reich. Ihre Geschichte bezeugen auch, daß sie von jeher gewisse Männer unterhalten, welche Tag und Nacht auf alles Acht geben müssen, was am Himmel vorgegangen. Ja dieses ist so weit von ihnen getrieben worden, daß sie diejenigen, welche darin auch nur die geringste Nachläßigkeit blicken lassen, am Leben gestraft. Die Jesuiten, welche dieses im Anfange nicht glauben wollten, haben die ältesten astronomischen Ausrechnungen der Chineser untersucht, und solche nicht ohne die größte Verwunderung richtig befunden. Sie haben alles auf das genaueste aufgezeichnet angetroffen, und in einer Schrift die erste Nachricht von einer Sonnenfinsterniß gefunden, welche 2155 Jahr vor Christi Geburt eingefallen. Sie haben auch bemerkt, daß die Chineser verschiedene neue Sterne und Cometen beobachtet, welche von den Europäern nicht gesehen worden. Pater Ricci bezeugt, daß auf dem alten Observatorio zu Nanking solche Instrumente vorhanden, dergleichen an keinem Orte in Europa anzutreffen. Und nach der Beschrei-

bung, welche Pater le Comte von dem Observatorio zu Peking macht, kann nichts prächtigers erdacht werden. Es werden das ganze Jahr hindurch fünf Mathematici unterhalten, welche auf den Himmel Tag und Nacht Acht geben müssen, und die Sorgfalt, welche man hierbey anwendet, ist so groß, daß man sich darüber wundern muß. Hieraus erhellet, daß die Unwissenheit, welche man den Chinesern in den Wissenschaften zuschreibt, sich nicht auf die Astronomie erstrecke, als worauf sie mehrern Fleiß, als irgend eine andre europäische Nation, angewandt. Eben dieses kann man auch von der Historie ihres Landes sagen. Kein Volk ist jemals sorgfältiger gewesen, alles aufzuzeichnen, und ihre historischen Schriften zu erhalten, als die Chineser. Man findet bey ihnen eine ununterbrochene Geschichte von einigen tausend Jahren, von der ersten Stiftung des Reichs bis auf gegenwärtige Zeiten. Es sind jederzeit gewisse Gelehrte bestellet, welche alle Worte und Thaten des Kayfers anmerken und in die Feder fassen müssen. Ein jeder verfertiget seine Schrift allein, ohne solche den andern zu zeigen, und wirft solche, wenn er damit zu Stande gekommen, durch eine zu dem Ende gemachte Oeffnung in einen Kasten. Und weil diese Schriften nicht eher ans Licht kommen, als nach Verlauf einer gewissen Zeit, und von niemanden gesehen werden, so lange die kayserliche Familie regieret, so ist alles darinn mit der größten Aufrichtigkeit auf-

aufgezeichnet. Sobald die Krone von der einen kayserlichen Familie auf die andre gebracht wird, so werden alle diese bisher aufbewahrten Berichte gesammlet, und gegeu einander gehalten, um die Wahrheit heraus zu bringen. Und darauf gründet sich die Historie der Kayser. Ausserdem aber läßt auch noch eine jede Stadt alles dasjenige drucken, was sich merkwürdiges, sowohl in ihren Mauren, als in dem dazu gehörigen Gebiete, zugetragen. Diese Schriften handeln von der Beschaffenheit der Städte, von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, und von denen, welche sich sowohl in Künsten und Wissenschaften, als im Kriege hervorgethan. Durch solche Einrichtungen kann und muß nothwendig eine zuverläßige Geschichte zuwege gebracht werden, und es ist also in diesem Stücke in China ganz anders, als bey uns beschaffen, wo ein jeder, der nur die Feder führen kann, sich zu einem Geschichtschreiber aufwirft, daher es denn rühret, daß unter der großen Menge Historienbücher, welche wir aufzuweisen haben, nur ganz wenige befindlich sind, die man aufrichtig und zuverläßig nennen kann. Ausser denen wahrhaften Geschichten, welche sich würklich zugetragen, haben die Chineser auch eine Menge von Romanen, welche keine bloße Liebeshistorien, wie die unsrigen, in sich fassen, sondern mit moralischen Lehrsätzen angefüllet, und also ihrer Jugend eben so nützlich, als die bey uns

gedruckten unsrer Jugend schädlich sind. Der Pater Dentrecalles hat drey oder vier von solchen Romanen übersetzt, welche in dem großen Werke des du Halde angetroffen werden. Einer von diesen Romanen ist von eben demselben Inhalt, wie bey uns die bekannte Historie von der Matrone zu Ephesus, welche sich anstellte, als wenn sie nach ihres Mannes Tode nicht leben könnte, und daher Tag und Nacht bey dem Grabe ihres Mannes ohne Essen und Trinken zubrachte, und sich gleich darauf wieder mit einem Officier auf eine unanständige Art verheyrathete. In dem chinesischen Roman heißt es: daß der Mann einige Tage in Ohnmacht gelegen, nachher aber unvermuthet wieder erwacht, eben zu der Zeit, wie die vermeynte Wittwe im Begriff war, mit einem andern Bräutigam zu Bette zu gehen. Die vornehmsten Stücke in diesen Roman werden insgemein mit einigen Versen beschlossen. Uebrigens ist die Moral der Chineser vortreflich. Hauptsächlich wird den Unterthanen die Ehrfurcht gegen ihre Regenten, und den Kindern und Dienern der Gehorsam gegen ihre Eltern und Herren eingeschärft, und sie bedienen sich historischer Exempel, und der heroischen Thaten verschiedener tugendhaften Männer, um andre aufzumuntern, einem solchen Exempel nachzufolgen. Die Regierung in China ist auch so künstlich eingerichtet, daß man nicht ohne die größte Verwunderung die Ordnung und Zierlichkeit bewundern

dern kann, welche man dabey wahrnimmt. Man kann hieraus abnehmen, wie weit diejenigen Recht haben, die so prächtig von dem chinesischen Volke urtheilen; imgleichen worauf sich die Unwissenheit gründet, welche ihnen von den Mißionarien beygelegt wird. In der Vernunftlehre, Redekunst und Musik haben sie es nicht sonderlich weit gebracht, insonderheit ist die practische Geometrie sehr von ihnen versäumt worden; wodurch sich die Jesuiten ein so großes Ansehen in China erworben haben. Ich bin ꝛc.

Der zwey und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich war in der abgewichenen Woche in einer Gesellschaft, worinn sich unter andern Personen auch ein Doctor Medicinä befand, der eben von einem Kranken herkam, der unter seinen Händen gestorben war. Dieser Arzt gestand aufrichtig, daß er sich vielleicht in seiner Cur geirret, ungeachtet seine Absicht sehr gut gewesen. Die ganze Gesellschaft wunderte sich höchstens über dieses Bekänntniß, und urtheilte daraus, daß er in der Medicin nicht sonderlich erfahren sey müße, sondern zu zeitig Doctor geworden sey. Ich meines Theils urtheilte

von

von der Fähigkeit dieses Mannes auf eine viel vortheilhaftere Art, und hielt ihn für einen rechtschaffenen Schüler des Hippocrates. Denn ein jeder, der sich in dem, was er gelernet, einmal Ruhm erworben, leidet nichts dabey, wenn man sagt, daß er sich einmal geirret, einem Quacksalber aber kann es Schaden thun, weil er nichts zuzusetzen hat. Hippocrates schämte sich nicht, frey heraus zu bekennen, daß er einen Fehler bey der Verbindung einer Wunde begangen. Ein jeder, dem die große Fähigkeit dieses Mannes bekannt war, behielt von demselben die erhabenen Gedanken, die man bereits vorher gehabt hatte, und man sahe sein Geständniß vielmehr als einen Beweis von seiner Aufrichtigkeit an, um andre für einen solchen Fehler zu warnen. Der große und berühmte Celsus urtheilte zu seinen Zeiten folgendergestalt davon: De futuris se deceptum esse Hippocrates memoriae prodidit, more magnorum virorum, nam levia ingenia, quia nihil habant, nihil sibi detrahunt. Magno ingenio, multaque nihilo minus habituro convenit etiam veri erroris confessio, praecipue in eo ministerio, quod utilitatis causa posteris traditur, ne qui decipiantur eadem ratione qua quis deceptus est. Es war dieses übrigens nicht das einzige mal, daß Hippocrates eine solche Probe von seiner Aufrichtigkeit sehen ließ. Er sagt noch an einem andern Orte in seiner Schrift, de morbis epidemicis, daß von 24 Kranken, die

sich

sich seiner Hülfe bedienet, nur 17 wieder hergestellet worden, die andern aber unter seinen Händen gestorben wären. An einem andern Orte heißt es, daß alle Kranken durch seine Hülfe genesen, er fügt aber diese Worte hinzu: „Wenn sie alle gestorben wären, so würde ich es „auch aufrichtig gestanden haben.“ Dieses ist ein überzeugender Beweis, sowohl von der Geschicklichkeit als Redlichkeit dieses großen Mannes. Es wäre zu wünschen, daß alle Aerzte diesem Beyspiel folgen möchten; weil aber wenige durch ihre Einsicht und Geschicklichkeit sich einen solchen Ruhm, wie Hippocrates, erworben haben, so werden auch nur wenige gestehen, daß sie einen Fehler in ihrer Cur begangen, indem ein mäßiger Verlust einen geringen Mann in die äusserste Armuth zu versetzen vermögend ist, anstatt daß ein reicher Mann hin und wieder Schaden leiden kann, und doch von seinem Credit nichts verlieret. Sie sehen hieraus, mein Herr, worauf ich meine Gedanken gründe, die ich von dem oberwehnten Arzte hege. Ich urtheile auf eben dieselbe Art von ihm, wie von jenem braven Officier, der in einer Gesellschaft einmal für einen Poltron gescholten ward. Ein andrer hätte vielleicht ohne Verlust seiner Ehre ein solches Compliment nicht in die Tasche stecken, und so ungenoßen hinnehmen können. Weil aber die Tapferkeit jenes Officiers allenthalben bekannt war, so glaubte derselbe, daß seine Ehre nicht im geringsten dadurch angegrif-

fen

fen worden, und antwortete daher nichts weiter, als dieſes: Ich bin kein Poltron. Ich bin ꝛc.

Der drey und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, was ich für neue Bücher leſe? Ich kann hierauf keine andre Antwort ertheilen, als daß ich faſt gar keine neue Bücher leſe, ſondern nur dasjenige wiederhole, was ich in andern und alten Büchern bereits vordem geleſen. Gegenwärtig beſchäftige ich mich wieder mit dem Plutarch, den man, meiner Meynung nach, nicht zu oft leſen kann. Dieſer Schriftſteller hat zu allererſt bey mir die Luſt rege gemacht, alte griechiſche und lateiniſche Skribenten zu leſen, die ich in meiner Jugend zu verachten pflegte. Unter den Schriften des Plutarchs aber haben mir ſeine verglichenen Geſchichte am beſten gefallen, und bin ich in dieſem Stücke mit den meiſten Gelehrten einerley Meynung. Doch pflichte ich denen nicht bey, welche bey dieſen von dem Plutarch entworfenen Geſchichten die zuletzt angefügten Vergleichungen am höchſten ſchätzen. Deñ,

mei-

meinem Bedünken nach, sind solche nicht mit einem so großen Fleiß, als die Geschichte selbst, ausgearbeitet, an welchen ich mich niemals satt lesen kann. Indessen gehen doch diejenigen zu weit, welche dafür halten, daß es besser gewesen wäre, wenn Plutarchus es bey Geschichten allein bewenden, den Lesern aber selbst überlassen hätte, die von ihm aufgestellten großen Helden und berühmten Männer mit einander zu vergleichen. Ich finde verschiedenes an den Vergleichungen des Plutarchs auszusetzen, und ich habe selbst davon in der Lebensbeschreibung des Lucius Sylla eine Probe gegeben, welche bey verschiedenen Beyfall gefunden. Ich könnte solches auch noch durch mehrere Proben an andern Stellen darthun. Ich will es aber für diesesmal lediglich dabey bewenden lassen, daß ich die von ihm angestellte Vergleichung zwischen dem Eumenes und dem Sertorius untersuche. Ich übergehe mit Stillschweigen, daß man in dieser Vergleichung, so wie in andern, nichts als bloße Wiederholungen von den Thaten und Unternehmungen der mit einander verglichenen Helden antrifft, daß der eine dieses und der andre jenes verrichtet, welches ein jeder bereits weiß, der die Thaten dieser Helden gelesen hat, oder doch wenigstens alle Augenblicke finden kann. Ich will vielmehr nur darthun, daß Plutarch in seinen Urthrilen geirret, und unachtsam zu Werke gegangen. Zuerst führt er diejenigen Stücke an, wodurch Eumenes den Preis erhält. Es

heißt

heißt unter andern: „Dem Eumenes, welcher „zu den Zeiten des Alexanders nur ein bloßer „Schreiber war, ward nach dem Tode dieses gro„ßen Monarchen das Commando über die alten „und des Sieges gewohnten Macedonier aufge„tragen. Sertorius aber war bereits ein ansehn„licher römischer Feldherr, ehe er die Spanier „und Lusitanier anführte.“ Jedoch, da man aus der Geschichte Alexanders des Großen siehet, das Eumenes sich schon bey Lebzeiten dieses Monarchen durch seine Klugheit und Tapferkeit dergestalt hervorgethan, daß er dadurch bey den andern großen macedonischen Generals Neid und Eyfersucht erwecket, so darf man sich nicht eben so sehr wundern, daß ihm nach dem Tode des Alexanders, da alle Länder unter dessen Generals getheilet wurden, auch eine kleine Provinz zugefallen, insonderheit, da er ein Freund und Günstling von dem Perdicca war, und dieser ihm dazu den Weg bahnte. Daß er nachher die alten und versuchten Macedonier anführte, solches geschahe eines theils auf Veranstaltung des Perdiccas, als Vormundes der Königlichen Kinder, andern theils aber, weil unter allen Feldherrn des Alexanders kein einziger als, er, dem Königlichen Hause ergeben war. Alles dieses dienet demnach nicht zum Beweise der großen Eigenschaften des Eumenes, und es folgt nicht daraus, daß er deswegen dem Sertorius vorgezogen zu werden verdiene, als in welchen letztern die bezwungenen Spanier und Lusitanier ein so

gros-

größes Vertrauen setzten, daß sie hofften, unter seiner Anführung der ganzen römischen Macht, und solchen Anführern, als Metellus und Pompejus waren, zu widerstehen. Der andre Punct, worinn Plutarch dem Eumenes vor dem Sertorius den Vorzug beylegt, besteht darinn, daß der erstere mehrere Hinderniſſe zu übersteigen gehabt, gerade als wenn es mehr Mühe gekostet, an der Spitze der unüberwindlichen macedonischen Soldaten, als mit rohen und in der Kriegskunst nicht erfahrnen Spaniern zu siegen, mit denen dennoch Sertorius einen Sieg nach dem andern über die römischen Generals erfochte, welchen niemand zu den damaligen Zeiten widerstehen konnte. Es irret aber Plutarch noch stärker in den folgenden Stücken, worinn er dem Sertorius vor dem Eumenes den Vorzug beylegt. Es heißt: „Eumenes liebte den Krieg und „die Unruhe, er hätte aber in Friede und Ruhe „leben können, wenn er den übrigen macedoni„schen Feldherrn hätte nachgeben wollen. Ser„torius aber liebte den Frieden, und ergriff aus „keiner andern Ursache die Waffen, als um sein „eigen Leben zu beschützen“ Man kann aber vielmehr behaupten, daß, weil Eumenes sich vorgenommen, das königliche Haus wider die andern, die solches zu stürzen trachteten, zu beschützen, die Kriege, welche er geführet, nicht nur nothwendig, sondern auch rühmlich gewesen: Sertorius aber bekriegte sein eigen Vaterland, um die gefallene Parthey des tyrannischen Ma-

rius zu unterstützen, und es ist kein Zweifel, daß er den Frieden würde erlangt haben, wenn er die verhaßte Parthey, welche er ergriffen, hätte verlassen wollen. Das darauf folgende Urtheil des Plutarchs ist demnach ganz ungegründet, daß Eumenes bloß um das Vergnügen zu haben, ein Kriegsheer anzuführē, das Schwerdt gezückt, Sertorius aber wider seinen Willen Krieg geführet, bloß um sein Leben in Sicherheit zu setzen: denn Eumenes befand sich in solchen Umständen, daß er nicht neutral bleiben konnte, sondern sich entweder zu dem Antigonus, welcher ein Feind des königlichen Hauses war, schlagen, oder die Parthey des königlichen Hauses ergreifen muste. Die Parthey des ersten war die stärkste, aber auch die unanständigste, die letzte Parthey war die schwächste, aber die ruhmwürdigste. Man siehet also hieraus, daß Eumenes deswegen getadelt wird, weil er seine Ehre höher achtete, als seine eigne Sicherheit. Plutarch setzt dieses ferner an dem Eumenes aus, daß er willens gewesen, die Flucht zu ergreifen, aber mitten in diesem feigen Vorhaben ergriffen worden; da die Historie doch sagt, daß er, da er gemerkt, daß seine eignen Soldaten sich gegen ihn verschworen, zwar anfänglich mit seinen Freunden überlegt, ob es nicht am besten seyn dürfte, wenn er sich nach Cappadocien zurück zöge, endlich aber den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, seinen Feinden bey diesen schlüpfrigen Umständen eine Feldschlacht zu liefern, welches

auch

auch geschehen, und der Sieg darauf erfolgt, so daß es scheint, daß Plutarch nicht darauf Acht gegeben, was er selbst kurz vorher geschrieben. Eben dieses kann man auch von seinem letzten Urtheil sagen, worinn er es dem Eumenes als einen Fehler anrechnet, daß er in seinem Gefängniß bey dem Antigonus um sein Leben gebettelt, da Plutarch doch selbst in dem Leben des Eumenes erzählt, daß dieser nichts mehr als einen baldigen Tod gewünschet. Ich bin versichert, daß man dasjenige, was ich angemerkt, nicht also ansehen wird, als wenn es bloß von mir in der Absicht beygebracht worden, damit ich nur Gelegenheit haben möchte, den Plutarch zu tadeln, denn ein jeder wird von selbst wahrnehmen, daß die ganze Vergleichung mit Irrthum und Unachtsamkeit angefüllet. Dieses alles aber ist nicht vermögend, auch nur im geringsten die Hochachtung zu vermindern, welche ich jederzeit gegen die Schriften des Plutarchs geheget, deren große Vorzüge ich in unzählig andern Dingen einsehe und bewundere. Meine Absicht geht bloß dahin, zu zeigen, daß ich denenjenigen nicht beyflichten kann, welche seine Vergleichungen, als den Kern von allen seinen andern Schriften ansehen. Ich bin ꝛc.

Der
vier und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie jüngsthin einer Gesellschaft beygewohnet, worinn ich den Stof zur Unterredung hergegeben, indem man mir eine Menge von Fehlen und Schwachheiten sowohl am Leibe als am Gemüthe Schuld gegeben. Vielleicht aber legt man mir in der ersten Gesellschaft, welcher sie wieder beywohnen, eben so viele Vorzüge des Leibes, und gute Eigenschaften des Gemüths, als dorten Fehler, bey, und beyde Theile können Recht haben. Denn es scheint, daß ich zu dem Ende erschaffen worden, um sowohl die Aerzte, als die Moralisten, zu verwirren. Vielleicht scheint ihnen dieses nicht deutlich genug zu seyn, und ich kann ihnen dieses nicht verargen. Und wie sollte ihnen dieses nicht dunkel seyn, da ich es selbst nicht recht begreifen kann. Ich habe dreyerley mit großem Fleisse getrieben, aber in keinem Stücke es sonderlich weit gebracht. So lange ich auf der Violin gespielet, so kann ich mich doch für keinen Meister ausgeben. So viele griechische Bücher ich auch gelesen, so habe ich doch in das innerste dieser Sprache nicht dringen

kön

können, und wie viele Mühe ich mir auch gegeben, die Beschaffenheit meines Körpers zu erforschen, so ist doch alle meine Bemühung vergebens gewesen. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich nichts mehr untersuchet, und nichts weniger kennen lernen, als mich selbst. Was meine Gemüthseigenschaften betrifft, so kann ich davon noch einigermaßen einen Grund angeben, woher die dem Anschein nach mit einander streitenden Handlungen ihren Ursprung haben; was aber meinen Körper anlanget, davon kann ich gar keine Ursache anführen. Wenn ich mein hohes Alter erwege, und den Zustand bedenke, worinn ich mich in vielen Stücken befinde, so scheint es, daß ich einen sehr guten und dauerhaften Körper habe, und dieses dünkt andern eben so. Wenn ich aber an der andern Seite erwege, was ich leide und täglich ausstehen muß; so muß ich mich selbst bedauren, und ein jeder, dem ich mein Leiden erzähle, stimmt mit mir zwar darinn überein; man denkt aber auch zugleich: „Wie kann das möglich seyn!“ Mein Gesicht ist solchergestalt beschaffen, daß ich auf zehn Schritte weit einen Menschen von dem andern nicht unterscheiden kann; und doch kann ich, wenn es auch meist dunkel ist, die feinste Schrift annoch ohne Brille lesen. Mein Gang ist also eingerichtet, daß mir bisweilen niemand folgen kann. Bisweilen aber kann ich andern nicht folgen. Ich bemerke insgemein bey mir eine innerliche Hitze, niemand aber kann, so

viel ich weiß, weniger Kälte vertragen, als ich. Im Winter kann ich weder durch Stiefeln noch Strümpfe, ja nicht einmal durch einen Fußsack meine Füße erwärmen; im Sommer aber kann ich nicht einmal ein Bettuch über meine Füße leiden. Bald empfinde ich zu viele Säure, bald aber gar keine. Von allen diesen Zufällen könnte ich vielleicht, wiewohl nicht ohne Mühe, einige Ursachen ausfündig machen. Es sind aber noch andere Umstände vorhanden, wovon, ich gar keine Ursachen angeben kann. Ich befinde mich niemals besser, als wenn ich wenig schlafe, und habe niemals einen stärkern Appetit zum Essen, als wenn ich verstopft bin. Die von andern so sehr gewünschten Eröffnungen verkündigen mir eine Krankheit, oder wenigstens doch heftige Kopfschmerzen. Ein Glas Wein, wodurch andre aufgemuntert und frölich werden, macht mich niedergeschlagen, und der Coffee, welcher bey andern eine Schwermuth verursachet, macht mich aufgeräumt. Wenn ich eine Zeitlang mit Kopfschmerzen geplagt gewesen, und gedenke, endlich einmal etwas zu gebrauchen, um solche zu vertreiben, so stehe ich des Morgens auf, und merke, daß nicht der Kopf, sondern die Brust einer Arzney, bedarf; wenn ich aber solche bestelle, so finde ich gleich darauf, daß mir Magentropfen am nützlichsten sind. Ich liege also beständig mit meinen Krankheiten im Streit, und sie sind völlig dazu geschickt, einen Arzt zu verwirren, daß er

nicht weiß, was er davon urtheilen soll. Wenn ihre Orthodoxie ihnen nicht erlaubt, alles dieses zu glauben, so kann ich es ihnen nicht verargen. Aber diejenigen, mit deren ich täglich umgehe, und die Aerzte, denen Rath und Hülfe ich mich zuweilen bedienet, können es bezeugen, daß es sich wirklich also verhält. Und was könnte mich doch wohl bewegen, von mir selbst eine solche seltsame Abbildung zu machen! Was meine Gemüthseigenschaften betrifft so scheinen dieselben ebenfalls mit einander zu streiten; doch kann ich davon annoch einigermaßen eine Ursache angeben. Einige mahlen mich als einen höchstgeitzigen Mann ab, und scheinen in diesem Stücke nicht Unrecht zu haben, indem sie durch verschiedene Gründe beweisen können, daß ihr Vorgeben nicht unwahrscheinlich ist. Andre aber rühmen meine Freygebigkeit, und diese scheinen nicht weniger Recht zu haben, indem es ihnen eben so wenig an Gründen und Beweisen fehlet. Die ersten gründen ihre Meynung auf meine mäßige und eingeschränkte Lebensart, welche aufs genaueste eingerichtet ist, und auf die genaue Aufmerksamkeit, welche ich auf alle meine Sachen wende. Die andern berufen sich, um ihre von mir gemachte Abbildung zu behaupten, auf verschiedene Ausgaben, welche ich auf solche Dinge wende, worinn andre geitzig sind, daher sagt man in einer Gasse: „Da geht der „Geitzhals, der keinem Menschen Gutes thut.“ In einer andern Gasse aber heißt es von mir:

„Gott erhalte doch den Mann, der den Armen „so viele Wohlthaten erweiset.“ Beyde Theile haben Recht. Viele gehen mit leeren Händen von mir, welche von andern Gutes genießen. Viele aber werden von andern abgewiesen, denen ich etwas mittheile. Ich weise insgemein solche Leute ab, welche mich täglich mit Bettelbriefen überlaufen, und suche dagegen solche Armen auf, die mich niemals um eine Gabe angesprochen, und von denen ich erfahren, daß sie es am meisten bedürfen. Ein jeder, der, wie ich, den Grundsatz hat, daß man die Wohlthaten mit Vernunft austheilen müsse, muß sich nothwendig auf solche streitige Urtheile gefaßt machen. Die Ursache, wesfalls ich im Essen und Trinken, und in meiner ganzen übrigen Lebensart so sparsam und genau bin, habe ich bereits bey einer andern Gelegenheit in meinen Schriften angezeiget, und daher will ich solches hieselbst nicht wiederholen. Auf eben dieselbe Art halten mich einige für faul, andre aber für arbeitsam. Ich weiß, daß man mir öffentlich Versäumniß und Nachläßigkeit Schuld gegeben, und mich deswegen getadelt, da andre zu eben derselben Zeit mich ermahnet, meinen Eifer im arbeiten und schreiben zu mäßigen, wodurch ich meine Kräfte schwächte, und meine Schwachheiten vermehrte. Die streitigen Urtheile gründen sich auf meine Nachläßigkeit in gewissen, und meine Arbeitsamkeit in andern Dingen. Ich habe mich niemals sonderlich

sig in akademischen Uebungen bewiesen, weil ich solche nicht für sonderlich nützlich gehalten. Es geschiehet auch nicht anders, als mit großer Mühe, daß ich einen Brief beantworte, welcher an mich geschrieben worden. Inzwischen bin ich doch niemals müßig, und es ist sonderbar, je schwerer und mühseliger die Arbeit ist, desto leichter wird mir dieselbe. Zu eben derselben Zeit, da es mir beschwerlich fällt, zwey oder drey Complimentenbriefe an einem Posttage zu beantworten, oder einen Bogen auszubessern, der mir aus der Druckerey geliefert wird, habe ich einige hundert lateinische Sinngedichte geschrieben, welches andere für eine überaus schwere Arbeit halten. Einige tadeln es an mir, daß ich so gerne Frauenzimmergesellschaften besuche, andre aber sagen, daß ich gar zu kaltsinnig gegen das schöne Geschlecht bin. Ich läugne nicht, daß ich allezeit einen Gefallen an Frauenzimmergesellschaften gefunden, und zwar aus denen Gründen, welche ich in meinen Schriften angezeigt. Ein solcher beständiger Umgang hat zu dem ersten Urtheil Anlaß gegeben. Weil ich aber aus keiner andern Ursache mit dem Frauenzimmer umgehe, als um mein Gemüth aufzumuntern, und das Frauenzimmer nicht anders als schöne Gemählde ansehe, so wird dadurch das letzte Urtheil veranlasset. Ich besitze zwey Landgüther, auf dem einen hatte sich das erste Gerüchte ausgebreitet, und wenn ich daher einen von meinen Bauren besuchte, der eine jun-

ge Frau, oder eine artige Tochter hatte, so meynte der Bauer, daß ich aus keiner andern Ursache zu ihm käme, als um mich wegen rückständiger Schulden und Abgaben bezahlt zu machen. Auf dem andern Gute hörte ich gleich nach meiner Ankunft, daß sich in dortiger Gegend ein allgemeines Gerüchte ausgebreitet, daß ich einen natürlichen Abscheu vor allen Weibsleuten hätte. Wie also auf dem einem Guthe die Weiber in Gesandtschaften gebraucht wurden, um dieses oder jenes zu erhalten, so erschienen auf dem andern Guthe die Männer, wenn sie etwas anzubringen hatten. Einige halten mich für einen über alle Maaßen aufgeräumten Mann, andre aber legen mir ein mürrisches und ernsthaftes Wesen bey. Die ersten beurtheilen mich nach meinen muntern Schriften, die andern werden zu ihrem Urtheil durch meinen Umgang und meine Lebensart bewogen, welche solchergestalt eingerichtet ist, daß wenige Menschen mir darinn folgen können. Des Tages gehe ich wenig, und bloß in der Absicht aus, um frische Luft zu schöpfen; des Abends aber bin ich das ganze Jahr durch in meinem Zimmer, ohne eine lebendige Creatur zu sehen, wo sich nicht, wenn die Thüre etwa von ungefehr offen stehet, eine Katze hineinschleicht, deren Gesellschaft mir dennoch nicht angenehm ist, und welche ich daher gleich wieder fortjage. Weil die Beschaffenheit meines Körpers mich zu einer besondern Lebensart verbindet, so verursachet dieselbe

auch,

auch, daß ich in verschieden Dingen einen ganz besondern Geschmack habe, und dasjenige öfters verachte, was andre bewundern. Ein gewisser vornehmer Herr zeigte mir einmal eine ganze Reihe von geschmückten Frauenzimmern, deren große Reifröcke ihm als sonderbare Zierrathen in die Augen fielen. Ich antwortete aber: „Wenn ich annoch in meinem hohen Alter einmal „verliebt werden sollte, so ziehe ich gewiß ein „Stubenmädchen vor, deren Tracht viel natürli„cher ist.“ Einige legen mir eine ziemlich Gleichgültigkeit, in Absicht auf die Religion, bey; weil sie wahrnehmen, daß ich die Kirche nicht fleißig besuche. Andre aber urtheilen anders, weil sie sehen, daß ich die Kirche nicht versäume. Beyde Theile haben recht. Jene sehen mich nur des Winters in der Stadt, da ich der Kälte halber nicht in die Kirche kommen kann. Diese aber sehen mich allein im Sommer auf dem Lande, da mich die Kälte nicht abhält die Kirche zu besuchen. Nach dieser von mir gemachten Abbildung darf sich niemand wundern, wenn er solche einander widersprechende Urtheile von meiner Person höret. Ein jeder sagt die Wahrheit, wenn man mich bloß von der einen Seite ansiehet. Und wenn jemand nicht begreifen kann, wie solche Eigenschaften zu gleicher Zeit wahr, und auch zu gleicher Zeit falsch seyn können, so darf er nur das Blatt umwenden, um an der andern Seite die Erklärung zu finden. Ich bin ꝛc.

Der

Der fünf und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe vor kurzer Zeit eine kleine deutsche Schrift gelesen, welche den Titel führet: „Beweis, daß die Universalmonarchie für die Wohlfahrt Europens, und überhaupt des ganzen menschlichen Geschlechts, die „größte Glückseligkeit wirken würde.“ Die Schrift hat mir gefallen, weil ich etwas neues darinn angetroffen, ungeachtet man der Meynung des Verfassers nicht wohl beypflichten kan. Man sagt, daß diese Schrift von verschiedenen widerlegt worden; es ist mir aber nichts davon zu Gesichte gekommen. Der Verfasser dieser Schrift urtheilet zwar nicht übel, und es sind verschiedene Dinge in dieser Abhandlung beygebracht, die nicht nur vielen Schein haben, sondern denen man auch seinen Beyfall nicht wohl versagen kann. Allein eine solche wichtige Materie sollte billig umständlicher erörtert, und nicht nur die Zeit und der Ort, sondern auch die Beschaffenheit einer solchen Universalmonarchie wohl erwogen werden, und alsdenn würde der Schluß ganz anders ausfallen. Ob diejenigen, welche diese Schrift widerlegt, eine solche Unter-

suchung angestellet, kann ich nicht sagen. Eine solche Prüfung aber ist nothwendig, und wenn man diesen Weg einschlägt, so kann diese scheinende Meynung, wenn man solche auf verschiedenen Seiten angreift, so geschwächt werden, daß sie allen ihren Schein verlieret, und wie ein Irrlicht auf einmal verschwindet. Ueberhaupt sucht der Verfasser seine Meynung auf folgende Art zu beweisen. Zuerst bemühet er sich zu zeigen, wie schädlich die Menge der Regenten für das allgemeine Beste sey. Je größer heißt es, die Anzahl der von einander unterschiedenen Staaten in Europa ist, desto geringer ist die Macht und das Vermögen eines jeden Regenten, sich selbst und seine Unterthanen zu beschützen, und ihnen Recht zu verschaffen, weñ sie von den Einwohnern eines mächtigern Reichs Unrecht leiden müssen. Die Missethaten bleiben öfters ungestraft, weil ein Missethäter seine Zuflucht zu einem andern Herrn nehmen kann, welches aber nicht angeht, wenn alle und jede einem gemeinschaftlichen Herrn unterworfen sind. Der Aufruhr, welcher in einer allgemeinen Monarchie leicht gedämpft werden kañ, wird durch die Menge der Regenten erzeugt und unterhalten, indem ein benachbartes Land gerne siehet, daß das andre dadurch geschwächt wird. Je grösser die Anzahl der regierenden Höfe ist, desto grösser sind die Kosten, und desto mehrere Bürden und Lasten müssen den Unterthanen nothwendig aufgelegt werden. Und weil ein jeder Potentat sich

gegen den andern in einen guten Wehrstand zu setzen suchen muß, so werden in einem jeden Lande beständige Kriegsheere unterhalten, welche das Vermögen des Landes übersteigen, und dieses ist die Ursache, wesfalls die meisten Länder so arm sind. Die Menge der Regenten ist schuld an der Schwäche der Christen gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, welche sich die unter den Regenten stets herrschende Uneinigkeit, und insonderheit die Schwäche Deutschlandes, zu Nutze machen, welches ganz Europa widerstehen könnte, wenn es unter einem Haupte stünde. Weil die Regenten, wie die Historie zeigt, öfters grausam werden, und sich allerhand Lastern ergeben, so fließt daraus, daß ihre Menge dem menschlichen Geschlechte schädlich sey, und weil die Unterthanen insgemein dem Beyspiel ihrer Herren folgen, so werden ganze Länder dadurch ins Verderben gestürzt. Allem diesem Uebel kann, nach deß Verfassers Meynung, durch die Errichtung einer Universalmonarchie vorgebeugt, wenigstens dasselbe dadurch gar sehr verringert werden. Seine Worte lauten folgendergestalt: „Durch eine Universalmonarchie wird der Friede „und die allgemeine Sicherheit befördert. Die „Unkosten, welche man auf unzählige Kriegshee„re und auf die zahlreichen Besatzungen in den „Gränz- und andern Vestungen wenden muß, „werden ersparet, unzählige Kriege, wodurch „ganz Europa so oft in Flammen gesetzt worden, „werden abgewandt. Handel und Gewerbe kom̃t „empor, ein jeder kann seine Wohnung aufschla-

gen

„gen in welchem Lande er will, ohne daß er beſor-
„gen darf, von ſeinem Vermögen auch nur das
„allergeringſte einzubüßen. Die Feindſchaft und
„Eiferſucht, welche unter benachbarten und un-
„ter verſchiedenen Regenten ſtehenden Ländern
„herrſchet, wird aufgehoben, und endlich wird
„auch eine Gleichförmigkeit und Uebereinſtim-
„mung in der Religion dadurch zuwege ge-
„bracht.„ Nachdem der Verfaſſer alle dieſe Vorzüge hergerechnet, ſo widerlegt er auch kürzlich die Einwürfe, welche man hiergegen machen kann. Aus dem, was er in Abſicht auf die Religion anführet, ſiehet man, daß er entweder ein römiſchcatholiſcher Chriſt, oder auch ein Indifferentiſt ſeyn müſſe, indem er es für eine Glückſeligkeit hält, wenn alle und jede dahin können gebracht werden, die Religion des Univerſalmonarchen anzunehmen, und, wie einen Oberherren, alſo auch einen Glauben zu haben. Es iſt in dieſer Schrift verſchiedenes enthalten, wodurch Leute, deren Begriff ſich nicht gar zu weit erſtrecket, können verleitet werden, zu glauben, daß die Furcht, welche man insgemein für eine Univerſalmonarchie hat, und die Bemühung, welche die Potentaten anwenden, Europa in einem Gleichgewicht zu erhalten, nicht gar zu wohl gegründet ſey. Mit welchem Erfolg und mit welchen Gründen übrigens dieſe Schrift widerlegt worden, kann ich nicht ſagen, weil mir die dagegen ans Licht getretenen Widerlegungen nicht zu Geſichte gekommen. Ueberhaupt muß

man

man hierbey unter den Universalmonarchien einen Unterscheid machen. Denn wie alle solche Monarchien nicht auf einerley Art entstanden, so können sie auch nicht alle von einer gleichen Dauer und Wirkung seyn. Eine Universalmonarchie, welche unter barbarischen Völkern in Asien, Africa und America errichtet wird, ist nicht mit so vielen Unbequemlichkeiten verknüpfet, als weñ ein Monarch dergleichen unter den gesitteten Europäern wagen wollte. Und eine Herrschaft, wozu ein Monarch durch eine freywillige Unterwerfung verschiedener Länder gelanget, ist dauerhafter, und von derselben kann man mit mehrerm Grunde die Vortheile erwarten, welche der Verfasser anführet, als wenn man durch Blut und Kriege sich den Weg zu einem unumschränkten Throne bahnen muß. Weil aber der Verfasser dieser Schrift hierunter keinen Unterscheid macht, sondern schlechthin vorgiebt, daß eine Universalmonarchie, es mag solche entstehen, auf welche Art sie will, dem menschlichen Geschlechte zum größten Nutzen gereichen würde, so darf man nur eine solche Universalmonarchie etwas genauer ansehen, um zu urtheilen, ob es denn für Europa ein so großes Glück gewesen seyn würde, wie der Verfasser vorgiebt, wenn das Oesterreichische Haus, welches mit der fünften Monarchie schwanger gieng, im dreyßigjährigen Kriege seine Absicht erreicht, und die Oberhand erhalten hätte. Die Gründe, welche der Verfasser beybringt, um seinen Satz zu behaupten,

ten, sind bereits oben angeführt, und die meisten also beschaffen, daß die Schwäche und der Ungrund derselben bey einer etwas genauern Untersuchung einem jeden sogleich in die Augen leuchtet. Wenn der Verfasser sagt, daß ein Monarch, je mächtiger er ist, seine Unterthanen auch desto nachdrücklicher gegen die Gewalt der Benachbarten schützen könne, so kann man ihm dieses zwar in so weit einräumen, wenn der Monarch also gesinnet ist, daß er die durchs Schwerdt erobertrn Reiche und Länder auf eben dieselbe Art, wie seine Erblande, beherrschet. Allein die Erfahrung zeigt, daß dieses fast niemals geschiehet. Das Reich, durch dessen Macht andre Reiche bezwungen worden, eignet sich insgemein sehr viele Freyheiten und Vortheile über die Ueberwundenen zu, welches zu allerhand verdrießlichen Folgen, und nicht selten zum Aufruhr und zur Empörung in den besiegten Landen Anlaß giebt, wovon man viele Exempel in der Historie antrifft. Wenn es ferner heißt: durch die eingeführten verschiedenen Regierungen bleiben oft viele Missethaten in kleinern Staaten ungestraft, indem ein Uebelthäter in einem benachbarten Lande öfters Zuflucht sucht, und Schutz findet, so kann man darauf antworten, daß auch viele unrechtmäßiger Weise verfolgte Männer dadurch beschützt werden. Wie viele große Männer, die bloß ihrer Tugend halber von dem Tiberio, Caligula, Nero, Domitian und andern verfolgt wurden, sind nicht unter

der römischen Monarchie aufgeopfert worden, weil sie kein Land wußten, wohin sie fliehen konnten, sondern an dem Orte, wo sie waren, bleiben, und sich wie Schafe schlachten lassen mußten. Der Unbequemlichkeit aber, die der Verfasser anführet, daß die Missethäter sich in ein fremdes Gebiet begeben, um dorten Schutz zu finden, kann dadurch mit leichter Mühe vorgebeuget werdan, wenn benachbarte Länder unter sich eine Vereinbarung treffen, daß die Missethäter auf Verlangen ausgeliefert werden sollen. Der Verfasser glaubt ferner, daß man den Aufruhr in einer allgemeinen Monarchie mit leichter Mühe, bey so vielen verschiedenen Regierungen aber nicht so leicht dämpfen könne, weil ein benachbartes Land gerne siehet, daß das andre geschwächt wird. Man kann aber auch darauf erwiedern, daß die großen Monarchien fast niemals vom Aufruhr befreyet sind, und wenn eine eroberte Provinz nur erstlich einmal den Anfang macht sich zu empören, so fallen derselben sogleich mehrere zu. Die Historie zeigt, daß die großen persischen und römischen Monarchen ihren Thron nicht so lange, als kleinere Regenten, beschützen können, und noch heutiges Tages legt das ottomannische Reich davon ein merkwürdiges Beyspiel ab. Was der Verfasser wegen der Unterhaltung der Truppen und der daher erwachsenden Last der Unterthanen bey bringt, ist nicht ganz ungegründet. Denn je größer die Anzahl der unter verschiedenen Herrn stehenden

Staa-

Staaten in einem Theile der Welt ist, desto mehr Truppen müssen unterhalten werden, und desto größer ist daher natürlicher Weise auch die Last der Unterthanen. Man kann aber auch im Gegentheil dagegen einwenden, daß die Statthalter in denē von der Residenz weit entlegenen Provinzen den Unterthanen eben so lästig sind, indem sie sich, während ihrer Statthalterschaft zu bereichern suchen, u. die ihnen anvertrauten Provinzen aussaugen, ja die Historie zeigt, daß verschiedene von diesen Statthaltern sich in wenig Jahren einen königlichen Schatz gesammlet, und dadurch in den Stand gesetzt worden, dem Monarchen selbst die Spitze zu bieten. Dieses ist der Ursprung und Anfang der vielen kleinen und unabhängigen Staaten, die man nun in Europa, und insonderheit in Deutschland antrifft, woselbst die Statthalterschaften in unabhängige Fürstenthümer und Herrschaften verwandelt worden. Daß die gemeinschaftlichen Feinde der Religion sich die Schwäche der Christenheit, und die unter den vielen Regenten herrschende Uneinigkeit zu nutze machen, ist nicht zu läugnen, allein dieser Umstand bleibt doch noch allemal übrig, daß die großen Monarchien jederzeit, wie ich schon oben erwehnet, einen innerlichen Aufstand besorgen müssen. Dieses bezeuget das ottomannische Reich; und die spanische Monarchie, deren Stärke sich verlohr, wie die Größe des Reichs zunahm, und ich habe in meiner dänischen Historie deutlich gezeigt, daß

die nordischen Reiche niemals schwächer, als zu den Zeiten gewesen, wie sie alle unter einem Könige vereiniget waren. Weil die Regenten, sagt der Verfasser ferner, sich öfters der Tyranney und verschiedenen andern Lastern ergeben, so ist deren Menge dem menschlichen Geschlechte nachtheilig. Man kann aber diesen Satz umkehren, und mit eben demselben Grunde sagen: weil viele Regenten tugendhaft sind, so ist deren Menge dem menschlichen Geschlechte nützlich. Es können überdem schwache Regenten solche grobe, und dem ganzen menschlichen Geschlecht zum Schaden gereichende Laster nicht füglich so dreist und unbesorgt ausüben, als grosse und fast den ganzen Erdboden beherrschende Monarchen. Ein Caligula, ein Nero, ein Caracalla, und ein Heliogabalus würden sich niemals erkühnet haben, ihren Lüsten so sehr nachzuhängen, wenn in Italien noch mehrere unabhängige Staaten vorhanden gewesen wären. Es geht hauptsächlich auf die Universalmonarchen, wenn man also reden darf, was der Poet sagt:

— — Nihil est, quod credere de se
Non possit, cum laudatur Diis æqua potestas.

Daß die Unterthanen, welche unter großen Monarchien leben, ihre Nahrung, Handlung und Gewerbe mit mehrerer Ruhe u. Sicherheit fortsetzen können, als die Unterthanen und Einwohner kleinerer Staaten, ist gewiß. Man kann aber

aber auch zu gleicher Zeit sagen, daß viele kleine und sonst blühende Staaten ihren Handel gänzlich eingebüßet, so bald sie mit großen Reichen vereiniget worden. Wenn Frankreich in dem vorigen Jahrhundert die Oberhand behalten, Holland bezwungen, und Jacob den Zweyten zum Statthalter oder schatzpflichtigen Könige in England gemacht hätte, würde der reiche englische und holländische Handel sich nicht mit der Zeit nach Frankreich gezogen haben? und würde ein mäßiges Stück Land, als die sieben vereinigten Provinzen ausmachen, jemals zu dem Ansehn gelangt seyn, worinn sie nun stehen, wenn sie der Bothmäßigkeit Spaniens wären unterworfen geblieben? Unter allen Gründen aber, welche der Verfasser anführt, ist derjenige, den er von der Religion entlehnet, der anstößigste. Denn daher denkt er zu beweisen, was es für ein Glück für die ganze Christenheit gewesen seyn würde, wenn Spanien z. E. ganz Europa bezwungen, und durch Zwang und die Inquisition alle Lutheraner und Reformirte genöthiget hätte, eben dieselben Bilder anzubeten, welche die spanischen Monarchen verehren. Wenn man dieses und andere Dinge überlegt, die in diesem Buche vorkommen, so verliert die Schrift sehr viel von ihrem Werth, und der Verfasser verdient mit Recht widerlegt, und dafür gestraft zu werden, daß er sich unterstanden, eine so seltsame und allen Regenten höchst unangenehme Meynung zu vertheidigen. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, was in Staatssachen seit einiger Zeit neues vorgegangen, weil sie, wie sie schreiben, lange keine Zeitungen auf dem Lande gelesen. Das neueste, was ich ihnen berichten kann, besteht darinn, daß der türkische Kayser angefangen, der Christenheit den Catechismum zu predigen, so daß gegenwärtig der Ausspruch des Poeten vollkommen eintrifft, salva res est, iam Davus philosophatur. Die Geschichte verhält sich folgenderstalt: Der Großvezier hat vor kurzer Zeit, auf Befehl des Großsultans, die Gesandten der christlichen Mächte zu sich fordern lassen, und diechristlichen Potentaten durch eine bewegliche Rede zur Eintracht und zum Frieden unter einander ermahnet. Diese Rede scheint mir eben so seltsam, als die Predigt, die ein gewisser Seeofficier vor einigen Jahren in Norwegen gehalten, um einen Streit beyzulegen, der zwischen einigen geistlichen und graduirten Personen entstanden war. Ich habe im Anfange diese Catechisation des Großveziers für ein Gedicht gehalten, und solche unter die Fabeln

beln gerechnet, welche uns in den Zeitungen oft aufgebunden werden. Die Historie aber ist nachher durch verschiedene Briefe von eben demselben Inhalt bekräftiget worden, die der Sultan nach England und Holland abgeschickt, und worinn er seine Vermittelung und seine willigen Dienste zu Stiftung eines Friedens unter den kriegenden christlichen Potentaten angetragen. Ich habe nicht gelesen, was dem Großsultan auf diesen seinen Antrag von England und Holland geantwortet worden. Allem Vermuthen nach aber haben sie dem Sultan für seine gute Gesinnung gegen die Christenheit Dank gesagt, und demselben hinwiederum ihre Vermittelung zwischen ihm und dem persianischen Schach Nadir angeboten, mit welchem er seit einigen Jahren im Krieg verwickelt gewesen. Die Friedenspräliminarien, welche der Sultan den christlichen Potentaten gethan, haben diese seltsame Begebenheit nachher noch mehr aufgekläret. Denn weil die meisten Artikel zum Vortheil von Frankreich eingerichtet waren, so ist es wahrscheinlich, daß ein französischer Minister hierinn dem Großvezier an die Hand gegangen, und ein gewisser Skribent hat nicht unrecht, wenn er sagt: Diese Präliminarien sind nicht von einer türkischen Hand aufgesetzt, und diese Friedenseyer sind nicht unter einem türkischen Turban ausgebrütet worden. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich hatte neulich Gelegenheit, mit einem jungen Herrn zu reden, der sich eine Zeitlang in Spanien aufgehalten hatte. Derselbe erzählte, daß die spanische Nation seit einiger Zeit fast ganz unkennbar geworden, indem die ehemalige spanische Ernsthaftigkeit sich in eine französische Flüchtigkeit verwandelt, und die Lebensart zu Madrit fast eben so wie zu Paris beschaffen sey. Hiedurch wird dasjenige von neuem bestärkt, was ich bereits an einem andern Orte in meinen Schriften von den menschlichen Neigungen angemerkt, daß der Ort, die Luft und die Nahrung dazu wenig oder nichts beytragen; sondern daß es bloß auf die Regierung, auf die Gesetze und auf die Verordnungen ankomme, die Menschen zu bilden, und solche in eine andre Form zu gießen. Wie sehr ein ganzes Volk in einer kurzen Zeit sich verändern könne, davon kan keine Nation zu einem stärkern und unumstößlichern Beweise dienen, als die englische. Die Engländer, welche in den ältesten Zeiten nur zur Sklaverey erschaffen zu seyn schienen, sind nun unter allen europäischen Völkern die tapfer-

sten,

sten, und die größten Freunde und Vertheidiger der Freyheit. Wenn man den alten Zustand dieses Reichs betrachtet, insonderheit zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers, so muß man über die Gedult dieses Volks, und über dessen blinden Gehorsam gegen die Regierung erstaunen, und man kann die Geschichte der damaligen Zeiten nicht lesen, ohne zugleich aufs empfindlichste gerührt zu werden, wenn man findet, daß sie sich von einer schwachen und fremden Nation, wie die Normänner waren, unter die Füße treten lassen, und mit einer solchen Gedult alle nur zu erdenkende Schmach und Gewalt ertragen, daß man auch bey keiner morgenländischen Nation davon ein größeres Beyspiel antrifft. Zu unsern Zeiten aber hat ihre Kühnheit keine Gränzen, und ihre Lust zur Freyheit ist so groß, daß man in keinem Lande dergleichen antrifft. Ich habe bereits an verschiedenen Orten in meinen Schriften der Freyheit Erwehnung gethan, deren sie sich anmaßen, über Sachen, die in die Religion einschlagen, zu urtheilen, welches so weit gehet, daß sie gewisse Schriftsteller bloß zu dem Ende bezahlen und unterhalten, um gegen die Grundartikel zu schreiben. So unerlaubt dieses auch ist, so muß man sich doch noch weit mehr über die Freyheit wundern, deren sich Privatpersonen anmaßen, als welche sich nicht entblöden, gegen die Regierung zu schreiben, und im öffentlichen Druck die Anordnungen und Anstalten, aufs bitterste durchzuziehen, welche von dem

Könige in Kriegs- und Friedenszeiten gemacht werden. Dieses wird so wenig in Holland, als in irgend einer andern freyen Republik geduldet. Aber die meisten Engländer wollen sich in keinem Stücke zwingen lassen, und die Erfahrung hat auch gelehret, daß der Zwang zu nichts anders gedienet, als ihre Freyheit zu vermehren. Ich habe diese Nation in meiner eigenen Lebensbeschreibung bereits abgemahlt, und will daher dieses einzige nur noch von ihr anmerken, daß man in London jederzeit Skribenten findet, die in monatlichen oder wöchentlichen gedruckten Blättern die Entschliessungen und Maaßregeln des Hofes sowol, als des Parlaments, aufs bitterste durchziehen. Hauptsächlich aber treiben zweene Schriftsteller dieses Handwerk, der sogenannte Crafftsmann, und der Verfasser des also betitelten Old England. Diese beyden Skribenten lassen alles, was ihnen in den Sinn kommt, auch in den allerwichtigsten Staatssachen, ohne das geringste Bedenken durch den Druck bekannt machen. Ich will davon zum Beyspiel anführen, was ich neulich in einem Blatte von der Schrift, die den Titel Old England führet, gelesen habe. Es ist bekannt, daß England seit einigen Jahren sich sehr viele Mühe gegeben, Holland dahin zu bewegen, sich öffentlich gegen Frankreich zu erklären, und daß die Regierung in England dieses als höchstnothwendig für sich und die sämmtlichen Alliirten angesehen; zu eben derselben Zeit aber, wie man in England und

Hol-

Holland damit beschäftiget war, spottet der Verfasser der Schrift, Old England genannt, darüber, und schreibt; „Man suche Holland „nur eine Nase zu drehen, indem es der Wohl„fahrt und dem Nutzen von Holland gänzlich „entgegen sey, in ein solches Ansinnen zu willigen.“ Wie sehr auch jemand immer die Freyheit lieben mag, so wird er doch gestehen müssen, daß dieses zu weit getrieben sey, und wider alle in einer Societät festgesetzte und zu beobachtende Ordnung streite. Das schlimste ist, daß diese Verfasser öfters ohne den geringsten Grund, und ohne alle Einsicht urtheilen, wie man findet, daß der Verfasser von Old England thut. Denn er sagt: die Staatsklugheit von Holland erfordere, eine beständige Freundschaft mit Frankreich zu unterhalten, und Frankreich habe weder Willen noch auch die Macht diese Republik unter den Fuß zu bringen, welches der Erfahrung offenbar widerspricht. Die Zeit hat auch gelehret, daß Holland klüger gehandelt hätte, wenn es den englischen Vorstellungen eher Gehör gegeben. Ein solches Unternehmen verdienet eben so wenig Beyfall, als das Testament der Herzogin von Marlborough, worinn William Witte bloß deswegen hundert tausend Pfund vermacht waren, weil er beständig die Entschliessungen des Hofes und des Parlaments getadelt hatte. Ich bin, ꝛc.

Der
acht und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, wie die Unruhe ausgefallen, welche von den Handwerksgesellen in Kopenhagen vor einiger Zeit angestiftet worden. Ich kann ihnen darauf keine andere Antwort ertheilen, als daß sie sich auf die gewöhnliche Art geendiget, nämlich, daß die Meister den Gesellen nachgeben, und sich von ihnen solche Gesetze vorschreiben lassen müssen, welche die Gesellen für gut gefunden. Es ist ein Glück, daß die Handwerksbursche ihre Forderungen nicht noch weiter getrieben, da diese Leute die einzigen in einer bürgerlichen Gesellschaft sind, welche nicht können gebändiget werden. Andre Unterthanen und Einwohner sind an einen gewissen Ort gebunden, den sie nicht ohne große Beschwerlichkeiten und ohne vielen Schaden wieder verlassen können. Die Handwerksgesellen aber haben keinen gewissen Wohnplatz, und kein gewisses Vaterland. Sie wohnen, wie die Tartarn, unter Gezelten, und können sich ohne den geringsten Verlust, und ohne die mindeste Unbequemlichkeit von einem Orte zum andern begeben.

Wenn

Wenn ſie daher drohen, daß ſie davon gehen wollen, ſo muß man glauben, daß es ihr Ernſt ſey, und ihre Meiſter ſind gezwungen, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wo ſie nicht haben wollen, daß ihre Arbeit und Nahrung gänzlich liegen bleiben ſoll. Denn wo ein Handwerksburſche hinkömmt, da iſt ſein Vaterland, und wenn er des Abends in einem fremden Lande und Reiche anlängt, ſo hat er des folgenden Morgens ſchon wieder Arbeit. Sie ſind ſolchergeſtalt faſt die einzigen Menſchen, die ohne Koſten fremde Länder beſuchen, und mit einem leeren Beutel die ganze Welt durchſtreichen können, wenn ſie nur ſo viel bey ſich führen, daß ſie unter Weges in einigen Krügen, was ſie verzehrt, bezahlen können. Bey ſo geſtalten Umſtänden iſt demnach kein Mittel ausfündig zu machen, dieſe Leute im Zaum zu halten, und ſie zu bewegen, an einem gewiſſen Orte zu bleiben, wo nicht die Obrigkeiten in allen Ländern und Städten mit einander überein kommen, und ein gewiſſes Geſetz feſtſetzen, daß die Handwerksburſche an allen Orten ſollten gleich gehalten werden. Wenn dieſes möglich, und durch eine allgemeine Vereinbarung feſtzuſetzen wäre, ſo würden ſie ſich ſchon bedenken, ohne wichtige Urſachen von einem Orte zum andern zu laufen. Denn wenn ein ſolcher Kerl weiß, daß er nicht mehr Lohn und Feyertage in Deutſchland, als in Dännemark, und in Frankreich als in Schweden zu erwarten hat, ſo wird er gerne an dem

Or-

te bleiben, wo er einmal ist. Weil aber eine solche Vereinbarung schwerlich zu hoffen, so werden die alten und mit einem solchen Herumschwärmen verbundenen Ungemächlichkeiten wohl beständig fortdauren. Ich bin ꝛc.

Der neun und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Weil ich mit vielen Leuten nicht in den Begriffen übereinstimme, welche dieselben sich von verschiedenen Dingen machen: so bin ich auch mit ihnen, in Absicht auf die Meynung, nicht einig, welche sie von der dänischen Nation hegen, als an der sie jederzeit etwas zu tadeln finden, und insonderheit die in Dännemark herrschende Kaltsinnigkeit in der Religion, nicht widrig und groß genug vorzustellen wissen. Ich lobe zwar ihren Eifer, wenn derselbe aus einer lautern Quelle fliesset, ich behaupte aber auch zugleich, daß sie irren, wenn sie die Dänen mit solchen Farben abmahlen. Andre, welche auf ihren Reisen die Eigenschaften der Völker, wo sie hingekommen, untersucht, sind hierinn ganz andrer Meynung, und halten die Dänische Nation für ganz theologisch.

Zum

Zum Beweis darf man nur die Scherzschrife ansehen, welche in die europäische Fama eingerückt ist, und worinn es heißt, daß Mercurius von dem Jupiter abgeschickt worden, um das Verhalten und die Aufführung aller auf der Erde wohnenden Völker zu untersuchen. Mercuruis sagt hierauf, daß er sich nach der dänischen Nation bey einem dänischen Edelmann erkundiget, der eben aus der Kirche mit einem Gebetbuch unter dem Arme herausgekommen, und der Bericht, den er dem Jupiter bey seiner Zurückkunft abstattet, lautet folgendergestalt: „Die Dänen beten mehr, als „GOtt befohlen hat.“ Man sieht leicht, daß dieses eine Satyre ist, man sieht aber auch zu gleicher Zeit daraus, was andre Völcker von der dänischen Nation urtheilen, und daß dieselben mit einigen von unsern hitzigen Eiferern nicht zufrieden sind, welche die dänische Nation durch ihre Kaltsinnigkeit in der Religion und durch ihre wenige Gottesfurcht von andern Völkern unterscheiden. Man wird wohl nicht leicht ein andres Land finden, wo die Kirchen mit Zuhörern so sehr angefüllet sind, als in Dännemark, und kaum wird eine andre hohe Schule im Stande seyn, eine solche Menge von jungen angehenden Gottesgelehrten aufzuweisen, als die Akademie in Copenhagen. Wenn ein hiesiger Bürger vier Söhne hat, so widmet er gewiß drey von ihnen dem geistlichen Stande, und wenn der vierte eine andre Wissenschaft erwählet, so

sagt

sagt man, wie fleißig er sonst auch immer seyn mag, daß er sich dem Studiren entzogen. Denn durch das Studiren versteht man hieselbst überhaupt die Theologie. Die meisten Stipendia, welche zum Besten derjenigen, die fremde Länder besuchen, gestiftet sind, können keinen andern als solchen jungen Leuten nach der Stiftung verliehen werden, welche sich der Theologie widmen. Wenn aber die Stifter hätten voraus sehen können, daß das theologische Studium in diesen Ländern so sehr überhand nehmen würde, sie würden, allem Vermuthen nach darauf bedacht gewesen seyn, auch andern Wissenschaften durch dergleichen milde Vermächtnisse einen Vortheil zu verschaffen. Wenn man demnach aus Dännemark nach fremden Orten reiset, um die Theologie zu erlernen, und öffentliche Lehrer der Gottesgelahrheit von fremden Orten nach Copenhagen verschreibt, so kann man von beyden nicht wohl eine hinlängliche Ursache angeben. Ich will, um dieses zu beweisen, nur folgendes anführen: Es sind hier in der Stadt ordentlich eingerichtete musicalische Concerten, wo sich aber, so lange nur lustige und munter gesetzte Stücke aufgeführt werden, das ganze Jahr durch insgemein nur wenige Zuhörer einfinden. Aber in der Fastenzeit, wenn das geistliche Erwegen aufgeführt wird, wimmelt der Saal von Menschen, insonderheit vom Frauenzimmer. Dieses habe ich an andern Orten, wo ich mich aufgehalten, und selbst in der heiligen Stadt

Rom

Rom nicht angemerkt. In dieser letztern Stadt ist ein großer Platz, der den Namen führet Piazza Navona, wo alle Arten von lustigen Schauspielen unter offenem Himmel vorgestellet werden. Der Pabst will zwar den Römern dergleichen Lustbarkeiten nicht verbiethen, und erlaubt es daher, daß solche gehalten werden mögen. Damit er doch aber an den Tag legen möge, daß er dergleichen Schauspiele mehr verdamme als billige, so hat er verordnet, daß zu eben derselben Zeit, und an eben demselben Orte, da diese lustigen Schauspiele gehalten werden, ein Jesuit an dem einen Ende des Platzes eine Predigt halten, und darinn die Thorheiten und Eitelkeiten der Welt bestrafen muß. Wenn aber das Volk bey hunderten den lustigen Schauspielen zueilet, so siehet man kaum zwey Zuhörer bey dem Predigtstuhl des Jesuiten. Ich könnte noch ein mehreres, um dieses zu beweisen, anführen, ich halte dieses aber, für hinlänglich, um diejenigen zu widerlegen, die der dänischen Nation eine besondere Kaltsinnigkeit in der Religion schuld geben. Ich bin ꝛc.

Der achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie vor kurzer Zeit einer Gesellschaft beygewohnet, wo man heftig mit einander, der beyden großen Staatsminister, des Uhlefelds und Greiffenfelds halber, mit einander gestritten, indem einige dem erstern, andre aber dem letztern den Vorzug beygelegt. Sie wünschen meine Meynung, die ich desfalls hege, zu erfahren, und verlangen von mir eine Vergleichung unter diesen beyden ansehnlichen Männern anzustellen, insonderheit da ich, wie sie mir das unverdiente Lob beylegen, in dergleichen Unternehmungen nicht unglücklich gewesen. Ich bin ihnen zwar für die geneigten Gedanken, welche sie von mir in diesem Stücke hegen, gar sehr verpflichtet, und ein solches Lob, da es von einem Kenner herrühret, könnte mich ganz allein aufmuntern, einen Versuch zu wagen. Da man aber in gedruckten Büchern sehr wenig von den Schicksalen und Unternehmungen des letztern antrifft, so wird diese Arbeit nicht anders als unvollkommen ausfallen können. Doch will ich mich bemühen, nach Maaßgebung der wenigen Wissenschaft, die mir davon beywohnet,

ihrem

ihrem Verlangen eine Genüge zu leisten. Wenn man die Abkunft, die Erziehung, und die Erhebung zu den höchsten Ehrenstuffen beyder vorerwehnten großen Staatsmänner erweget, so bemerket man allenthalben eine große Verschiedenheit. Uhlefeld stammte aus einem der ansehnlichsten und größten Häuser in Dännemark her. Greiffenfeld aber war nur eines Weinhändlers Sohn. Der erste war in Staatssachen und andern einem vornehmen von Adel nöthigen und unentbehrlichen Wissenschaften erzogen. Der andre legte in der Schule den Grund zu solchen Wissenschaften, die ihm mit der Zeit zu einem Predigerdienste, oder zu einem Schulamte den Weg bahnen konnten. Jener ward zu seinen Aemtern schon in seinen Probejahren gleichsam mit der Hand geleitet, theils durch seine mächtigen und zahlreichen Anverwandten, theils durch seine vortheilhafte und große Verbindung mit der liebsten Tochter Christian des Vierten. Dieser aber hatte im Gegentheil eben so viele Hindernisse zu bestreiten, und konnte nicht anders als durch einen ungebahnten und sauren Weg zu seinem Endzweck gelangen. Denn wie der erste die Mächtigsten im Reiche zu Beförderern hatte, welche sich über seine Erhebung freueten, so hatte der andre die Größten gegen sich, die seine Erhebung mit scheelen Augen ansahen, und, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, das Kind in der Geburt zu ersticken suchten. Wenn man dieses erwegt, und betrachtet, daß der eine einen

Weg gehen müſſen, welcher voller Steine des Anſtoßes war, der andre aber einen ebenen und gebahnten Weg vor ſich gefunden, ſo ſollte man faſt auf die Gedanken gerathen, daß Greiffenfeld von der Natur mit größern Gaben ausgerüſtet geweſen, als Uhlefeld. Weil aber alle und jede einhellig bezeugen, daß Uhlefeld ſchon als ein Knabe bewundert, und bereits in ſeiner erſten Jugend, nach dem Zeugniß Ogerii und andrer, für eine Zierde des däniſchen Adels gehalten worden, ſo kann man in dieſem Stücke Greiffenfeld keinen Vorzug beylegen, ſondern es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß, wenn der erſte auch nur eines Weinhändlers Sohn geweſen wäre, wie der letzte, er ſich doch durch ſeine natürliche Fähigkeit eben ſo ſehr würde empor gebracht, und eben ſo hoch geſchwungen haben. Man muß hiebey auch zugleich dieſes bemerken, welches den Verdienſten des erſten ein großes Gewichte beylegt, daß er ſich zu den Zeiten ſo ſehr hervorgethan, da der däniſche Hof mit großen Staatsleuten und gelehrten Perſonen angefüllet war, und Uhlefeld den Geſchäften unter Chriſtian dem Vierten vorſtand, der ſelbſt den Grund zu allen Dingen legte, und ſolche auch nachher ſelbſt ausführte. Im Gegentheil waren die Umſtände der Zeit dem letztern vortheilhafter. Denn derſelbe lebte unter Chriſtian dem Fünften, der ſich hauptſächlich in Kriegsſachen und an der Spitze eines Kriegsheeres hervorzuthun ſuchte. Die Staatsgeſchäfte aber auf diejenigen Staatsmeiſter ankom-

kommen ließ, zu denen er ein Vertrauen hatte. Man kann daher sagen, daß beyde durch ihre große Fähigkeit, und ausserordentliche Gemüthsgaben sich den Weg zu den höchsten Ehrenstellen gebahnet, und Uhlefeld dadurch und durch deren Hülfe Reichshofmeister, Greiffenfeld aber Reichskanzler geworden. Will man aber die Fähigkeit dieser beyden ansehnlichen Männer nach demjenigen beurtheilen, was sie ausgerichtet, so ist es wahrscheinlich, daß Uhlefeld sich eine größere Erkentniß in Staatssachen durch die Erfahrung von so vielen Jahren erworben, als Greiffenfeld. Denn er ward zu allen Gesandschaften gebraucht, und hat bey allen Friedenscongressen das Präsidium geführet, da Greiffenfelds Ministerium nicht länger als 4 bis 5 Jahre gedauert. Aber eben dieser Umstand, daß er es in einer kurzen Zeit so weit gebracht, und ein so grosses Ansehen erlanget, verursacht, daß man desto höhere Gedanken von seiner Fähigkeit fassen muß. Zwar dürften einige einwenden, daß der große Ruhm, den er in der Zeit seines kurzen Ministerii erworben, und die vielen Liebkosungen, die ihm von den meisten europäischen Potentaten gemacht worden, zum Theil daher gerühret, weil er bey Christian dem Fünften in großen Gnaden stand, als welcher seinem Rath in allen Stücken folgte, und dessen Freundschaft damals dem Kayser, Holland, Frankreich, Spanien und Brandenburg unentbehrlich war. Man kann aber darauf antworten, daß eben dieses

große Vertrauen, welches der König bey den damaligen kritischen und bedenklichen Zeiten von allen andern Unterthanen in ihn setzte, von seiner ganz besondern Fähigkeit ein unwidersprechliches Zeugniß ablegt. Mann kann auch mit Wahrheit sagen, daß fast kein Staatsminister zu den damaligen Zeiten die Feder mit einer solchen Zierlichkeit geführet, und die Bekanntschaft und Freundschaft mit den ausländischen Höfen mit größerer Geschicklichkeit unterhalten, als Greiffenfeld. War demnach Uhlefeld überhaupt ein größerer Staatsmann, so scheint Greiffenfeld ein geschickterer Secretair gewesen zu seyn, der die Sachen im Cabinet mit größerer Zierlichkeit, Einsicht nnd Fertigkeit besorget. Zum Beweis, wie hurtig der letztere in den ihm aufgetragenen Geschäften gewesen, führt man unter andern die zierliche lateinische Rede an, die er aus dem Stegreif an einen fremden Gesandten gehalten, wodurch er den ersten Grund zu seinem großen Glücke geleget. Eine solche Commißion hätte Uhlefeld schwerlich übernomen, ob er gleich in andern Stücken des letztern Lehrmeister seyn können, und von fremden Skribenten für einen der größten Männer, die jemals in Europa gelebet, gehalten wird. Wie aber diese beyden ansehnlichen Minister große Tugenden besaßen, so hatten sie auch große, und zwar solche Fehler, von denen man vorher sehen konnte, daß sie dadurch in das größte Verderben würden gestürzt werden. Beyde waren über alle maßen hochmü-

müthig, und der Ehrgeitz war bey beyden gleich groß. Doch war der Hochmuth des erstern gefährlicher. Deñ wie Greiffenfeld nur der mächtigste u. höchste unter allen übrigen Unterthanen des Königs zu seyn suchte, so war Uhlefeld nicht mit dem Stande eines Unterthanen zufrieden, und suchte sich nicht nur seinen Mitbürgern, sondern auch dem königlichen Hause selbst furchtbar zu machen, und daher war auch sein Fall der größte. Der Ehrgeitz, welchen Uhlefeld besaß, verdienet den Namen eines sträflichen Stolzes, Greiffenfeld aber besaß einen unerträglichen Hochmuth, und einen solchen Hochmuth trifft man insgemein bey solchen Leuten an, die aus dem Staube zu großen Würden erhoben werden. Denn er schämte sich seiner Herkünft, er verachtete seine alten Freunde und Verwandten, und konnte seine eigene leibliche Mutter nicht vertragen. Uhlefeld aber ward von seiner Gemahlin und Kindern geliebt, und war gegen diejenigen, welche geringer waren, als er, sehr leutselig, und gegen niemanden trotzig und frech, als gegen das Königliche Haus. Wie also Greiffenfeld ein guter Unterthan, aber ein böser Bürger war, so war Uhlefeld ein guter Bürger, aber ein gefährlicher Unterthan. Sie wurden beyde zum Tode verurtheilet, ungeachtet ihr Verbrechen nicht gleich war. Denn Uhlefeld ward der Verrätherey gegen den König und das Vaterland überführet; über die Untreue des letzten

aber wird annoch gestritten. Denn aus dem ihm damals gemachten Proceß erhellet nicht sowohl, daß er ein ungetreuer und verrätherischer Unterthan, als daß er ein eigennütziger und geldgieriger Minister gewesen. Wie demnach der erste nach seiner zweyten Flucht im Bilde hingerichtet ward, so ward der letzte mit einer ewigen Gefangenschaft begnadiget. Und daher kommt es, daß der letzte nachher verschiedene gefunden, die sich seiner angenommen, und ihn vertheidiget, den ersten aber hat kein Mensch zu entschuldigen gesucht, und es kann auch nichts zu seiner Vertheydigung beygebracht werden, sondern ein jeder ist gezwungen zu gestehen, daß er das Urtheil, welches man über ihn gefället, mit Recht verdienet. Alles, was ein geschickter Advocat vielleicht etwa noch anführen könnte, um die Missethat des Uhlefelds zwar nicht zu entschuldigen, doch einigermaßen zu verringern, besteht dariun, daß er sein gottloses Vornehmen nicht sowohl mit gutem und vorher überlegtem Vorbedacht unternommen, als vielmehr durch den zügellosen Affect der Rache hingerissen worden, den ihm seine hitzige Natur zu bändigen nicht zugelassen. Aber auch dieses ist nicht vermögend, ihn zu entschuldigen. Denn eine Missethat ist und bleibt eine Missethat, und ein Mord ist ein Mord, bey welcher Gelegenheit derselbe auch geschiehet, und was für ein sündlicher Bewegungsgrund denselben auch mag veranlasset haben. In Absicht auf die bürgerlichen Gesetze

ist

ist es einerley, obgleich im moralischen Verstande ein Unterscheid unter den Missethaten, nach Maaßgebung der Gründe, wodurch man dazu angetrieben wird, statt zu haben pflegt. Denn einer spinnt bloß eine Verrätherey an, um dieselbe zu begehen, ein andrer aber wird aus Rache dazu angetrieben. Die That ist von beyden gleich strafbar, obgleich die Thäter an sich nicht gleich gottlos sind. In den letzten Umständen befand sich Uhlefeld. Die Natur hatte ihn mit vielen herrlichen Gaben gezieret, und er wandte solche auch viele Jahre durch zu des Vaterlandes und seiner eignen Ehre an. Sein hohes Herz und sein Ehrgeitz, welches seine Hauptleidenschaft war, hatte unter Christian des Vierten langwierigen Regierung vortrefliche Wirkungen; und er ward damals nicht nur als ein nützlicher Minister, sondern auch als eine Zierde des Vaterlandes angesehen. Aber eben dieselbe Leidenschaft, welche den Grund zu seiner Ehre und Hoheit legte, verursachte nachher seinen Fall und sein Verderben. Er war zu den Zeiten Christian des Virten ein Liebling des Volks, und wie er sich vor allen andern seines Geschlechts durch seine seltenen Tugenden hervorgethan, so war seine Gemahlin eine wahre Zierde des weiblichen Geschlechts. Da sich aber die Umstände unter der neuen Regierung veränderten, so daß auf seinem Wege, wie der Poet sagt, nicht mehr Rosen, sondern Disteln aufwuchsen, so mußte er vieles erfahren, wozu er vorhin nicht

gewohnt war, und je deutlicher er sein Mißvergnügen darüber an den Tag legte, desto schwarzere Wolken zogen sich über ihn auf. Sein Zorn vermehrte sich also stuffenweise, und kam endlich in eine solche Gährung, daß er alle Schranken überstieg, wodurch Uhlefeld sich endlich so sehr vergaß, daß er, aus Hochmuth und Rache, Ehre, Leben, und Wohlfahrt aufopferte. Man sieht hieraus, wodurch dieser Mann zu zu dem verzweifelten Anschlag gegen sein Vaterland verleitet worden, und der Schluß, den man hieraus ziehen kann, ist folgender: Daß er die Strafe wohl verdienet, die man ihm zuerkannt, aber eine solche Strafe, die eher über einen Coriolanus, als über einen Catilina gefället wird, und daß, wenn Greiffenfeld eine gleiche Missethat begangen, die Strafe zwar wohl hätte gleich seyn müssen, ob gleich die Absicht, in welcher beyde die That unternommen, verschieden ist. Ich bin ꝛc.

Der
ein und achtzigste Brief.

Mein Herr;

Sie verlangen von mir zu wissen, was für Bücher ich gegenwärtig lese. Ich beschäftige mich ietzt mit der englischen Historie, welche unter allen europäischen Geschichten die angenehmste und nützlichste ist. Wenn ich die alte Historie dieses Königreichs mit der neuern zusammen halte, so kann ich nicht ohne Erstaunen die seltsamen Veränderungen betrachten, denen das englische Volk unterworfen gewesen. Es scheint fast unbegreiflich zu seyn, wie die zaghafteste und furchtsamste Nation in das tapferste und unbändigste Volk verwandelt werden können. Kein Volk ist jemas so willig gewesen, sich einem fremden Joch zu unterwerfen, als die Einwohner dieses Landes, und kein Volk liebet heutiges Tages die Freyheit mehr, und ist schwerer zu regieren, als das englische. Wenn man die älteste britannische Historie ansieht, so findet man, das kein Land den Römern wenigere Mühe zu bezwingen gekostet, als Britannien. Wie die Römer das Land verliessen, ward er bald von den Angelsachsen, bald von

Dä-

Dänen und Norwegern, und endlich von einem normänniſchen Herzog unter die Füße getreten, welcher ſich durch einen einzigen Sieg des ganzen großen Landes bemächtigte, und ſolches in eine vollkommene Sklaverey brachte. Denn die engliſchen Skribenten mögen von der eingeſchränkten Macht des normänniſchen Herzogs, Wilhelms des Eroberers, ſo viel reden, als ſie immer wollen, und behaupten, daß er das Reich durch eine freye Wahl erlanget, ſo zeigt doch die Hiſtorie, daß er das Land durchs Schwerdt erobert, und daß er ſowohl, als ſein Sohn, Wilhelmus Rufus, mit einer unumſchränkten Gewalt regieret. Man muß ſich bey dieſer letzten Veränderung inſonderheit darüber wundern, wie es möglich geweſen, daß die Engländer, deren vornehmſte Güther von dem Ueberwinder unter die normänniſchen Herren getheilet wurden, dennoch nicht nur ihren vorigen Namen, ſondern auch ihre alte Sprache behalten, inſonderheit, da es ſcheint, daß Wilhelm der Eroberer bemühet geweſen, beydes zu verändern, und die Hiſtorie überdem zeigt, daß, da die Angelſachſen ſich des Landes bemächtiget, daſſelbe ſeinen Namen verlohren, Britannien in England verwandelt, und die angelſächſiſche,, oder engliſche Sprache, die Landesſprache geworden, ſo wie die däniſche Sprache unter dem König Knut dem großen, und deſſen Nachfolgern, die Hofſprache ward. Dieſes war auch die Abſicht Wilhelms des Eroberers,

und

u. deswegen wurden die Güther den alten englischen Besitzern nicht nur weggenommen, und den normännischen Herren eingeräumet, sondern die normännische Sprache ward auch bey den Gerichten und in den Schriften, die daselbst übergeben wurden, eingeführt, wovon man annoch einige Ueberbleibsel in denen bey dem Parlamente üblichen Formularen antrifft. Daß diese Absicht aber nicht erreicht worden, und das Land annoch seinen alten Namen und seine alte Sprache behalten, davon giebt man folgende Ursache an. Man muß, wo man nicht der Historie widersprechen will, gestehen, daß England von dem normännischen Herzog durch die Waffen bezwungen worden, und daß dieser Herzog das eroberte Land nicht anders als sein Eigenthum angesehen, indem er die alten englischen Besitzer ihrer liegenden Gründe beraubt, und solche den normännischen Herren gegeben, in welcher Absicht England demnach mit Recht den Namen der Normandie hätte führen können. Den neuen Besitzern gefiel anfänglich die unumschränkte Macht, mit welcher Wilhelm regierte, weil der Besitz ihres Eigenthums sich darauf gründete. Und dieses währte bis auf den Succeßionsstreit, der unter den Nachkommen Wilhelms des Eroberes entstand, da die Könige, um sich gegen ihre Nebenbuhler zu verstärken, der Nation wiederum gewisse Freyheiten einräumten, und versprachen, die alten englischen Gesetze wieder zu erneuern, wodurch die Regierung

ehe-

ehemals eingeschränkt war. Dieses Anerbieten konnte dem ganzen Volke, und auch selbst den neuen Eigenthümern der alten englischen Güther, nicht anders als höchstangenehm seyn, so daß diese letztern mit einem eben so großen Verlangen, wie die Engländer, die alten Gesetze des heiligen Eduards wieder erneuert zu sehen wünschten. Bey sogestalten Umständen und bey einer solchen Veränderung hörte der Unterscheid unter den Engländern und Normännern nicht nur gänzlich auf, sondern ein jeder wollte auch nunmehro für einen Engländer gehalten seyn. Und dieses ist die Ursache, wesfalls die alte Sprache sowohl als der alte Name des Landes beybehalten worden, obgleich die Fremden, in dem Besitz der Güther des Landes bliebenworinn sie auch noch bis auf diesen Tag sind. Denn die vornehmsten Familien in England stammen von den ersten Normännern ab, daher rührt auch ohne Zweifel die große Veränderung, die man in Absicht auf die Eigenschaften dieses Volkes wahrnimmt. Denn das normännische Blut wallt gegenwärtig in den englischen Adern, und daher ist die alte Zaghaftigkeit in Muth und Tapferkeit verwandelt worden. Ich bin ꝛc.

Der

Der
zwey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie vor kurzer Zeit mit einem Italiener, der, um fremde Länder zu sehen, sein Vaterland auf einige Zeit verlassen, wegen der rechten und eigentlichen Ausrede der lateinischen Sprache gestritten, und daß derselbe die Meynung zu behaupten gesucht, daß in Italien allein das Lateinische annoch eben so, wie zu den Zeiten der Römer, ausgesprochen werde. Es ist sehr schwer, diesen Streit zu entscheiden. Eine jede europäische Nation vertheidiget ihre eigne Ausrede der lateinischen Sprache, und eine jede glaubt, daß sie Recht habe. Es ist aber wahrscheinlich, wenn Cicero wieder vom Tode erwachen, und eine von seinen Reden entweder auf einer deutschen oder italienischen hohen Schule ablesen hören sollte, er davon wenig oder gar nichts verstehen würde. Alles, was man zur Vertheidigung der italienischen Aussprache sagen kann, besteht darinn, daß sie die Sylben ce und ci recht auszusprechen scheinen. Alle andre Nationen sprechen das ce und ci als se und si aus, welches dennoch nicht recht ist. Denn wenn dieses recht wäre, so würden

die

die Griechen Σισερων oder Ζισερων geschrieben haben. Weil aber dieselben, wenn ein lateinisch Wort vorkommt, worinn ce oder ci befindlich ist, solches durch ke und ki ausdrücken, so ist es offenbar, daß das lateinische c für einen solchen Lautbuchstaben sich in der Aussprache dem k genähert, und die Ausrede der Italiener daher den meisten Beyfall verdienet, weil sie das ce und ci als kse und ksi aussprechen. Der Landbuchstab u wird heutiges Tages auf eine dreyfache verschiedene Art ausgesprochen. Die Franzosen sagen y, die Engländer ju, und die Italiener wie die Dänen und andre nordische Nationen u, welches letztere die eigentliche und wahre Aussprache zu seyn scheinet, und einigermassen durch eine Stelle aus dem Plauto bewiesen werden kann, wo das Geschrey einer Nachteule durch u, u, u, bezeichnet wird, welches mit dem Laute, den wir diesem Buchstab beylegen, überein kommt. Die Deutschen sprechen das v wie ein f aus, welches man nicht billigen kann, indem diese Ausrede eine große Verwirrung in der Sprache verursachet. Denn, wenn sie diese Worte aussprechen, Deus est verus, so stoßen sich andre, die das v weicher aussprechen, an diesen Ausdruck, als an einer Gotteslästerung, und meynen, daß es ferus heissen sollte. Die Engländer sprechen das i in vielen Wörtern als ei aus, welches andern Nationen seltsam vorkommt, ungeachtet sie aller Wahrscheinlichkeit nach, in diesem Stücke der Ausspache der alten Römer am

nächs-

nächsten kommen. Denn man findet bey dem Gellius, daß die alten Lateiner in ihrer Aussprache einen Unterscheid unter einem langen u. kurzen i gemacht, und daß sie das erste wie ein ei ausgesprochen. Gellius führt bey der Ausrede der lateinischen Sprache auch dieses als etwas besonders an, daß bey den alten Römern nicht nur in Versen, sondern auch in ungebundener Rede ein gewisser Accent gewöhnlich gewesen, und die Wörter dadurch einen gewissen Laut bekommen, welches uns nicht nur unbekannt, sondern auch schwer zu begreifen ist. Die Worte des Gellius sind folgende: „Marcus Tullius hat angemerkt, daß die Wörter in und con, wenn sie gewißen andern Wörtern beygefügt werden, bey „einigen lang, und bey andern kurz sind. So „ist in bey indoctus kurz, und bey insanus lang. „bey inhumanus kurz, und bey infelix lang. Eben so ist es mit der Partikel con beschaffen, welches lang wird, wenn es bey gewissen Wörtern „stehet, bey andern aber kurz ist.“ Man wird hiedurch in dem bestärket, was ich von dem Lautbuchstab i gesagt habe, welchen die Engländer bald lang machen, und als ein ei aussprechen, bald auch wieder kurz gebrauchen, und als ein bloßes i ausreden, und darinn den alten Römern folgen, welche dieses zuerst in ihren Schriften, nachher aber bloß in ihrer Aussprache, beobachtet. Denn man findet in den ältesten Schriften ieei, ubei, capteivei, an Statt si, ubi, captivi. Cicero sagt: „Die Süßigkeit der lateinischen

„Sprache beſteht in der Beobachtung ſolcher Ac„cente.“ Wie aber die Ausrede eigentlich beſchaffen geweſen, ſolches kann heutiges Tages niemand beſtimmen. Und weil ein ſolcher Unterſcheid von uns nicht mehr beobachtet wird, ſo kann man daher den Schluß machen, daß wie wir nicht ohne große Mühe einen alten Römer verſtehen würden, wenn wir ihn reden hörten, ſo würde auch ein alter Schriftſteller kaum verſtehen, was er ſelbſt geſchrieben, wenn er ſolches von einem andern ableſen hörte. Ich bin ꝛc.

Der
drey und achtzigſte Brief.
An das Staats-Collegium auf dem Lande.

Meine Herren,

Sie wiſſen, daß verſchiedene eifrige Männer und tiefſinnige Moraliſten ſich äuſſerſt bemühen, gewiße Dinge abzuſchaffen, welche man bisher für gleichgültig und unſchuldig gehalten, und bereits unter andern durch weitläuftige und gelehrte Gründe das Tanzen und die Schauſpiele nicht nur für ſchädlich, ſondern auch für verdammlich, zum wenigſten bey Chriſten und wiedergebornen Menſchen, erklä

kläret. Werden sie es mir denn wohl verargen, wenn ich einem so löblichen Beyspiel nachahme, und gleichfalls gegen eine Gewohnheit eyfere, die jene nicht nur für zuläßig, sondern auch für nützlich halten, und die Frage genau untersuche, welche von einigen Casuisten pflegt aufgeworfen zu werden, ob ein Christ, besonders ein solcher, der sich dem geistlichen Stande gewidmet, Sünde daran thue, wenn er täglich Toback raucht. Ich habe diese Sache sorgfältig überlegt, und inzwischen einige Pfeifen Toback ausgeraucht, als wobey man insgemein die besten Einfälle zu haben, und den Kopf mit allerhand Projecten anzufüllen pflegt; auch alles gründlich überdacht, was in dieser Sache von beyden Seiten angeführet werden kann. Endlich habe ich gefunden, daß diese Gewohnheit für schädlich und sündlich zu halten, und nehme mir die Freyheit, mit Erlaubniß der Tobacksfreunde, meinen Satz durch folgende Gründe zu behaupten. Man trifft zwar in alten christlichen Gesetzen, wie auch in den ältesten geistlichen Schriften, kein Verbot dagegen an. Weil aber der Gebrauch des Tobacks in der christlichen Kirche nicht bekannt war, so kann man daher keinen Beweis entlehnen, und man muß desfalls von diesem Kraute allein nach den Wirkungen und Früchten desselben urtheilen, von welchen allen ich gefunden, daß sie schädlich und verderblich sind. Ehe ich mich aber annoch in eine weitere Untersuchung einlasse, so will ich noch dieses vorher anmerken. Die Natur hat selbst

den Menschen einen Abscheu für dieses Kraut eingeprägt, indem dasselbe einen unnatürlichen und höchstwidrigen Geschmack hat, und bey denen, die des Tobackrauchens nicht gewohnt sind, ein Erbrechen wirket. Mann kann dieses an den Kindern bemerken, deren Geschmack durch eine böse Gewohnheit annoch nicht verdorben ist. Diese verabscheuen den Toback, und finden dahingegen an Tanzen und Spielen ein Vergnügen, welches gewisse Leute gegenwärtig verwerfen, und dadurch an den Tag legen, daß sie dasjenige verachten, was die große Lehrmeisterin, die Natur, als etwas nützliches anräth, und sich hingegen zu einer Sache gewöhnen, die von der Natur als etwas schädliches zu fliehen, gleichsam befohlen wird. Ich will dieses jedoch nicht weiter treiben, sondern gleich meine Gründe anführen, wodurch ich unwidersprechlich darzuthun gedenke, daß der Gebrauch dieses Krauts nicht allein unanständig, sondern auch schädlich ist. Die oben angeführten strengen Moralisten pflegen sich unter andern, um die Unanständigkeit des Tanzens darzuthun, folgenden Arguments zu bedienen: Man sollte nur die Ohren zustopfen, und alsdenn die Tanzenden betrachten, so würden sie einem als ein Haufen unsinniger Leute vorkommen. Man darf aber dieses Argument nur umkehren, um diese Leute mit ihren eignen Worten zu schlagen. Denn, wenn ein Einwohner des Monds oder eines andern Planeten auf die Erde kommen, und sehen sollte,

daß

daß die Menschen ganze Stunden, und bisweilen ganze Tage nichts anders thun, als daß sie den Rauch aus der Tobackspfeife einsaugen, und gleich wieder von sich blasen, so würde derselbe einen seltsamen Begriff von den Menschen fassen, und solche als thörichte und verrückte Creaturen ansehen, insonderheit, wenn derselbe zugleich hören sollte, daß viele von diesen rauchenden Creaturen Mangel an dem höchstnöthigen Unterhalt hätten, und sich diesen Rauch für ihren Nothschilling anschaften. Der Rauchtoback führet übrigens auch dieses mit sich, daß die Stuben dadurch verunreiniget, die weissen oder bezogenen Wände geschwärzt, und die Kleider mit einem starken und widrigen Geruch behaftet werden, den man nicht so leicht wieder herausbringen kann. Es ist auch nicht zu entschuldigen, sondern es ist sündlich, daß man das beste und fetteste Land dazu anwendet, um den Toback darauf zu pflanzen, worauf Korn gesäet, und das Land weit besser zum Unterhalt der Menschen angewandt werden könnte. Der Toback erweckt den Durst, und daher findet man, daß diejenigen, welche den Toback so sehr ergeben sind, auch gerne trinken. Die meisten thörichten Projecte werden durch den Tobacksdunst erzeugt, welcher das Gehirn in eine unordentliche Bewegung setzt. Am schädlichsten aber wird der Gebrauch dieses Krauts, durch daß vielfältige Unglück, welches daher entstehet. Denn, wenn man nach der Ursache einer entstan-

denen Feuersbrunst fragt, so hört man sehr öfters, daß dieses Unglück durch die Unvorsichtigkeit eines Tobacksschmauchers veranlasset worden. Ich könnte noch mehrere schädliche Wirkungen von dem Tobackrauchen anführen, es mag dieses aber genung seyn, um zu zeigen, daß diejenigen, welche den Toback so sehr lieben, keine Ursache haben, mit einem solchen Ungestüm wider einen jeden unschuldigen Zeitvertreib zu predigen. Ich bin ꝛc.

Der
vier und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Die Erinnerung, welche sie wegen der Flüche machen, die in unsern Schauspielen vorkommen, ist nicht übel gegründet, und ich habe selbst zu verschiedenen malen unsern Acteurs den Rath gegeben, sich derselben zu enthalten, da ich bemerkt, daß solche verschiedenen Leuten anstößig gewesen. Wenn man indessen die Sache genau überlegt, so sind die Flüche, die auf dem Schauplatze vorkommen, eigentlich keine Flüche, denn man flucht daselbst nicht im Ernste, sondern die Flüche geschehen allein von verstellten Personen, um zu zeigen, wie übel sie

denjenigen anstehen, die sich ihrer im Ernste bedienen. Dieses führen die Fremden zu ihrer Entschuldigung an, welche sich der Flüche weit mehr bedienen, als in unsern dänischen Schauspielen geschiehet; weil sie dafür halten, ein erdichteter Fluch sey kein Fluch, und könne daher ganz unschuldig gebraucht werden, um dieser oder jener Sache einen desto größern Nachdruck zu geben. Ich will mein Urtheil hierüber nicht eröfnen, sondern nur den Inhalt einer Unterredung anführen, die vor einigen Jahren zwischen einem Geistlichen hier in der Stadt, und einem von den alten Acteurs gehalten ward. Wie dieser Geistliche, der übrigens ein guter Patriot, und also auch kein Feind von unsern dänischen Schauspielen war, dem Acteur solche vielfältige Flüche zu Gemüthe führte, so fiel dem Acteur der Fluch ein, der dem Hieronymus in der Weyhnachtsstube in den Mund gelegt wird, da derselbe sagt, daß neulich ein Kalb mit einer Fontange auf dem Kopf gebohren worden, und wie seine Schwester dieses nicht glauben will, derselben antwortet: „Mich soll der Henker holen, wo es „nicht wahr ist, denn Pernille hat ja das Kalb „gesehen.“ Der Acteur leitete daraus den Schluß her: Dieser erdichtete Fluch dient zum Beweise, mit welcher Gewißheit abergläubische Leute die ungereimtesten Historien erzählen können. Der Geistliche lächelte hierbey, und sagt: „Ich kann nicht läugnen, wenn es erlaubt ist zu „fluchen, so ist die Verwünschung hier wohl ange-

„bracht.“ Indessen will ich überhaupt das Fluchen nicht entschuldigen, es mag im Ernste, oder im Scherze geschehen. Ich will bloß bey dieser Gelegenheit eines Irrthums erwehnen, den man bey den Eydschwüren nnd Verwünschungen antrifft, da man insgemein durch diejenigen, welche am wenigsten zu bedeuten haben, am meisten aufgebracht wird, und unter zweyen gleich wichtigen, bloß des Namens wegen, den einen für schwerer und härter hält, als den andern. Wünscht sich jemand bloß etwas Böses bey einer Betheurrung, so wird dieses fast gar für keinen Schwur gerechnet, bedient er sich aber hiebey des Wortes Unglück, so zittert und bebt man, ungeachtet die Sache einerley ist, und der Unterscheid bloß in dem Worte bestehet. Bey seiner Ehre zu schwören, hält man auch nicht für so hart, als wenn man das Wort Unglück gebrauchet. Da doch der Verlust der Ehre der größte Verlust ist, den man in der Welt leiden kann, wenn man aber einen Thaler verlieret, das ist ein Unglück, und ich nenne es ein Unglück, wenn meine Coffeebohnen nicht gut gebrannt sind. Bey GOtt zu schweren, ist der größte Eyd, den man thun kann, uud doch wird ein solcher Eyd viel geringer, als unzählige andere gehalten. Viele Menschen werden durch die gewöhnlichen Eyde nicht sonderlich gerührt, sondern wundern sich nur, wenn sie solche in eine neue und bisher nicht eben so bekannte Formul eingekleidet hören. Man erzählt

zählt von einem Prediger in Niedersachsen, daß er zu einem gesagt, der sich einiger bisher noch nicht so gar gebräuchlicher Eyde bediente: „Ey „flucht doch nicht so sehr, wollt ihr aber ja fluchen, „so bedient euch ordentlicher und gewöhnlicher „Flüche,„ oder wie die Redensart in der niedersächsischen Sprache lautet: „die Gang und „Gäbe sind.„ Uebrigens bleibt es gewiß: Ein Schwur mag so gering seyn, als er immer will, so ist er sündlich, oder doch zum wenigsten unanständig. Denn einer, der oft schweret, giebt dadurch zu erkennen, daß man ihm auf sein bloßes Wort nicht trauen müsse. Einige denken nichts bey einem Schwur, sondern fluchen bloß aus einer bösen Gewohnheit, so, daß sie, wie ein gewisser Skribent anmerket, nicht im Stande sind, zu sagen, daß sie gut gespeiset und getrunken, ohne den Teufel zu gleicher Zeit zum Zeugen zu rufen. Es ist eine Pflicht der Lehrer, der Jugend dieses bey Zeiten vorzustellen; aber viele fluchen leider selbst bey dem Unterricht, den sie der Jugend ertheilen, wie man von einem gewissen Prediger erzählet, der seine Zuhörer ermahnet, sich des Fluchens und Schwerens zu enthalten, zugleich aber einen großen Fluch that, daß sie im widrigen Fall ernstlich deswegen würden gestraft werden. Bey den Scheltworten bemerkt man eben denselben Irrthum, wie bey den Eydschwüren, und oft wird ein kleineres Scheltwort ärger aufgenommen, als ein großes. Wenn man z. E. ein Mägdchen eine Gans nennet, so lacht

sie darüber, wenn man sie aber mit dem Namen eines alten Gauls belegt, so ruft sie Zeugen, und läßt denjenigen, der sie also genannt, vor Gericht fordern, da ein Pferd doch edler und vornehmer ist, als eine Gans. Ein Hund wird für das angenehmste unter allen unvernünftigen Thieren, und ein Schwein für das geringste gehalten. Wenn aber ein Hirt auf seine Schweine erzürnt ist, so sagt er oft, wilt du gehen, du Hund. Dieses ist eben so, als wenn man im Zorn den Rathhausdiener, Bürgermeister, und einen Corporal, Capitain nennen wollte. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe einen Versuch gemacht, nach Anleitung der in meinem letzten Schreiben erwehnten Schrift von dem Nutzen und der Glückseligkeit, die aus einer Universalmonarchie entstehen würde, auf eben dieselbe Art eine noch seltsamere Meynung zu vertheidigen, um zu zeigen, daß kein Satz so thöricht ist, dem man nicht durch einige erborgte Gründe einigen Schein geben kann, und daß diejenigen, welche ihre Zeit und Mühe darauf anwenden, solche seltsame Sätze zu behaupten, von dem Publico schlech-

schlechten Dank verdienen. Mein Satz, den ich nach dem Beyspiel jenes Verfassers zu vertheidigen, mir dieses mal vorgenommen, besteht darinn: Ob es nicht für ganz Europa sehr heilsam und nützlich seyn dürfte, wenn die päbstliche Gewalt, so, wie solche vor mehrern Jahrhunderten war, nicht nur wieder erneuret, sondern auch solchergestalt vermehret würde, daß sie gar keine Gränzen hätte. Es erforderte zwar, nach dem Beyspiel jenes Verfassers, die Nothwendigkeit, zuvor einen Abriß von dem gegenwärtigen Zustande Europens zu geben, und den ewigen Krieg, der unter den Mächten in Europa herrschet, und die daraus entstehenden betrübten Folgen, mit lebhaften Farben abzuschildern, um sodann den Nutzen, der aus einer solchen geistlichen Hierarchie entstehen würde, desto deutlicher vorzustellen. Weil ich aber doch nur dasjenige würde wiederhohlen müssen, was der obenangeführte Verfasser in seiner Schrift von der Universalmonarchie sehr gelehrt vorgetragen, so will ich alles dieses übergehen, und bloß zeigen, wie durch die Erneuerung und Vermehrung der päbstlichen Gewalt alle solche Beschwerden könnten gehoben werden, woraus zugleich erhellen wird, daß alle diejenigen, welche es für eine Glückseligkeit halten, daß solche Macht an gewissen Orten eingeschränkt, an andern Orten aber gar aufgehoben worden, eben so wenig begreifen, worinn die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts bestehet, als diejenigen, welche wider die

Uni-

Universalmonarchie eifern, und darauf bedacht sind, ein Gleichgewicht unter den Potentaten in Europa zu erhalten. Wir wollen demnach setzen, daß die päbstliche Macht nicht nur zu ihrem vorigen Ansehen gelangte, sondern auch dergestalt vermehret würde, daß die Folgsamkeit der Regenten noch grösser würde, als sie jemals gewesen, und die päbstlichen Bannstrahlen nicht nur ihre vorige, sondern noch eine größere Kraft erhielten; wir wollen dieses auf eine Zeitlang setzen, um die Wirkung davon nunmehro desto genauer zu untersuchen und einzusehen. Meiner wenigen Einsicht nach würde der Nutzen, den man davon erwarten könnte, weit größer seyn, als den man von einer weltlichen Universalmonarchie erwarten könnte. So bald ein Potentat von einem andern beunruhiget, oder gar mit Krieg überzogen würde, so dürfte derselbe seine Klage nur bey dem allgemeinen geistlichen Richter anbringen, der sodann, wenn seine Ermahnung zum Frieden nicht sogleich Platz finden sollte, das Schwerdt Petri ergreifen, und den angreifenden Theil sogleich zwingen könnte, das Gewehr zu strecken, und den Streit durch einen ordentlichen Proceß ausmachen zu lassen. Wenn ein Regent mit seinen Unterthanen grausam verfahren wollte, so könnte er durch eben dasselbe Mittel gezwungen werden, ein gelindes Regiment zu führen, und wenn die Unterthanen einen Aufruhr erregen wollten, so hätten die Landesherren sich einer gleichen Zuflucht zu getrö-

sten,

ſten, und könnten ihre Unterthanen, ohne einen einzigen Mann dazu anzuwerben, oder zu unterhalten, wieder zum Gehorſam bringen. Man brauchte in dieſem Fall demnach nicht ſo viele Gränzfeſtungen gegen die Nachbarn, und nicht ſo viele feſte Schlöſſer im Lande gegen die Unterthanen anzulegen. Man dürfte auch nicht ſo viele ſtehende Truppen unterhalten, worauf große Koſten müſſen gewendet, und wodurch alle Schatzkammern ausgelecret werden. Kurz, alle Herrlichkeiten, welche der oft angezogene Verfaſſer ſeiner Univerſalmonarchie beylegt, ja noch weit mehrere, würde man einem ſolchen unumſchränkten päbſtlichen Regimente zu danken haben, die innerlichen Unruhen würden aufhören, und ein jeder Regent würde in dem Beſitz ſeines Landes bleiben, welches er ſonſt der Univerſalmonarchie aufopfern müſte. Wie ich aber nicht ermangelt, bey jenem Project, die damit verknüpften Unbequemlichkeiten anzuzeigen, ſo kann ich auch nicht umhin, ein gleiches bey meinem Project zu thun. Ich geſtehe, wenn alle Nachfolger des heiligen Petri, wie dieſer Apoſtel geſinnet wären, ſo würde ein ſolches geiſtliches Regiment von vortrefflichen Folgen ſeyn. Es haben aber die römiſchen Päbſte, als vermeintliche Nachfolger des heiligen Petri, dieſem groſſen Apoſtel in ſeinen erhabenen Tugenden ſo wenig nachgeahmt, daß ſie vielmehr ſolche Tragödien geſpielet, dergleichen man in den indianiſchen, perſiſchen und türkiſchen Chroniken nicht

ein-

einmal antrifft. Sie haben sich der durch Gewalt und Unrecht erworbenen Macht dazu bedienet, einen Potentaten gegen den andern aufzuhetzen, um im trüben zu fischen, sie alle unter die Füße zu treten, und ihre Länder auszusaugen. Und weil Ehr- und Geldgeitz bey ihnen gleich groß gewesen, so haben sie ihre Bannstrahlen vornämlich gegen solche Regenten blitzen lassen, welche sich den Ruhm der Klugheit erworben, und bemühet gewesen, der anwachsenden Macht der Päbste Gränzen zu setzen. Von diesem Verfahren der Päbste trifft man in der Kirchenhistorie unzählige Beyspiele an, und man sieht daraus, daß sie die meisten Kriege veranlasset, welche unter den christlichen Potentaten geführet worden, daß sie zu den größten Grausamkeiten Anlaß gegeben, welche die Regenten gegen ihre Unterthanen ausgeübt, und daß sie es gewesen, welche die Unterthanen gegen ihre angebohrne Landesherren aufgehetzt. Die beyden englischen Könige, Johannes und dessen Sohn Henrich der Dritte, können hievon ein unwidersprechliches Zeugniß ablegen. So lange der erste, nämlich Johannes, sein Land als ein König zu beherrschen suchte, so hetzten die Päbste seine Nachbaren gegen ihn auf, um ihn zu bekriegen, und stärkten seine Unterthanen in ihrem Trotz und Ungehorsam gegen den König. So bald derselbe aber die Pflicht eines Regenten aus den Augen setzte, und den Päbsten freye Macht ließ,

das

das Land nach ihrem eignen Gefallen auszusaugen, so thaten die Päbste die Feinde des Reichs und die Unterthanen, welche doch von ihnen selbst zuerst waren aufgehetzt worden, in den Bann, und nahmen den König in Schutz. Sein Sohn, Henrich der Dritte, einer der schädlichsten Könige, die jemals den englischen Thron bestiegen, hatte aus dem Exempel seines Vaters gemerkt, daß er alle Missethaten, die er nur wollte, frey ausüben könnte, wenn er sich nur gegen den Pabst gefällig erwiese. Er hielt desfalls stets gute Freundschaft mit den römischen Päbsten, beraubte und plünderte seine eigenen Unterthanen, theilte die Beute mit dem römischen Stuhl, und hatte daher das Glück, ruhig und zufrieden, nach einem langwierigen Regimente von 56 Jahren, auf seinem Bette zu sterben. Wenn man zu diesen Exempeln noch einige hundert andere hinzu thut, die man in den Geschichten aller Königreiche antrifft, so kann man mit leichter Mühe daraus abnehmen, von welchen Folgen eine solche allgemeine Hierarchie seyn würde, und daß man eben so wenig Ursache habe, dieselbe zu wünschen, als die von dem Verfasser so sehr angepriesene Universalmonarchie. Ich bin ꝛc.

Der
sechs und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe die Ehre, ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch zu dem unlängst mit einer guten Ladung wieder zurückgekommenen chinesischen Schiffe abzustatten, und zwar um so vielmehr, weil sie selbst daran Theil haben. In der abgewichenen Woche redete ich mit einem von den Schiffsleuten, derselbe erzählte mir das merkwürdigste, was er auf dieser Reise erfahren, und beschrieb mir unter andern eine Wassersäule, die er unter der Linie gesehen. Ich merkte daraus, daß er eben dieselben Gedanken hegte, wie alle Seeleute, und die meisten Naturkündiger, welche glauben, daß diese Wassersäulen von der Sonne verursachet werden, die eine solche Menge Wassers an gewissen Stellen des Meers an sich ziehet. Ich kann indessen doch dieser Meynung nicht beypflichten, indem es nicht wohl zu begreifen ist, wie die Sonne allein an einem Orte und auf eine so kurze Zeit so stark wirken sollte, da ihre Hitze doch jederzeit zu einer gewissen Zeit gleich stark wirket. Ich halte vielmehr dafür, daß hievon eine unterirdische Entzündung die Ursache ist, so wie die feuerspeyenden Berge,

ge, Aetna, Vesuvius und Hecla Feuer, Rauch und Steine aus und in die Höhe werfen, wenn die unterirdische Schwefel- und Salpetermaterie entzündet wird. Und man darf sich nicht mehr darüber wundern, daß eine solche Entzündung unten am Grunde der See geschehen kann, als daß dieses unter einem Schnee- und Eisberg, wie Hecla, möglich ist. Ein berühmter französischer Chymist, Herr Lemery, hat dieses durch Kunst zuwege zu bringen gesuchet. Er grub, nämlich im Sommer, einen Fuß tief in die Erde verschiedene eiserne Pfannen, mit zu Staub gestoßenem Schwefel, den er vorher mit Wasser naß gemacht, und in einen Teig zusammen gerühret hatte. Wie dieses 8 bis 9 Stunden in der Erde gelegen, so hob sich das Erdreich auf, und es stieg nicht nur ein schwefelhafter Dampf heraus, sondern es schossen auch zuletzt Feuerstrahlen heraus. Wenn es demnach möglich wäre, daß man diese Probe auch unter dem Grunde des Meers hätte machen können, so würde man eben dieselbe Wirkung bemerkt und gesehen haben, daß das Wasser sich in Säulen aufgethürmet, dergleichen von den Seeleuten auf langen Reisen beobachtet werden. Ich unterwerfe indessen diese Meynung ihrem Urtheil, und bin ꝛc.

Der
sieben und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie haben, wie ich aus ihrem letztern Schreiben ersehen, in meiner Kirchenhistorie bemerket, daß ich eines gewissen Volks in Asien, wiewohl nur mit wenigen Worten, erwehnet, welches den Namen Assassiner, oder Assassianer führet, und verlangen von mir zu wissen, ob sich niemand die Mühe gegeben, die Historie dieses wunderbaren Volks zu beschreiben. Verschiedene Skribenten, als Wilhelmus Syrius, Joinville, der Abt Choisie in der Historie Ludwig des Heiligen, und andre erwehnen zwar dieses Volks, aber auf verschiedene Art, und nicht so umständlich, als es die Historie dieser wunderbaren Leute erfordert, und daher kann man auch nicht mit Gewißheit sagen, zu welcher Zeit, und bey welcher Gelegenheit dieser Bund und diese Gesellschaft aufgerichtet worden. Meiner Muthmaßung nach, haben die Mahomethaner von den Ritterorden, welche die Christen in dem heiligen Lande aufgerichtet, Anlaß genommen, gleichermaßen einen mahomethanischen Orden aufzurichten. Die Skribenten mahlen diesen Orden mit heslichen Farben ab, und zwar mit Recht. Man muß aber auch zugleich gestehen,

hen, daß man die Historie verschiedener christlichen Orden, und insonderheit der Tempelherren, mit eben so weniger Erbauung lesen kann. Es mußte zwar heissen, daß die christlichen Orden einzig und allein zur Vertheidigung der Religion gestiftet würden. Man findet aber, daß sie sich damit nicht begnügen lassen. Denn bey den meisten Kriegen, welche sie geführet, waren sie der angreifende Theil, wobey das Christenthum nicht sonderlich zu spüren ist. Denn niemand kann solche Gesellschaften und Vereinigungen billigen, die ein Handwerk daraus machen, Krieg zu führen, und zwar mit einer gewissen Nation allein, aus keiner andern Ursache, als weil sie sich zu einer andern Religion bekennet. Wie aber die Christen ihre Stiftungen mit dem Namen der Religion beschönigten, so folgten die Assassiner in diesem Stücke ihrem Exempel, und thaten ein gleiches. Denn der Ort, wo sie sich niederliessen, ward von ihnen das Paradies genannt. Hieselbst lebten sie in aller nur ersinnlichen Wohllust und Freude, und gaben für, daß nach dem Tode eben so große Herrlichkeiten und Vorzüge, ja noch größere denen zu theil werden würden, die sich ohne Scheu allen Gefahren unterwürfen, und die verzweiflungsvollen Befehle ihres Haupts und Anführers, ohne das geringste Bedenken, vollzögen. Dieser ihr Anführer, oder König, wird insgemein der alte Bergkönig genannt, woraus man schließt, daß er seinen Sitz auf einem Berg, oder

hohem Schlosse, gehabt, welches zwischen Antiochien und Damaskus soll belegen gewesen seyn. Andere sagen, daß die Assassiner zehn bis zwölf Städte, nahe an den Berg Tyrus, in Phönicien, besessen. Sie beobachteten die Befehle ihrer Anführer wie göttliche Befehle, und achteten ihr Leben bey solchen ihnen aufgetragenen Verrichtungen für nichts. Daher unterstund sich so wenig ein christlicher als ein mahomethanischer Potentat, den Bergkönig anzugreifen. Denn sobald einer nur Mine machte, ihm Wehe zu thun, so schickte er einige von seinen Leuten aus, welche mit eben so vieler Fertigkeit als Kühnheit demjenigen, der ihn angreifen wollte, das Leben nahmen. Wie der Sultan Gelaleddulet, einem von diesen Bergkönigen, Namens Hacen, drohete, ihn mit Krieg zu überziehen, so befohl dieser Hacen einem von seinen Unterthanen, in Gegenwart des Gesandten, daß er sich von einem hohen Thurm herabstürzen, und also selbst das Leben nehmen sollte. Wie dieses von dem Unterthan, ohne den geringsten Verzug, vollzogen ward, so sagte der Bergkönig zu dem Gesandten: „Sagt eurem Herrn, daß ich noch solche 70000 „Männer habe, die auf den ersten Wink bereit „sind, ein gleiches zu thun.„ Verschiedene Fürsten wurden von ihnen, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit umgebracht, daß man sich nicht dafür hüten konnte, und dieses setzte alle Potentaten in eine solche Furcht, daß sie die Freundschaft dieser Bergkönige durch Geschen-

ke

ke und Verehrungen zu gewinnen suchten. Wie solches auch der König in Frankeeich, Ludwig der Heilige, zu thun sich gemüssiget sahe, da er in Syrien war. Die Tempelherren waren dem Bergkönig einzig und allein fürchterlich, indem er keinen Nutzen davon hatte, wenn er gleich einen Ordensmeister umbringen ließ, indem der Orden unverzüglich wieder einen andern an dessen Stelle erwählte. Aus dieser Ursache bezahlten die Assassiner den Tempelherren einen jährlichen Tribut, und erboten sich, die christliche Religion anzunehmen, wenn sie ihnen diesen Tribut erlassen wollten. Wie aber die Tempelherren sich wegerten, dieses zu thun, so veranlaßten sie dadurch ihr eignes nachmaliges Unglück, und den Untergang des Reichs zu Jerusalem, wie **Wilhelmus Tyrius** bezeuget. Endlich überwand ein tartarischer König im Jhr 1275 die Assassiner in einer großen Feldschlacht, nahm ihre Städte mit stürmender Hand ein, und tödtete den damals regierenden Bergkönig; mit welcher Schlacht, allem Vermuthen nach, diese wunderbare Societät aufgehöret. Der Bergkönig wird in den Schriften insgemein der Alte auf dem Berge genannt, welches mit dem Titel übereinkommt, der ihm in der arabischen Sprache gegeben wird. Dieses ist es alles, was ich ihnen von dieser Societät melden kann. Wenn sie aber noch etwas ausführlichers davon zu wissen verlangen, so müssen sie die obangeführten Schriftsteller nachschlagen, und damit den arabischen Schri-

benten, Elmacin, zusammenhalten. Was den Namen der Assassiner betrifft, so glauben einige, daß Assassini und Arsacides einerley ist. Andere aber meynen, daß sie diesen Namen von den Dolchen erhalten, womit sie die Leute umgebracht. Das nun gebräuchliche französische Wort Assassin, wodurch man einen Mörder anzeigt, hat daher seinen Ursprung. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der
acht und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich über das Glück, welches unserm Freunde, dem Herrn N. N., vor kurzer Zeit durch seine Verbindung mit der Jungfer N. N. begegnet ist, ich aber wundere mich, daß er durch seine Heyrath nicht ein noch größeres Glück erlangt hat. Denn wer von der Natur die Gabe empfangen, daß er alles mit gleichgültigen Augen ansiehet, und wem es einerley ist, ob er eine Medusa, oder eine Helena, eine Xantippe, oder Octavia, eine Lucretia, oder eine Messaline zur Frau bekommt, dem kann es niemals fehlen, daß er es nicht sehr weit bringen, und aus einem armen Manne ein Crösus werden sollte. Die Sache besteht darinn, man findet allezeit einige böse, übelberüchtigte und gar stige,

ge, aber auch zugleich reiche Weiber, die doch alle gerne einen Mann haben wollen. Weil aber die meiſten Freyer lieber einſam und friedlich leben, als ſich mit einem ſolchen unerträglichen Ehegatten verbinden wollen, die letzten aber nicht ſo zärtlich ſind, ſondern alle dergleichen Betrachtungen an die Seite ſetzen, ſo finden dieſe den Weg zu ihrem Glücke gebahnt, und können durch einen einzigen Beſuch mehr erwerben, als andre durch Arbeit, Vorzüge und langwierige Dienſte in ihrem ganzen Leben nicht zu thun vermögend ſind. Vielleicht dürfte man ſagen, daß einer, dem eine ſolche Frau zu Theil wird, ſolche theuer genug kaufe, und in dieſer Abſicht mehr beklagt als beneidet zu werden verdiene. Meiner Meynung nach aber trifft er einen guten Kauf, weil er von Natur alſo geartet iſt, daß ihm dasjenige keinen Ekel und Widerwillen erwecket, was mir und andern unerträglich ſeyn würde. Wenn er mit dem Socrates darüber lachen kann, wenn ſeine Xantippe ihn im Zorn ein Gefäß mit Waſſer über den Kopf ſchüttet, ſo iſt er nicht mehr zu beklagen, als wenn andre vom Regen auf der Gaſſe überfallen werden. Wenn er die Hörner nicht fühlet, die andre an ſeiner Stirn erblicken, ſondern ſeinen Huth nichts deſto weniger eben ſo frey, wie ein anderer, trägt, ſo ſind es keine Hörner für ihn; und wenn er es leiden kann, täglich ein heßlich Geſicht zu ſehen, ſo iſt es in ſeinen Augen nicht heßlich. Glauben ſie mir, wehrteſter Freund, die zärtlichen Gemüther ſind die al-

lerunglückseligsten, diejenigen aber, denen alles einerley ist, und welche das, was andre verabscheuen, für ein Werk der Einbildung halten, sind Lieblinge der Natur. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der neun und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Vor einiger Zeit nannte ein Prediger auf der Kanzel den Kayser Julianus einen Bluthund. Mir kam dieser Ausdruck um so viel anstößiger für, da kein Regent diesen Namen weniger, als der Kayser Julianus verdienet. Wenn der Prediger ihn einen Tyrannen genannt hätte, so wäre es doch noch einigermaßen erträglicher gewesen, indem unter dem Worte Tyranney eine jede Art der Regierung, wodurch der Unterthan gedruckt wird, kann verstanden werden, es mag nun solche in gewaltsamen und blutigen Executionen bestehen, oder es mögen den Unterthanen schwere Lasten aufgebürdet, oder ihnen sonst entweder offenbar oder heimlich allerhand Gewaltthätigkeiten zugefügt werden. Es kann seyn, daß der Prediger sich des Worts Tyrann nicht bedienen wollen, weil es ein fremdes Wort ist, und sich daher aus Noth des Worts Bluthund bedienen müssen, weil wir

in

in unsrer (nämlich der dänischen) Sprache keinen andern Namen haben, womit wir einen Tyrannen belegen können. Wenn dieses sich also verhält, so siehet man, wie übelgegründet das Verfahren derjenigen ist, die seit einiger Zeit mit so vielem Eifer arbeiten, die dänische Sprache von allen fremden Wörtern zu reinigen. Ich will indessen hiervon weiter nichts erwehnen, theils, weil durch solche Erinneerungen nichts ausgerichtet wird, theils, weil unsre heutigen Sprachverbesserer von dieser ihrer Arbeit sehr große Gedanken hegen, und es sich als ein besonderes Verdienst anrechnen, theils auch, weil ich bemerkt, daß meine desfalls ehedem gemachten Erinnerungen an einigen Orten nicht wohl aufgenommen worden. Ein jeder mag demnach gerne in dieser seiner Bemühung, die Sprache zu bessern, und von fremden Wörtern zu reinigen, fortfahren, ich werde diese Grübler künftig nicht weiter darinn stören. Ich, meines Theils, bleibe bey meiner alten Schreibart, und bediene mich bekannter und verständlicher Wörter, so oft ich keine bequemere Ausdrücke finden kann, um solche an die Stelle der andern zu setzen, und so oft ich merke, daß ich mich sonst nicht so nachdrücklich und verständlich ausdrucken kann. Ich bin ꝛc.

* * *

Der neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits in einem von meinen vorigen Briefen angemerkt, daß man bey der Beurtheilung historischer Schriften ein gelinderes Urtheil über solche Skribenten fällen müsse, welche zierliche, wohl zusammenhängende und pragmatische Historiēn liefern, als über solche, welche nichts als trockene Jahrregister zusammentragen. Ich habe auch in diesem Briefe die Ursachen angeführt, worauf ich diese meine Erinnerung gründe. Eben dieselbe Regel muß auch von denjenigen in Acht genommen werden, welche die Fehler andrer Skribenten tadeln, so, daß wenn man diesem Schriftsteller einen begangenen Fehler verzeihet, solchen billig einen andern zur Last leget. Wie es demnach eine ausgemachte Wahrheit ist, daß wenn gleich zweene einerley begehen, die Sache an sich selbst dennoch nicht für einerley zu halten, so hat dieses auch bey den Schriften und andern gelehrten Werken Statt, und wenn daher zweene Skribenten einerley Irrthum begehen, so wird derselbe dennoch beyden nicht in gleicher Maaße angerechnet. Dieser Unterscheid, den man hierinn

inn insgemein macht, gründet sich sowohl auf die Person des Schriftstellers, als auch auf die Schrift an sich selbst. Wenn ein Gottesgelehrter, der von dem Publico zu einem solchen Amte bestellt ist, in seinen Reden und Schriften gegen die Orthodoxie sich verstößt, so wird ihm solches weniger zu gute gehalten, als einem andern, der nicht die Liberey der Kirche trägt. Denn der Irrthum des ersten ist öffentlich, und erweckt Aergerniß und Anstoß, der Irrthum des andern aber ist nicht öffentlich, und nicht so anstößig, und ungeachtet der Irrthum von beyden gleich groß ist, so wird er doch beyden nicht in gleicher Maaße zur Last gelegt. Wenn ein Erzbischof zu Paris, oder ein Doctor der Sarbonne den allgemeinen Weg so oft verlassen hätten, als ein Montagne, ein Charron, und andre, so würden dieselben nimmermehr, ruhig in ihren Aemtern geblieben seyn. Denn diese hatten sich durch besondere Verpflichtungen verbunden, nicht einen Fuß breit von der herrschenden Lehre abzuweichen, die letzten aber legeten bloß ihre Meynung von dieser oder jener Sache, und wie sie solche begriffen, an den Tag, und übergaben ihre Gedanken der Prüfung andrer gelehrten Männer. Die ersten stellten Lehrer, die andern aber nur solche Leute vor, die eine Wahrheit untersuchen, und solche immer tiefer zu erforschen sich bemühen. Was also bey jenen eine Catechisation und ein Unterricht ist, den sie andern aufdringen wollen, das ist bey diesen ein

Pro-

Problema, welches sie zur weitern Untersuchung aufwerfen. In Absicht auf die Schrift, beobachtet man ein gleiches. Wie man überhaupt von den Fehlern eines Mannes, der sonst Tugend und Verdienste besitzet, nicht so scharf urtheilet, sondern solche vielmehr übersiehet, so bemerkt man auch die Irrthümer in einer Schrift nicht so genau, die sonst herrliche Dinge enthält, und dem Vaterlande zur Zierde gereichet. Aus diesem Grunde wird von zweyen Büchern, in denen gleiche Irrthümer enthalten sind, das eine verbothen, und das andre wieder von neuem aufgelegt. Ein Malebranſche, ein Clericus, ein Grotius, und andre, haben es lediglich der Vortreflichkeit ihrer Schriften zu danken, daß sie Schutz gegen ihre Feinde gefunden, und der ausbündig schöne Inhalt ihrer Bücher macht es, daß sie noch in allen Händen sind. Wie hätte Bayle fortkommen wollen, wenn die vielen herrlichen Stellen, die in seinen Schriften angetroffen werden, und die Critik der Gelehrten unsrer Zeiten geschärft, nicht gleichsam eine Decke über seine andern Irrthümer ausgebreitet hätten. Wenn ein gemeiner Autor nur in den zehnten Theil der Irrthümer verfallen wäre, die man bey dem Bayle wahrnimmt, so würde er gewiß keine Stelle auf allen Büchersälen erhalten haben, welche Ehre dem critischen Dictionair des Weltweisen zu Rotterdam wiederfahren. Mir ist kein Schriftsteller bekannt, den ein Advocat mit wenigerm Erfolg vor einem orthodoxen Gericht

richt vertheidigen würde, als den Verfasser der persianischen Briefe. Indessen ist diese Schrift, wie sehr dieselbe auch mit kühnen und seltsamen Gedanken angefüllet ist, bisher unangefochten gelassen worden. Man stellt sich, als ob man bey einem solchen Verfasser dasjenige nicht würklich siehet, was man doch siehet. Wenn ein gemeiner Schriftsteller zu eben derselben Zeit mit einer eben so gefährlichen Geburt ans Licht tritt, so ruft man: Kreuzige diesen, und lasse den andern los. Denn, wenn gleich in den persianischen Briefen verschiedenes angetroffen wird, woran man sich stoßen könnte, so kommt doch auch dagegen vieles darinn vor, welches man bewundern muß. Ich gestehe aufrichtig, ich habe keine Schrift gelesen, worin ein grösserer Geist herrschet. Bey den gemeinen Schriften aber trifft dasjenige ein, was der Poet sagt, das man ihnen nichts verzeihet oder nachsiehet:

Nec Di nec homines nec concessere columnæ.

Ich bin ꝛc.

Der
ein und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie glauben, bey neulicher Durchlesung meiner moralischen Gedanken bemerkt zu haben,

ben, daß ich mir in einer Materie recht merklich widersprochen: indem ich an einem Orte, um diejenigen zu widerlegen, die aus der Betrachtung des natürlichen sowol, als des sittlichen Uebels den verhaßten Schluß machen, daß sie Gottes Vorsehung läugnen, mich bemühet, eine gewisse Art der Nothwendigkeit des Uebels darzuthun, insonderheit, weil dadurch die ganze Schöpfung erhalten würde; an andern Orten aber, wenn ich die Lehre des Leibnitzes und Wolfs von der besten Welt angegriffen, dem Schein nach die Nothwendigkeit des Uebels verworfen, weil solches einem guten und allmächtigen Schöpfer unanständig sey. Wenn dieselben aber nur erwegen, daß ich an einem Orte von der Welt rede, wie sie gegenwärtig ist, an einem andern Orte aber wie sie vor der Schöpfung gewesen, so wird aller anscheinende Widerspruch von selbst wegfallen. Wenn ich die Welt betrachte, wie sie gegenwärtig ist, so behaupte ich, daß das Uebel nothwendig ist, und pflichte in den meisten Stücken demjenigen bey, was Chrysippus davon angeführt, um diejenigen zu widerlegen, welche die göttliche Vorsehung und Regierung läugnen. Die Worte des Chrysippus sind folgende: „Alles Böses dienet dazu, das Gute zu „erkennen. Wie könnte man von der Gerechtig„keit urtheilen, wenn keine Gewalt und Unrecht „vorhanden wäre. Wie könnte man die Weis„heit schätzen, wenn man von keiner Thorheit „wüßte. Wie könnte man der Wahrheit den

Preis

„Preis bestimmen, wenn man nicht die Lügen da-
„gegen hielte? Nimt man das eine von der Welt
„hinweg, so muß man auch das andere wegneh-
„men.“ Auf eben dieselbe Art redet er von dem natürlichen Uebel, welchen Satz unsre heutigen Skribenten weitläuftiger ausgeführt, und von dessen Nothwendigkeit ich selbst sowohl in meinẽ moralischen Gedanken, als in meinen lateinischen Briefen gehandelt habe. Ein anders aber ist es, wenn ich von der ersten Erschaffung der Welt rede, und gegen diejenigen streite, welche dafür halten, daß auch damals das Böse zur Erhaltung der Welt würde nothwendig gewesen seyn. Ich halte dafür, daß die neuerschaffene gute und vollkommene Welt die Nothwendigkeit nicht erfordert, welche bey der durch den Sündenfall verfallenen und verdorbenen Welt unumgänglich nöthig gewesen, und daß sich das Gute sehr wohl ohne die Vermengung mit dem Bösen fassen und begreifen lasse. Man kann die Heyden entschuldigen, daß dieselben andre Gedanken hievon gehegt, weil es ihnen an einer größern Erleuchtung gefehlet, und sie das geoffenbarte Wort GOttes nich gehabt. Doch findet man, daß verschiedene von ihnen von dem heiligen und unschuldigen Zustand der ersten Welt geredet. **Plato** preiset die Herrlichkeit und Glückseligkeit der Menschen zu der Zeit, wie solche GOtt gleich waren. Bey dem **Photinus** findet man eine merkwürdige Stelle folgenden Inhalts: „Wie
„kann es doch möglich seyn, daß die Menschen,

de-

„deren Seele aus göttlichen Theilen bestehet, so „sehr GOtt und sich seibst vergessen können?“ Er antwortet gleich darauf, und sagt, „daß der „Stolz u. die Verwegenheit den ersten Grund zu „ihrem Unglück und Verderben geleget, und sie „angetrieben, sich ihrem Schöpfer zu wider„setzen.“ Proclus schreibt von der Seele folgendergestalt: „Wenn die Seele in ihrer ersten „Unschuld geblieben wäre, so wären die Men„schen der Sünde nicht unterworfen worden.“ Man findet selbst bey den Poeten gewisse Zeugnisse von dem Stande der Unschuld der ersten Menschen, ungeachtet dieselben in Fabeln eingehüllet sind. Die Fabel von der Büchse der Pandora gehöret unstreitig hieher, woraus allerhand Unglück, Schwachheiten und selbst der Tod auf die Erde ausgeschüttet worden. Man kann auch dahin rechnen, was von dem Prometheus erzählt wird, der Feuer aus dem Himmel gestohlen.

Audax Japeti genus
Ignem fraude mala gentibus intulit
Post ignem aetherea domo
Subductum macies, et nova febrium
Terris incubuit cohors.

Es erhellet hieraus, daß verschiedene Heyden selbst unter dem vormaligen u. unter dem gegenwärtigen Zustande der Welt einen Unterscheid gemacht, und geglaubt, das das Böse, was wir nun wahrnehmen, aus dem Fall der Menschen herrühre, und eine Strafe der Sünden sey, worinn

inn sie mit dem Zeugnisse der Schrift übereinstimmen, da es heißt, daß alles im Anfange sehr gut gewesen. Es höret demnach der vermeyntliche mir Schuld gegebene Widerspruch auf, da ich an dem einen Orte von der Nothwendigkeit des Uebels rede, an dem andern aber diejenigen widerlege, welche behaupten daß das Böse auch im Stande der Unschuld, falls solcher länger gedauert, unumgänglich nöthig würde gewesen seyn. Ich entscheide indessen in dieser Sache nichts, und lasse mich auch mit niemanden darüber in einen Streit ein. Ich behaupte bloß, daß eine solche Erklärung die sicherste sey. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie den Entschluß gefaßt, eine Universalgeographie in dänischer Sprache zu schreiben. Ich wünsche ihnen zu diesem Vorhaben Glück, und habe dabey sonst nichts zu erinnern, als daß sie sich nicht nach demjenigen richten müssen, was andre Geographi ehedem von den Eigenschaften der europäischen Völker gemeldet, indem die meisten Nationen in einer Zeit von zwanzig bis

dreyßig Jahren sich dergestalt verändert, daß sie sich selbst nicht weiter ähnlich sind. Die Spanier, deren übertriebene Ernsthaftigkeit, deren Eingezogenheit und seltsames Wesen jedermann ehedem zum Gelächter diente, werden gegenwärtig ihrer Wohllust und ihres flatterhaften Wesens halber getadelt, insonderheit bemerket man dieses an den Einwohnern in Madrit, deren Beyspiel die andern Provinzen und Städte in Spanien auch bald folgen dürften. Die Franzosen, in deren Schriften und Schauspielen ehedem öfters ein gar zu freyer Scherz herrschte, und die Charactere übertrieben waren, machen sich gegenwärtig durch eine gewisse seltsame Sittsamkeit und Ehrbarkeit lächerlich, und verfallen dadurch in den Fehler, den man vormals an ihren Nachbarn tadelte. Die Russen, bey denen auch noch eine ziemliche Zeit in diesem Jahrhundert die gröbste Unwissenheit in allen Stücken anzutreffen war, sind nun gelehrt und gesittet, und Petersburg ist gegenwärtig eine von den europäischen Städten, wo die Musen scheinen ihre Wohnung aufgeschlagen zu haben. Die Rußische Kriegsmacht ist heutiges Tages auf einen ganz andern Fuß eingerichtet, und gegenwärtig eben so fürchterlich, als sie ehedem verächtlich war. In den großen Städten in Holland, wo man vormals die größten und ansehnlichsten Männer zu Fuß durch die Gassen, und ohne Begleitung gehen sahe, kann man gegenwärtig vor der Menge der Pferde und Caros-

sen

sen nicht aus der Stelle kommen. Schweden, worinn bey dem Anfange dieses Jahrhunderts ein jeder ein Soldat war, woselbst die freyen Künste und Wissenschaften fast gänzlich aus der Acht gelassen wurden, ist gegenwärtig mit Gelehrten angefüllet, und die Großen des Landes, die sich ehedem auf nichts anders, als auf das Kriegswesen legten, suchen sich gegenwärtig auch durch andre, und zum theil auch gelehrte Geschäfte hervorzuthun, und sind nicht nur Mitglieder gelehrten, Gesellschaften, sondern nehmen auch an der Handlung Theil. Die Dänen und Norweger, welchen man vormals eine Nachläßigkeit im Bücherschreiben schuld gab, stellen nun so viele Schriften ans Licht, daß man sie gegenwärtig vielmehr davon zurück halten, als noch ferner dazu aufmuntern muß. Denn man kann mit Wahrheit sagen, daß in Dännemark zu unsern Zeiten fast eben so viele Schriftsteller als Menschen vorhanden sind, und der Paroxysmus, Bücher zu schreiben, äussert sich bey allen Einwohnern dergestalt, daß sogar Handwerksleute und die Bauren in Norwegen Schriftsteller werden, von welchen letztern mir verschiedene Bücher zur Censur übergeben worden Viele Engländer, die unter der stuartschen Regierung jährlich einige Zauberer u. Hexen verbrannten, glauben itzo weder Himmel noch Hölle, vielweniger denn solche vorgegebene Zaubereyen An vielen Orten, wo man es in alten Zeiten für ein Wunder hielte, einen Menschen,

der sich berauscht hatte, zu sehen, findet man nun besoffene Matronen. Meine Wirthin in Paris gieng niemals des Abends nüchtern zu Bette, und andre von meinen Landsleuten bezeugten ein gleiches von ihren Wirthinnen. Es scheint, daß die Türken, welche man sonst niemals für Pietisten gehalten, gegenwärtig diesen Namen verdienen. Denn der Sultan so wohl als der Großvezier haben vor einigen Jahren angefangen, zu catechisiren, und die im Krieg verwickelten christlichen Potentaten nicht nur zur Einigkeit und zum Frieden untereinander ermahnet, sondern denenselben auch vorgestellet, wie wenig die Kriege, welche sie gegen einander führten, mit der Lehre des Evangelii übereinstimmten. Ich wundre mich daher nicht mehr, wenn ich ganze Nationen in einer kurzen Zeit verändert sehe, und halte dafür, daß es, wenn die Welt annoch lange stehet, nicht unmöglich sey, daß auch in Africa hohe Schulen aufgerichtet wrrden, und die Musen ihren Wohnplatz annoch zu Marocco aufschlagen. Ich führe dieses alles nicht zu dem Ende an, um die Nationen und Völker deswegen zu tadeln, sondern nur, um ihnen, mein Herr, die Erinnerung zu geben, daß sie in dem Capitul ihrer Universalgeographie, welches von den Eigenschaften und Neigungen der europäischen Völker handeln wird, sich nicht derjenigen Schriften bedienen mögen, die vor dreyßig Jahren ans Licht getreten, indem in dieser Zeit in den meisten Reichen

ei-

eine so große Veränderung vorgegangen. Ich bin ꝛc.

Der drey und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Man hat bey den Schauspielen angemerket, daß ein mäßiger Acteur sich bisweilen ungemein hervor gethan, weñ ihm eben zu derselben Zeit ein Zufall begegnet, der mit der Rolle eine Aehnlichkeit gehabt, die ihm zu spielen aufgetragen worden. Gellius führt, um dieses zu beweisen, einen griechischen Comödianten, Namens Polus, zum Exempel an, dem eben ein Sohn, gestorben war, den er um so viel mehr bedaurte, je zärtlicher er denselben geliebt hatte. Wie er am betrübtesten war, so muste er ein Trauerspiel des Sophocles, Electra genannt, vorstellen. In dieser Tragödie wird Eleetra vorgestellt, wie sie den Tod ihres Bruders, des Orestes, beweinet, und ein Gefäß trägt, worinn dessen Asche und Gebeine gelegt worden. Und weil Polus, der annoch in der größten Bekümmerniß über den Tod seines Sohnes war, die Person der Electra vorstellte, so spielte er seine Rolle so vortreflich, daß

man nicht anders glaubte, als die bekümmerte Electra selbst auf dem Schauplatz zusehen, und die Zuschauer wurden durch diese Thränen und Seufzer so sehr bewegt, als wenn Electra selbst gegenwärtig gewesen wäre. Ein besserer Acteur hätte diese Rolle vielleicht nicht so gut vorgestellt. Er hätte eine Leidenschaft annehmen müssen, die ihm nicht natürlich war, da Polus im Gegentheil mit der Electra einerley Affect hatte. Denn wie ein Heuchler von einem rechtschaffenen Mann durch geübte Kenner mit leichter Mühe zu unterscheiden ist, so kann man auch leicht erkennen, ob eine Leidenschaft wirklich vorhanden, oder nur zum Schein angenommen worden. Die letztere Art findet man bey einem Comödianten, und daher führt ein solcher in der griechischen Sprache auch den Namen eines Heuchlers. Mir fällt hiebey ein, was von dem Moliere erzählt wird, daß derselbe den verstellten Kranken nie besser vorgestellt, als das allerletzte mal, da er selbst krank war, und nicht lange nachher mit Tode abgieng. Ich bin ꝛc.

Der vier u. neunzigste Brief

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben sehe, so hat eine gewisse Person, welche sie nicht nennen wollen, unlängst von mir und dem

dem Vermögen, welches ich mit Mühe erworben nicht gar zu vortheilhaft geredet, indem dieselbe sich unter andern folgendergestalt vernehmen lassen: „Wozu nützen dem Manne seine Güter, „da er sich derselben nicht bedienet?“ Könnte man aber dieser Person wohl nicht auch diese Frage vorlegen: „Wozu dient diesem Menschen sein „Vermögen, da er dasselbe mißbrauchet?“ Wie diejenigen Menschen, die ihr Vermögen nur allein zur Wohllust und zum Ueberfluß anwenden, es billig mit Verdruß ansehen sollten, wenn ihre Einkünfte sich vermehren, so müßen sich diejenigen billig freuen, die ihre Güter zum Besten des Publici, und zu allerhand nützlichen Stiftungen wieder anwenden, wenn sie ihr Vermögen anwachsen sehen. Einige Menschen leben, um zu essen, und lieben niemand anders, als sich selbst. Ich erkühne mich nicht, meine Verdienste anzuführen. Die ganze Zeit, die ich in einem unveränderten Zustande zugebracht, zeiget zur Gnüge: daß ich mit meinem Vermögen niemals groß gethan, und darinn dem Exempel meiner meisten Mitbürger nicht nachgeahmet, die jederzeit gleichsam mit der Rechnung in der Hand herum gehen, und so bald sie für eine Wohlthat Dank abgestattet, schon wiederum eine neue begehren. Was sie Credit oder erzeigte Dienste nennen, das nenne ich Debet, oder die Pflicht eines Bürgers gegen sein Vaterland. Die Mittel, welche ihnen ihre Stellen und Aemter zuwege bringen, werden von ihnen dazu an-

gewandt, um solche auf eine wohllüstige Art wieder zu verzehren. Die Mittel aber, die ich durch Mäßigkeit, Fleiß und vielfältige saure Arbeit sammle, gehören meiner Meynung nach nicht mir, sondern der bürgerlichen Gesellschaft zu, worinn ich lebe, und ich sehe mich nicht als den eigenthümlichen Besitzer dieses Geldes, sondern nur als einen Rechnungsführer an, der Rechenschaft von dem, was er eingehoben und ausgegeben, ablegen muß. Die Leute mögen von mir urtheilen, was sie wollen. Dieser Umstand ist doch wenigstens in meinem Leben befindlich, den wenige von sich sagen können. Alles, was ich durch eine vierzigjährige mühselige Arbeit erworben, das sehe ich als eine Schuld an, welche das Publicum von mir zu fordern berechtiget ist. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich sehe aus ihrem Schreiben, daß in ihrem District abermals ein neue Wittwencasse aufgerichtet worden, und solche hauptsächlich durch ihren Beystand und Vorschub zu Stande gekommen. Ich table ihre gu-

te

te Absicht im geringsten nicht. Ich habe dieses einzige nur dabey im Vertrauen zu erinnern, daß ich, wenn sie mich um Rath gefragt hätten, sie nimmermehr zu einem solchen Werke würde aufgemuntert haben. Denn wie ich mich im Anfange über solche Stiftungen erfreuet, da die Anzahl derselben annocheingeschränkt und nicht so groß war, so sehe ich solche gegenwärtig mit Kaltsinnigkeit an, nachdem die Menge derselben so groß geworden, daß man in keinem Lande in der Welt dergleichen Stiftungen so häufig antrifft. Vielleicht machen sie mir den Einwurf, daß man das Gute nicht zu weit verbreiten könne. Man kann aber darauf antworten: Alles, was die Maaße überschreitet, ist nicht ferner gut und nützlich zu nennen. Die Pflicht eines Philosophen erfordert, die Leute zu warnen, daß sie nicht auf Ausschweifungen gerathen mögen, und eine solche Erinnerung ist seit einiger Zeit an keinem Orte nothwendiger, als in diesem Lande, wo die vormalige Trägheit und Unempfindlichkeit in vielen Dingen in eine solche Hurtigkeit verwandelt worden, daß man gegenwärtig eines Zügels bedarf, wo man sich vorher der Sporen bedienen mußte. Mir ist alles bekannt, was man insgemein anzuführen pflegt, um die Errichtung dieser vielen Cassen zu rechtfertigen. Das vornehmste ist, das viele Wittwen, die sonst nach dem Tode ihrer Männer Noth leiden, und ihr Brodt betteln müßten, dadurch von einem solchen Elende können befreyet werden. Man

muß aber auch zu gleicher Zeit die vielen Unbequemlichkeiten in Erwegung ziehen, welche aus diesen überhäuften Stiftungen, allem Vermuthen nach, mit der Zeit entstehen dürften, und wovon man bereits die Wirkung zu empfinden anfängt. Da das meiste Geld im Lande in solche Cassen einfließt, und wieder auf die besten und sichersten Pfänder ausgeliehen wird, so wird es Privatpersonen mit der Zeit immer beschwerlicher fallen, ihr Geld sicher unterzubringen. Man hört auch schon, daß man sich bereits allenthalben darüber beschweret. Man muß auch noch eine andre üble Folge besorgen, worauf die wenigsten denken, und die noch ärger, als die erste, werden kann. Die meisten Hausväter waren ehedem darauf bedacht, durch eine ordentliche Haushaltuug ihre Sachen auf einen solchen Fuß zu setzen, daß ihre Wittwen und Kinder nach ihrem Tode keine Noth leiden möchten. Nun aber heißt es; „Ich habe für meine „Frau in die Wittwenncasse eingesetzt, und ha„be daher nicht nöthig, meine Wirthschaft so ge„nau einzurichten.“ Zu geschweigen, daß dieses so weit gehen kann, daß eine Frau bisweilen ihren Vortheil dabey findet, wenn ihr Mann mit Tode abgeht. Ich könnte annoch ein mehreres davon anführen. Doch dieses mag für dieses mal genug seyn. Ich bin ꝛc.

Der

Der sechs und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie glauben, daß dasjenige, was ich von der Ungewißheit der Historie geschrieben, zu weit von mir getrieben sey, und meynen, daß man dasjenige nicht verwerfen müsse, was von so vielen glaubwürdigen Skribenten bekräftiget worden. Ich bleibe indessen doch bey meiner Meynung, und halte dafür, daß, wenn etwas unglaubliches erzählt, und von hundert Skribenten bekräftiget wird, solches dennoch verworfen werden müsse, wenn nur ein einziger Augenzeuge solches entweder läugnet, oder mit Stillschweigen übergehet. Ungeachtet demnach alle Historienschreiber des Wunderwerks Erwehnung thun, welches sich zu den Zeiten Alexanders zugetragen, da bey seiner Annäherung das Meer bey Panphilien sich getheilet, daß er trocknes Fußes hindurch gehen können, so trage ich doch kein Bedenken, die Historie zu verwerfen, weil Alexander selbst in einem von seinen Briefen, worinn er dieses Marsches Erwehnung thut, dieses Wunders nicht mit einer einzigen Sylbe gedenket. Man muß aber auch an der Wahrheit solcher Historien zweifeln,

die

die zwar nicht mit solchen Umständen begleitet, aber doch an und für sich selbst ungereimt sind. Keine Geschichte kann mit mehrern Zeugnissen bestärket seyn, als die Historie Valerii Corvini. Alle Skribenten reden von dem Wunderwerk, welches sich bey seinem bekannten Zweykampf zugetragen. Der Name Corvinus, der ihm deswegen beygelegt ward, und den seine Nachkommen beständig geführet, wie auch die Ehrensäule, die der Kayser Augustus, zur Erinnerung dieses Kampfs aufrichten ließ, worauf man einen Raben auf den Helm des Valerius erblickte, scheint das Zeugniß der Geschichtschreiber nicht wenig zu bekräftigen. Dem allen ungeachtet aber kann ich doch einer Historie keinen Glauben beymessen, die an sich selbst so ungereimt ist. Denn man erzählt, daß, wie Valerius im Kampfe begriffen gewesen, ein Rabe sich zuerst auf den Helm des Valerius gesetzt, nachher dem Gegner des Valerius ins Gesicht geflogrn sey, und demselben die Augen mit seinen Klauen zerkratzt habe, endlich aber wieder zurück gekommen, und sich von neuem auf den Helm des Valerius niedergelassen habe. Jedoch wenn man die Ungereimheit dieser Erzählung erwegt, und zugleich bedenkt, daß es die Gewohnheit der römischen Skribenten gewesen. das römische Volk durch allerhand große wundervolle Begebenheiten, die demselben begegnet seyn sollen, zu erheben; so kann man dieser ganzen Geschichte mit Recht den Namen einer zierlichen Fabel beylegen. Ich bin ꝛc. Der

Der
sieben und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Man pflegt, wenn von dem Alter und Ursprung der Sprachen die Rede ist, auch diese Frage zu berühren, ob die Wörter ihren Ursprung der Natur oder einer gewissen Bestimmung zu danken haben, oder ob die Wörter durch den Schall und die Fügung der Buchstaben schon vor sich geschickt sind, eine Sache anzudeuten, oder ob sie dieses erstlich durch das Gutdünken und die Uebereinstimmung der Menschen erhalten haben? Die alten griechischen Sprachlehrer, welche diese Frage aufgeworfen, drucken solche folgendergestalt in ihrer Sprache aus: ει φυσει τα ονομαζα η θεσει? und die Lateiner haben es folgendergestalt übersetzt: Nomina positiva sint an naturalia. Oratylus stehet in den Gedanken, daß die Wörter durch die Vereinigung und Uebereinstimmung der Völker geordnet worden, er fügt aber dieses hinzu, daß man zwar annoch einige ursprüngliche und Stammwörter finde, welche aber durch die Verwirrung und die Länge der Zeit fast unkennbar geworden. Ein alter Römer, der P. Nigidius, hat, nach dem Zeugniß des Gellius,

den

den Vorsatz gehabt, zu zeigen, daß die Wörter und Namen für sich selbst und ihrer Natur nach, schon die Kraft hätten, etwas zu bezeichnen und anzudeuten, und weder von ungefähr also entstanden, noch durch die Vereinigung der Menschen also geordnet worden. Seiner Meynung nach erhellet solches unter andern aus den lateinischen Wörtern Ego, Tu, Mihi, Tibi, Nos und Vos. Denn Ego, Mihi, Nos würde also ausgesprochen, als wenn man mit den Lippen die Wörter zu sich ziehen wollte, welches auch natürlich sey, indem dieses uns selbst angienge. Hingegen wenn wir die Wörter Tu, Tibi und Vos aussprächen, so stiessen wir die Wörter mit unsern Lippen von uns, welches auch natürlich sey, indem andre dadurch angezeiget würden. Diese Gründe sind artig genug, und könnten vielleicht von einigem Gewichte seyn, wenn der Verfasser nur im Stande gewesen wäre, einige tausend andre Wörter von eben derselben Beschaffenheit anzuführen. Da aber dieses nicht möglich ist, so ist die Anmerkung lächerlich, und kann mit den Träumen des Chrysippi in eine Classe gesetzt werden, welche noch seltsamer und einem Weltweisen so unanständig sind, daß man es fast nicht glauben sollte, wenn Varro solches nicht bezeugt hätte. Um übrigens hievon mit einigem Grunde zu urtheilen, so müßte man Exempel aus mehr als einer Sprache anführen, und die allerälteste Sprache zu Hülfe nehmen, welche Adam, der Erfinder der Sprache, geredet,

det, wovon man jedoch nichts gewisses sagen kann. Ich bin ꝛc.

Der
acht und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner unterirdischen Reise einer in dem Fürstenthum Potu eingeführten Gewohnheit Erwehnung gethan, welche darinn bestehet, daß man einem Menschen, der gesündiget, oder eine Uebelthat begangen, zum erstenmale die Ader öffnet, um dadurch zu erforschen, ob auch das Blut und die bösen Feuchtigkeiten die Missethat und das Versehen veranlasset, und ob der Schuldige eine solche Operation zu seiner Besserung sich wolle dienen lassen. Wie lächerlich dieser Gebrauch auch vielen geschienen, so findet man doch, daß derselbe bereits bey den alten Römern eingeführt gewesen. Allem Vermuthen nach, haben die Römer eben dieselbe Absicht dabey gehabt, und eine solche Oeffnung der Ader mehr für eine Arzney, als für eine Strafe gehalten. ob man gleich sagen kann, daß der damit verknüpfte Schimpf doch auch eine Art der Strafe gewesen. Einige Gelehrte haben noch andre Ursachen davon an-

angegeben. Muretus meynt, weil diese Strafe allein an den Soldaten vollzogen worden, so habe man dadurch zu erkennen geben wollen, daß, weil die Soldaten ihr Blut aus Zaghaftigkeit geschonet, sie solches itzt bey einer schimpflichen Operation vergießen sollten. Lipsius aber verwirft die Meynung des Muretus aus dem Grunde, weil den Dieben auch die Ader geöffnet worden, und hält vielmehr dafür, daß man dadurch anzeigen wollen, daß der Verbrecher eine Lebensstrafe verdienet, welche ihm aber aus Gnaden wieder erlassen worden. Die Römer mögen indessen hiebey gedacht haben, was sie wollen, so siehet man doch, daß dieser Gebrauch eine geraume Zeit bey ihnen üblich gewesen, und daß man diese Gewohnheit den Potuanern nicht für eine größere Thorheit anrechnen kann, als viele andere von ihren Gewohnheiten und Sitten, welche Klimm im Anfange für lächerlich hielt, bey einer genauern Ueberlegung aber fand, daß sie gut und wohl gegründet waren. Ich bin ꝛc.

Der neun und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner dänischen Historie, wo ich von dem Fürstenthum Schleswig gere-

redet, welches von der Kron Dännmark zu Lehn gegangen, der großen Unwissenheit Erwehnung gethan, die unter unsern alten Rechtsgelehrten geherrschet, und behauptet, daß solche den sogenannten statum Controversiae nicht verstanden, und daher aufs heftigste mit einander gestritten, da doch beyde Partheyen vollkommen mit einander einig gewesen. Es ist dieses von mir gefällte Urtheil einigen anstößig gewesen, indem dieselben dafür gehalten, daß Auswärtige daher Anlaß und Gelegenheit nehmen dürften, sich über unsre alten Publicisten und Staatslehrer aufzuhalten. Es ist aber Dännemark nicht das einzige Land, worinn man in dem mittlern Alter eine solche Unwissenheit in dem Staatsrechte antrifft. Auch in den Ländern, wo das Staatsrecht, wie man glaubt, am meisten getrieben worden, als in Deutschland, England und Frankreich, fehlt es nicht an dergleichen Exempeln. Ich darf, um dieses zu beweisen, nur den großen Streit anführen, der vor einigen hundert Jahren zwischen Frankreich u. England, der Thronfolge halber, geführet ward. Die Franzosen gründeten sich auf das salische Gesetz, wodurch, ihrem Vorgeben nach, das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausgeschlossen worden, und suchten dadurch die englischen Rechtsgelehrten zu widerlegen, die doch dieses Gesetz niemals in Zweifel gezogen, weil ihnen eben so viel als den Franzosen daran gelegen war, dasselbe zu vertheydigen. Die folgende Histo-

rie kann dieses deutlicher machen. Nach des Königs in Frankreich Philipp des Schönen, Tod, entstand wegen der Thronfolge zwischen Eduard dem Dritten, König von England, und Philipp von Valois ein heftiger Streit. Der erste glaubte der nächste Erbe zu seyn, weil seine Mutter, Isabelle, eine Tochter des verstorbenen Königs war. Philipp von Valois glaubte aber auch, das nächste Recht, als ein Vetter des vorigen Königes, zu haben, und berief sich auf das salische Gesetz, wodurch das weibliche Geschlecht von der Regierung und Thronfolge ausgeschlossen worden. So heftig auch die Rechtsgelehrten von beyden Seiten, dieser Sache halber, mit einander gestritten, so hat doch niemand von ihnen, worüber man sich billig wundern muß, diese Sache, und worauf es eigentlich ankommt, eingesehen, sondern man hat sich einige hundert Jahre gleichsam im finstern gezanket, bis endlich P. Daniel die wahre Gestalt der Sache entdecket. Denn die Gründe, welche man französischar Seits angeführt, um das Recht Philippi von Valois darzuthun, sind also beschaffen, daß es den Engländern nicht eingefallen, dieselben zu verwerfen, und die Beweise, welche die Engländer für Eduard gegen das salische Gesetz angeführt, streiten wider sie selbst, indem sie sowohl als die Franzosen ihren Vortheil dabey finden, dieses Gesetz zu vertheidigen. Es ist nicht zu beschreiben, was für Mühe sich die Französischen Skribenten ge-

geben, das Daseyn und die Wirklichkeit des salischen Gesetzes zu behaupten. Indessen hat dieses doch niemand von ihnen bewerkstelligen können, und wenn es ja auch einer zu thun vermögend gewesen wäre, so könnte doch daher kein Beweis in dieser großen Streitigkeit entlehnet werden. Fürs erste haben sie, wie ich schon erwehnt, das wirkliche Daseyn des salischen Gesetzes nicht darthun können. Denn so viele Mühe man sich auch desfalls gegeben, so hat man doch ein solches Gesetz nicht ausfündig machen können, und daher hat der französische Geschichtschreiber Mezerai gestehen müssen, daß die Gewohnheit, die Weiber von der Regierung auszuschliessen, sich auf kein geschriebenes Gesetz, sondern nur auf einen beständigen Gebrauch gründe. Alles was man davon schriftlich aufgezeichnet finden können, ist dasjenige, was in den sogenannten formulis Marculphi enthalten ist, der in dem siebenden Jahrhundet gelebt hat. Daselbst wird eines alten Gesetzes gedacht, welches heißt: De terra salica nulla portio ad Mulierem transit. Jedoch dieses Gesetz, welches der erste König der Franken, Clovis, soll gegeben haben, handelt einzig und allein von Privatpersonen und Privatgütern, und es ist in 900 Jahren niemanden eingefallen, daß in diesem Gesetz von der Thron- und Erbfolge die Rede sey. Es ist auch von keinem Menschen in dieser ganzen Zeit bey dieser Gelegenheit angeführt worden. Da demnach die Stände in

Frankreich Philippo aus diesem Grunde die Krone zuerkannten, so gründeten sie sich dabey auf eine bloße Sage, ohne hinlänglichen Beweis. Gesetzt aber, daß man dieses auch aufs deutlichste hätte erweisen könne, so ward die Forderung des Königs von England dadurch nicht im geringsten geschwächet, denn er behauptete, daß, ungeachtet seine Mutter, vermöge dieses Gesetzes, nicht zur Krone gelangen könnte, so schlösse das Gesetz dennoch nicht ihre männlichen Descendenten aus. Hierauf kam es an, und darüber hätte man streiten sollen. Alles andere, was man von beyden Seiten so weitläuftig ausgeführet, gehöret gar zur Sache nicht. Falls demnach ein solches Gesetz gar nicht vorhanden war, so stritten beyde Partheyen über eine Sache, die nicht in der Welt war. War aber ein solches Gesetz vorhanden, so musten beyde Partheyen ihr Recht darauf gründen. Es erhellet aber aus der Liste der vorigen Könige, daß keiner von beyden Competenten die Krone mit Recht begehren können. Ich bin ꝛc.

Der hundertste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wissen, wie man das Wort Petit Mitre am besten in der dä-

däniſchen Sprache ausdrücken könne. Ich habe ſelbſt lange vergebens darauf gedacht, und mich auch bey andern deswegen Raths erholet, die der däniſchen Sprache mächtig ſind; es hat aber bisher niemand das Glück gehabt, ein ſolches Wort ausfündig zu machen, das die Sache völlig ausdrücket. Einige glauben, ein Petit Maitre könne am beſten durch das däniſche Wort Spradebaſſe ausgedruckt werden. Aber dieſes Wort faßt nur eine geringe Anzahl der vielen Eigenſchaften in ſich, welche ein Petit Maitre beſitzet. Unſer gemeinſchaftlicher Freund, Theodorus, glaubt, daß ein Petit Maitre am beſten in der däniſchen Sprache (en tobeenet Oldenborer) ein zweybeinigter Käfer, könne genannt werden, indem faſt kein Thier ſo viel ſchwärmet, ſummet, und den Menſchen zur Laſt fällt, als ein ſolcher Käfer. Aber dieſes Wort iſt eben ſo unvollkommen, als das erſte, und drückt die Sache noch weniger aus. Zu geſchweigen, daß ein Käfer nur des Soñers ſchwärmet, und einem zur Laſt fällt, ein Petit Maitre aber das ganze Jahr durch andern beſchwerlich, und des Winters am allerunerträglichſten iſt. Denn um dieſe Zeit finden ſich die meiſten Menſchen in den Vorzimmern der Großen ein, und um eben dieſe Zeit werden auch die Schauſpiele und Comödien vorgeſtellt, wobey die Herren Petits Maitres Gelegenheit haben, ihre ſeltenen Eigenſchaften recht blicken zu laſſen. An dem erſten Orte, nämlich in den Vorzimmern

großer Herren, geben sie andern Leuten Gelegenheit, ihre edle Freymüthigkeit, ihre neumodische Kleidertracht, ihre abgezirkelten Schritte und dergleichen mehr zu bewundern, und wenden alle nur ersinnliche Mühe an, ihre Mitbürger zu überzeugen, daß sie eine Quint Essenz von den Einwohnern des Landes sind, und alles ausgerottet und abgelegt haben, welches auch nur die allergeringste Uebereinstimmung mit demjenigen hat, was gemein und bürgerlich ist. Bey einem Schauspiel aber beurtheilen sie alles, was sie hören, und nicht hören, und verwerfen, als wenn sie ordentlich dazu gedungen wären, alles, was andern gefällt, und tadeln alles, woran andre einen Gefallen finden. Diese und einige andre Eigenschaften, wodurch ein Petit Maitre von andern Menschen unterschieden wird, verursachen, daß man in unsrer dänischen Sprache kein bequemes Wort finden kann, das französische Petit Maitre zu übersetzen, und es wäre zu wünschen, daß es eben so mühsam seyn möchte, die Personen selbst anzutreffen. Aber von dergleichen Creaturen ist ein ziemlicher Vorrath vorhanden, und allem Vermuthen nach wird dieses Geschlecht auch niemals aussterben, so lange der Weg zwischen andern Städten und Paris annoch offen ist, woher jährlich Recruten in großer Menge anlangen. Denn Paris ist der rechte und eigentliche Ort, wo diese Producten wachsen, und wohin sich die jungen Leute aus andern Ländern in großer Anzahl begeben, um

um die pariſiſchen Originale abzucopiiren, worinn es ihnen auch auf eine bewundernswürdige Art glücket. Das Wort Petit Maitre iſt übrigens erſtlich in neuern Zeiten aufgekommen, und wie man meynt, zu den Zeiten des Herzogs Mazarin, zuerſt gebraucht worden, der ein Sohn des Marechal de la Meillerage war, und die Bedienung als Grand Maitre der Artillerie erhalten hatte. Man legte aber den Namen Petits Maitres den jungen Hofleuten deswegen bey, weil ſie mit dem Herzog oder Grand Maitre, von einem Alter waren, und ihm in allen ſeinen Stellungen, und in ſeiner ganzen Aufführung nachäften. Nachher hat man dieſen Namen allen denjenigen gegeben, welche ſich durch ein angenommenes vornehmes Weſen von andern zu unterſcheiden ſuchen, und ſich das Recht anmäßen, über ſinnreiche Schriften, inſonderheit über Schauſpiele, zu urtheilen, worinn ſie alles verwerfen, was nicht nach ihrem geläuterten Geſchmack iſt. Die Skribenten ſowohl, als die Acteurs, ſind gezwungen worden, ſich darnach zu richten, und dieſes iſt die Urſache, wodurch die Schaubühnen in Paris in den ſchlechten Zuſtand gerathen, worinn ſie ſich gegenwärtig befinden. Denn dieſe Petits Maitres machen ſich eine Ehre daraus, die beſten Stücke aus keiner andern Urſache zu verwerfen, als weil alte vernünftige Leute daran einen Geſchmack finden, ungeachtet niemand ungeſchickter iſt, dieſes zu beurtheilen, als die Petits Maitres, weil ſie währender Vorſtellung ihre Augen mehr auf die Frauenzimmerlogen,

als auf den Schauplatz richten. Der Name ward im Anfange allein den jungen Edelleuten beygelegt, gegenwärtig aber führen denselben auch alamodische Bürgersöhne, welche in Frankreich unter dem Namen les petits maitres des Tuilleries bekannt sind, und die man bey uns Kramerjunker nennen könnte. Es ist nicht zu beschreiben, wie nett und vollkommen unsre dänischen Petit Maitres die parisischen abcopiiret, ob solches gleich, allem Vermuthen nach, einigen nicht wenig Mühe gekostet. Denn die Natur wirkt bey andern Nationen nicht so stark, als bey der französischen, und daher hat ein gewisser Schriftsteller nicht unrecht, wenn er sagt: „Ein junger Franzose kann in der Geschwindig„keit und ohne viele Mühe ein Petit Maitre wer„den, ein andrer aber, der nicht in Frankreich „gebohren ist, kann, wenn er gleich will, nicht „so leicht dazu gelangen.“ Beloc hat die Petits Maitres in einer Satyre sehr lächerlich gemacht, und keine andre Materie giebt auch leicht einen so reichen Stof zum Scherz und zum Lachen, als diese. Denn man bemerkt bey diesen jungen Herren nicht allein überhaupt eine Menge von allen Arten nur ersinnlicher Thorheiten, sondern auch noch dieses besondere, daß sie ihre Gliedmaßen auf eine seltsame Art verrenken nnd verzuken, und dieses als eine große Zierde ansehen. Sie verachten ihre Mitbürger, und lachen über deren altväterisches Wesen, diese aber lachen wieder über sie und über ihre parisischen Thorheiten.

ten. Wenn vernünftige Leute mit den Petits Maitres von ungefehr in Gesellschaft gerathen, so wissen dieselben nicht genung von den Schwachheiten der letztern zu erzählen, diese aber halten sich wieder über die Grobheit und schlechte Lebensart der andern auf. Die Eigenschaft eines Petit Maitre bestehet ferner darinn, daß er andere beurtheilet, und wieder von andern beurtheilet wird. Er ist, wie ein französischer Dichter sagt: Animal Critiquant, Critiqué, Critiquable. Ein Petit Maitre ist thöricht, und giebt sich Mühe noch thörichter zu scheinen, als er wirklich ist. Seine Manieren sind eine Vermischung von Höflichkeit und Grobheit. Er redet viel, und denket fast niemals. Paleprat sagt: „Ein Petit Maitre ist eine Creatur, die nicht „nach einer geraden Linie einhergehet, denn das „ist gemein und bürgerlich.“ Wie die Carthäuser Mönche niemals reden, so spricht ein Petit Maitre unaufhörlich, er sagt aber mit allem seinem Geschwätze nichts. Wo man nicht den Schall eine Rede nennen will, den er von seiner Perruke, von seiner Tobaksdose, von seinem Stock, von seinen Handschuhen und Complimenten macht, wodurch man eben so wenig gebessert wird, als durch das Geräusch, welches sein Wagen auf der Gasse verursacht. Solche Beschreibungen machen die vernünftigen französischen Skribenten selbst von den Petits Maitres. Ich habe bereits erwehnt, daß dieses Wort sich keines alten Ursprungs rühmen

kann. Daraus aber folgt nicht, daß die Leute, welche dadurch bezeichnet werden, nicht weit eher schon in der Welt gewesen seyn sollten, ob sie gleich unter andern Namen bekannt gewesen. Der Kayser Nero hatte an seinem Hofe eine gewisse Art von Petits Maitres, welche über den Seneca, als über einen Pedanten, spotteten. Allem Vermuthen nach hat Seneca wieder an seiner Seite auch über sie gespottet. Wenn sie alles dieses erwegen, so werden sie finden, daß es schwer sey, ein Wort ausfündig zu machen, um das französische Petit Maitre im dänischen gehörig auszudrucken. Zum Beschluß muß ich noch dieses anmerken, daß die Petits Maitres in allen Ländrrn nicht gleich geartet sind. Unsre nordischen Petits Maitres sind wahrhafte und zuverläßige Copeyen von den pariſischen, und man bemerkt keinen andern Unterscheid unter ihnen, als der allemal unter einem Original und einer Copey befindlich ist. In andern Ländern aber bemerkt man einen großen Unterscheid unter ihnen. Ein neuer Schriftsteller hat unter andern gezeigt, wie die französischen Petits Maitres von den englischen unterschieden sind. „Einen fran„zösischen Petit Maitre," sagt er, „erkennet „man an seiner abgezirkelten Kleidertracht, an sei„ner wüsten und nichts bedeutenden Rede, an sei„nem schwachen Verstande, an seinem vielen „Geräusche, und an seinem Gehirne, welches an „allem demjenigen leer ist, was man einen gesun„den Begriff zu nennen pfleget. Ein englischer

Petit

„Petit Maitre aber unterſcheidet ſich von andern „durch eine kurze u. ungepuderte Perrüke, durch „einen Schnupftuch um den Hals anſtatt der „Halsbinde, durch grobe und gemeine Reden, u. „durch die Nachahmung der gröbſten Sitten des „gemeinſten Pöbels. Wie alſo ein franzöſiſcher „Petit Maitre einem Affen ähnlich iſt, ſo kañ ein „engliſcher mit einem Bären verglichen werden, „und es ſcheint, daß beyde es durch Fleiß und „Mühe dahin zu bringen ſuchen, daß man ſie „nicht mehr unter die Menſchen rechnen möge.“ So weit beſagter Autor, von dem man mit Recht ſagen kann, daß er in ſeiner Abbildung glücklich geweſen. Ich bin ꝛc.

Der hundert und erſte Brief.

Mein Herr,

Unter meinen lateiniſchen Sinngedichten iſt auch unter andern einen befindlich, welches folgendergeſtalt lautet:

Deſine Petre mihi cantando optare quietem
Dormio, quando taces, cum canis evigilo.

Dieſes Sinngedichte verfertigte ich, um mich an

an einem Nachtwächter zu rächen, welcher durch sein heftiges Geschrey mich alle Nachte in der Ruhe störte. Es sind gewisse Unbequemlichkeiten des Lebens, die man ertragen muß, weil sie durch eine gewiße Nothwendigkeit veranlasset werden. Ich habe es daher niemals gewagt, mich dagegen zu regen, ich habe bloß gewünscht, daß die Wächter ihre Stimme ein wenig mäßigen möchten. Denn wie es ganz gut ist, daß diese Leute durch Rufen und Singen ihre Wachsamkeit an den Tag legen, so ist es im Gegentheil ganz unnöthig, daß sie wie die Esel schreyen. Ich sage, daß ich es bloß gewünschet, weil durch Bitten und Vorstellungen, doch in diesem Stücke nichts ausgerichtet werden kann. Denn wie diejenigen, welche nichts als thörichtes Zeug hervorzubringen im Stande sind, die meiste Begierde zu reden haben, und diejenigen, welche am allerungeschicktesten sind, mit der größten Hurtigkeit und Lust etwas auszurichten begabt sind, so bemerkt man auch, daß diejenigen, welche die elendeste Stimme haben, am stärksten schreyen. Ich gedenke noch allemal, und zwar nicht ohne Schrecken, an die Verordnung, welche der Magistrat dieser Stadt gleich nach dem großen Brande ergehen ließ, daß die Wächter alle Viertelstunden rufen sollten. Diese Anstalt war ein rechter Donnerschlag für mich; insonderheit da ich mir eben um dieselbe Zeit in einem Eckhause am sogenannten alten Markte einige Zimmer gemiethet hatte. Denn weil der Zirkel des Mark

tes

tes der District meines Wächters war, und folglich, wenn er diesen Zirkel durch Rufen vollendet hatte, die Viertelstunde verflossen war, so muste er sogleich wieder von neuem anfangen, und ich hatte daher das Unglück, ein Basso continuo ohne Pausen die ganze Nacht anzuhören. Dieses währte jedoch zu meinem gröſsten Glücke nicht lange, weil die Wächter, es allem Vermuthen nach, selbst nicht in die Länge aushalten konnten. Ich wünsche öfters, daß ich nicht von einer so zärtlichen Natur seyn möchte, oder daß wenigstens meine Nachbaren mit einer etwas zärtlichern Empfindung begabt seyn möchten. Deñ man wird nur von andern verlacht, wenn man sich über solche Dinge beschweret, die andern nicht beschwerlich sind. Ich bin ꝛc.

Der hundert und zweyte Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Briefe abnehme, so beschweret sich Herr N. N. über die Feindschaft, welche ich gegen ihn geäussert, und zwar, wie er glaubt, mit einem so viel grössrem Rechte, weil ein feindselig Gemüth einem Philosophen höchst unanständig sey. Er ur-

urtheilet recht, wenn er den Haß mit solchen Farben abmahlet. Denn der Haß ist allerdings ein Laster, welches nicht nur einem Philosophen, sondern auch einem jeden Menschen höchst unanständig ist. Er irret aber, wenn er mir dieses Laster beymisset, und giebt dadurch zu erkennen, daß er, wie die meisten Menschen, den Haß mit dem Abscheu vermenget, da doch diese beyden Leidenschaften gar sehr von einander unterschieden sind. Denn der Haß ist ein Laster, der Abscheu aber ist eine Schwachheit. Der Haß ist allemal mit der Begierde vergesellschaftet, dem andern zu schaden. Bey dem Abscheu aber bemerkt man dieses nicht, denn man kann einen andern verabscheuen, und demselben nichts destoweniger alles gute gönnen. Ich tadle einen Lügner, ich habe einen Abscheu für einen Prahler, und schwitze, wenn ich mit einem Petit Maitre in Gesellschaft bin. Aber daraus folgt nicht, daß ich diese Leute haße. Mein offenbarer Abscheu, und die Flucht, welche ich unverzüglich ergreife, so bald ich diese Leute erblicke, legt vielmehr an den Tag, daß ich nichts feindliches wider sie im Sinn habe, weil ich durch ein solches Verfahren mich gleichsam selbst entwafne, und ihnen den Rücken wende. Ich führe dieses zu dem Ende an, theils um die Beschuldigung zu vernichten, welche der Herr N. N. mir aufbürden wollen, theils auch diejenigen eines bessern zu belehren, die in diesem Stücke irren, und ein Laster mit einer unschuldigen Leidenschaft vermengen. Ich bediene mich mit Bedacht

des

des Worts Leidenschaft, weil es in der That nichts anders, und nicht tadelhafter ist, als der natürliche Abscheu, den ein Mensch vor dieser oder jener Speise hat. Wenn man mich daher tadelt, weil ich für den Herrn N. N. einen beständigen Abscheu habe, so müßte man auch sie, mein Herr, deswegen tadeln, weil sie bey dem Anblick einer Katze in Ohnmacht sinken. Ertheilen sie, wenn ich bitten darf, dem Herrn N. N. hievon Nachricht, und fügen sie noch dieses hinzu, wie ich erbötig sey, so bald er seine Eitelkeit, sein Pralen und seine Heucheley ablegen würde, nicht nur mit ihm umzugehen, sondern auch Freundschaft mit ihm zu pflegen, um ihm deutlich zu zeigen, daß seine Person niemals von mir gehaßt worden. Es sind bloß seine seltsamen und unerträglichen Eigenschaften, welche bey mir einen Abscheu gegen seiner Person erregt haben. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der
hundert und dritte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche erkundigte sich ein Petit Maitre bey mir, welche Sängerin mir am besten gefiele, die Turcotti oder die La Stella. Ich antwortete darauf, daß ich

ich den Herrn A. für den stärksten Musicum in unserer musicalischen Societät, und den Herrn B. für den besten Acteur auf dem dänischen Schauplatz hielte. Er machte hierauf eine so verdrießliche Miene, daß ich leicht merken konnte, daß diese cimbrischen und jütländischen Namen ihm sehr verdrießlich waren, und antwortete, daß er sich ganz und gar nicht darum bekümmerte. Worauf ich sogleich wieder versetzte, daß ich mich an meinem Theil eben so wenig um seine italienischen Sängerinnen bekümmerte. Er legte dieses als eine besondere Grobheit und Unhöflichkeit aus, und fragte mit Erstaunen, ob ich die italienischen Sängerinnen in der Opera nicht kennte? Ich antwoetete, daß ich zwar in diesen Zeiten ihren Namen täglich nennen hören, sie aber selbst von Person nicht kennte, auch keine Lust hätte, sie kennen zu lernen, oder singen zu hören, da sie auf eine höchstunnatürliche Weise nach dem Tacte schnarchten, zankten, seufzten und weinten. Ihr Geschmack muß demnach, versetzte er, sehr grob und seltsam seyn, weil sie dasjenige verachten, wodurch andere entzückt werden. Ich bin wohl mit meinem Geschmacke zufrieden, antwortete ich, und halte denselben für natürlich und gut. Ich höre überaus gerne eine wohlgesetzte Aria, und habe solche öfters in der Opera angehöret, ich kann es aber nicht ausstehen, wenn jemand sein Gewerbe singend vorträgt, oder wenn man sich nach dem Tacte zanket. Er rümfte hierauf die Nase, und sprach, sie reden als ein Blinder

von

von der Farbe, ich aber antwortete, und sie reden als ein Jean de France und Petit Maitre. Hiemit endigte sich unsre Unterredung, und ein jeder von uns blieb bey seiner Meynung. Er lachte über mich, und ich lachte wieder über ihn. Ich bin ꝛc.

Der hundert und vierte Brief.

Mein Herr,

Ich wohnte vor etlichen Tagen einer Gesellschaft bey, worinn ein jeder den Herrn N. wegen seiner großen Dienstfertigkeit rühmte; und ich fand kein Bedenken, diesem allgemeinen Lobe beyzutreten, weil mir dieser Umstand gleichfalls bekannt war. Der einzige D. C. schwieg still, und gab durch sein Stillschweigen zu erkennen, daß er mit den andern in diesem Stücke nicht völlig einig war. Ich wunderte mich billig, und zwar um so viel mehr darüber, weil ich wuste, daß niemand besser als eben dieser D. C. aus der Erfahrung davon überzeugt seyn konnte, und nahm mir daher die Freyheit, ihn zu fragen, ob er mit der übrigen Gesellschaft nicht in diesem Stücke einig wäre? Nach einigem Bedenken antwortete er: „Man muß sich

„wohl hüten, daß man die zwo Eigenschaften, die „Bereitwilligkeit und die Dienstfertigkeit, nicht „mit einander vermenge. Ich habe aus ver„schiedenen Beyspielen, insonderheit auch der „Person, welche hier so sehr gerühmt wird, „bemerket, daß man darunter einen Unter„scheid machen müsse, und daß die Bereitwillig„keit und Dienstfertigkeit zwo Tugenden sind, „welche so sehr mit einander übereinkommen, daß „ich mich nicht wundere, daß sie insgemein von „den meisten Menschen mit einander vermengt „werden. Es sind aber doch würklich dieselben „zwo von einander unterschiedene Eigenschaf„ten, und müssen nicht mit einander vermengt „werden. Derjenige, welcher die Bereitwillig„keit besitzet, wird durch eine natürliche und ihm „angebohrne Lust und Begierde angetrieben, an„dern Dienste zu leisten, so daß er, ohne die „Pflicht vor Augen zu haben, die er seinem Näch„sten schuldig ist, bloß seiner Natur folgt, die ihn „gleichsam wie der Wind beweget, und forttrei„bet. Daher dient derjenige, der mit einer sol„chen Eigenschaft begabt ist, öfters ohne Unter„scheid allen Menschen. Ein Dienstfertiger aber „folgt nicht allezeit seiner natürlichen Neigung, „sondern wird oft zu dem Dienst, den er leistet, „durch die Pflicht, welche er bey sich empfindet, „angetrieben, so daß er zu mehrernmalen gleich„sam mit sich selbst streitet, und sich in unange„nehme und widrige Verrichtungen einläst, bloß, „um seinem Nächsten zu dienen. Der erste sagt,

wenn

„wenn man ihn um einen Dienst anspricht: Das „thue ich mit Vergnügen. Der andere aber sagt „bey einer solchen Gelegenheit: Nichts ist mir „beschwerlicher und widriger als dasjenige, was „man von mir verlangt, aber ich muß mich zwin„gen. Man sieht demnach hieraus, daß der er„ste andern Dienste leistet, ohne die Sache zu „überlegen, und gleichsam wie eine Maschine „durch die daran befestigten Räder fortgetrieben „wird, so daß derjenige zuerst von ihm Hülfe er„langt, der ihn zuerst darum anspricht, oder eine „Wohlthat begehret; wozu er, durch seine na„türliche Neigung angetrieben wird. Der an„dre aber leistet andern mit Vernunft und Ueber„legung Dienste, und fragt nicht sowohl seine „Natur, als seine Pflicht um Rath. Wenn es „daher nicht in seinem Vermögen stehet mehr „als einen Dienst auf einmal zu leisten, so dienet „er nicht demjenigen, der ihn zuerst darum ange„sprochen, sondern demjenigen, der es am meisten „bedarf, und am besten verdienet, ja er übernimmt „dem letzten zu Gefallen bey solchen Umständen „lieber eine Verrichtung die ihm selbst unange„nehm ist, als daß er dem ersten einen Dienst lei„sten sollte, der nicht mit seiner natürlichen Nei„gung streitet. Man siehet demnach, daß die „Bereitwilligkeit des ersten nicht von einem sol„chen Gewichte, als die Dienstfertigkeit des „andern ist, und daß jener nicht ein so nützliches „Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ist, als „dieser. Denn ungeachtet beyde andern Dien-

„ste leisten, so sind doch die Bewegungsgründe,
„wodurch sie da zu angetrieben werden, unter-
„schieden. Ich will dieses, „fuhr er fort, „durch
„Exempel erläutern. Einer hat eine große Lust
„zu einer gewissen Arbeit und zu gewissen Ver-
„richtungen, welche andern verdrießlich und be-
„schwerlich sind. Er wird von einem gewissen
„Freund gebeten, dergleichen Arbeit zu überneh-
„men, und erhält, weil er sich mit der größten
„Willigkeit dazu bequemet, dafür den Namen
„eines dienstfertigen Mannes. Ein andrer kann
„kein Geld sparen, sondern siehet das Geld, weil
„er es nicht gleich wieder anzuwenden weiß, als
„ein unnützes und beschwerliches Hausgeräth
„an. Daher giebt er niemanden eine abschlägi-
„ge Antwort, wenn er von andern ersucht wird, ih-
„nen entweder etwas zu leihen, oder zu schenken.
„Dieses Bezeugen erwirbt ihm den Namen eines
„freygebigen, dienstfertigen u. mitleidigen Mañes.
„Um aber zu erfahren, ob ein solches Portrait
„richtig ist, und ob eine solche Bereitwilligkeit
„entweder von einer natürlichen Leichtsinnigkeit
„herrühre, oder eine aufrichtige Dienstfertigkeit
„sey, so muß man ihm solche Geschäfte auftragen,
„und solche Dienste von ihm verlangen, welche
„mit seiner Neigung streiten, und welche er sonst
„nicht zu leisten vermögend ist, wo er nicht seiner
„Neigung Gewalt anthut, und gleichsam mit
„sich selbst Krieg führet. Wenn er sich bey sol-
„chen Gefälligkeiten stets unwillig beweiset, so
„hat man das rechte Ziel getroffen, und kann

„daraus aufs deutlichste abnehmen, daß die Be-
„reitwilligkeit einem zu dienen, und an die Hand
„zu gehen, von der Dienstfertigkeit unterschieden
„sey. Und so ist der Mann beschaffen,„ sagte er
weiter, „den sie so sehr rühmen. Indessen sa-
„ge ich nicht, daß das Lob, welches sie ihm ertheil-
„len, ungegründet ist, sondern, daß nur zwo Ei-
„genschaften von ihnen vermengt, und nicht ge-
„nugsam unterschieden worden, welche doch noth-
„wendig von einander unterschieden werden
„müssen. Denn zwanzig Dienste, die man an-
„dern aus einer natürlichen und angebohrnen
„Bereitwilligkeit leistet, können nicht einem ein-
„zigen andern Dienste nach moralischen Gewich-
„te, wenn man so reden darf, die Wage halten,
„der aus einer rechtschaffenen Dienstfertigkeit
„herfließt, und den man bloß deswegen leistet,
„um seiner Pflicht eine Genüge zu leisten, unge-
„achtet er mit unsrer Neigung streitet. Ich bit-
„te, dieses,„ sagte er zum Beschluß,„ nur etwas
„genauer zu überlegen, so werden sie von der
„Wahrheit desjenigen, was ich gesagt habe, voll-
„kommen überzeugt werden. Es ist kein Cha-
„racter, worinn man mehr irren, und wobey man
„leichter ein Fehltritt thun kann. Denn der äus-
„serliche Anschein ist bey beyden Eigenschaften
„gleich, und ohne eine philosophische Ueberle-
„gung ist es unmöglich, den Unterscheid einzuse-
„hen, und den Vorzug zu bestimmen, den man
„der einen Tugend vor der andern beylegen muß.
„Ich nenne beyde Eigenschaften Tugenden, in

„Absicht auf die Wirkung, welche sie hervorbrin„gen, nicht aber gleiche und eben dieselben Tu„genden, in Absicht auf die Personen, welche sie „ausüben. Wie es keine große Tugend ist, et„was Gutes zu thun, wozu man eine natürliche „Neigung hat, so kann man es auch keinem als „ein besonderes Verdienst anrechnen, dasjenige „zu unterlassen und zu verabscheuen, wenn es „aus Noth geschiehet. So ist die Nüchternheit „bey denen keine Tugend, die kein starkes Ge„tränke vertragen können. Allmosen geben ist „an sich selbst rühmlich, aber diejenigen können „sich daraus kein besonderes Verdienst machen, „welche es bloß deswegen thun, um des Ge„schreyes und Rufens der Armen überhoben zu „seyn. Wenn eine That den Namen einer Tu„gend führen soll, so muß sie nicht nur uneigen„nützig seyn, sondern auch mehr aus Pflicht, als „aus einem natürlichen Triebe geschehen. Viel„leicht äussert sich eine andere und bequemere „Gelegenheit, dieses weitläuftiger zu erklären, „denn je gemeiner ein Irrthum ist, desto nöthi„ger ist die Bemühung, denselben zu entdecken „und abzustellen. Denn man rühmt öfters je„manden einer Eigenschaft halber, die ihm doch „nicht zukommt, und die gerühmte Person macht „sichoft mit einer Tugend groß, welche sie jeden„noch nicht besitzet.„ Hiermit endigte er seine Rede, die ich bey einer genauen Ueberlegung sehr vernünftig und gründlich befunden habe. Ich bin ꝛc.

Der

Der hundert und fünfte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich mit einem von unsern Landesleuten in Gesellschaft, der erstlich vor kurzer Zeit von Paris zurückgekommen war. Derselbe schalt mit großer Heftigkeit auf die zweydeutigen Wörter, und rechnete es unsern Skribenten als einen großen Fehler an, daß solche sich derselben annoch bedienten. Wie ich mich bey ihm erkundigte, aus welchem Grunde er alle dergleichen Wörter und Redensarten verwürfe, antwortete er, weil sie gegenwärtig in Frankreich gänzlich abgeschafft, und aus der französischen Sprache verbannet worden. Ich merkte daraus, daß seine Meynung dahin gieng, daß man sich nach der französischen Schreibart eben sowohl, als nach ihren andern Moden und Thorheiten, richten müste, und daß es nothwendig sey, seine Feder eben sowohl als seine Kleider nach ihrem Gutdünken zuzuschneiden. Ich antwortete ihm, daß man sich nach dem Geschmack eines so unbeständigen Volks weder richten müsse noch könnte, indem nichts möglicher wäre, als daß die Franzosen dasjenige, was sie in diesem Jahre ver-

würfen, im folgenden Jahre schon wieder, als etwas Zierliches ansähen, und daß ein Benserade, den sie nun seiner Zweydeutigkeiten und sinnreichen Ausdrücke halber verachteten, eben so hoch wieder geachtet, und eben so sehr wieder hervorgezogen würde, als die alte Kleidertracht, welche sie nun verabscheueten. Ich gestehe, daß man zu gewissen Zeiten mit den zweydeutigen Wörtern und Scherzreden, welche die Franzosen gegenwärtig mit dem verächtlichen Namen der Turlupinades belegen, einen Mißbrauch getrieben. Ich kann aber doch auch noch nicht einsehen, aus welchem Grunde sie alle verworfen werden sollen. Denn der Abscheu, den die Franzosen gegenwärtig dafür bezeugen, ist kein hinlänglicher Grund, worauf man sein Urtheil bauen kann. Man findet, daß die besten griechischen und lateinischen Schriftsteller sich oft doppeltlautender Wörter bedienet, und die meist gesitteten alten Nationen haben gewisse Zweydeutigkeiten, als Zierrathen, in ihrer Rede und Schreibart angesehen. In Christi eignen Worten: „Lazarus, unser Freund, schläft,„ ist ja eine Zweydeutigkeit vorhanden. Meinem Bedünken nach, thut man am besten, wenn man die Mittelstraße erwählt, zwischen den heutigen Franzosen, die ohne Grund alle und jede Zweydeutigkeiten verwerfen, und unter den Chinesern, die einen solchen Mißbrauch davon machen, daß sie sich, nach dem Zeugniß der Reisebeschreibungen, solcher Wörter bedienen, deren eines oft

zwan-

zwanzig Bedeutungen hat. Die Eigenschaft der Franzosen ist, von einem Abweg auf den andern zu gerathen. Vor einigen Jahren waren ihre Kleider gar zu weit, nun aber sind sie so eng, daß man sie nicht ohne große Mühe anziehen kann. Eben dasselbe hat man auch bey ihrer Sprache angemerkt, welche sie dergestalt gemustert und gesäubert haben, daß sie ganz trocken und mager geworden ist. Man kann dieses an ihren Schauspielen abnehmen, welche aus lauter trocknen Unterredungen bestehen, die weder Geist noch Leben haben. Denn die sinnreichsten Ausdrücke und die nettesten Zweydeutigkeiten werden nun als die größten Schandflecke der Sprache angesehen. Und wenn ja jemand aus Noth gezwungen wird, sich einer Redensart zu bedienen, die nicht mehr in der Mode ist, so fügt man doch stets die Entschuldigung hinzu, S' il est permis. Die Franzosen führen zwar zu ihrer Entschuldigung an, daß ihre Sprache keine Künsteleyen leide. Man kann aber mit Wahrheit sagen, daß sie, um diese sogenannten Künsteleyen zu vermeyden, auf andre noch weit schlechtere gerathen, von welchem allen sie keinen andern Grund, als ihre natürliche Unbeständigkeit anzugeben im Stande sind. Einer von ihren vornehmsten Skribenten, M. Menage, redet von den zweydeutigen Wörtern folgendergestalt: „Wer etwas anders sagt, als er sagen will, sagt „nicht das, was er sagt, weil er dieses nicht sagen „wollte. Er sagt auch dasjenige nicht, was er

„sagen will, weil er es nicht würklich sagt.„ Dieser Ausspruch des Menage ist mit allgemeiner Bewunderung aufgenommen worden, ungeachtet diese Sentenz, wenn man sie recht überlegt, nichts anders als ein rechtes Galimathias ist. Denn ein jeder, der einer Sprache mächtig ist, versteht auch die darinn vorkommenden Zweydeutigkeiten, und kann mit leichter Mühe errathen, was einer, entweder im Schreiben oder im Reden, damit sagen will. Vielleicht denken sie, diese meine Critik sey zu scharf, und ich könnte dadurch die französischen Skribenten wider mich in den Harnisch bringen. Es kann aber leicht seyn, daß während der Zeit, daß dieser Brief ans Licht tritt, der französische Geschmack sich schon wieder verändert, und daß die Scherzreden und Zweydeutigkeiten eines Benserade und eines Beautru den Franzosen nicht mehr unerträglich sind. Hieher gehöret, was man damals sagte, als Vaugelas so sehr lange an seiner Uebersetzung des Curtius arbeitete: „Daß die fran„zösische Sprache, ehe er mit seiner Arbeit zu „Stande kommen würde, eine ganz andere „Gestalt würde bekommen haben.„ So wenig ich meine Kleider und meine musikalischen Concerte wegwerfe, weil sie nicht mehr nach der Mode sind, indem ich immer hoffe, daß sie noch wieder Mode werden können, eben so wenig trage ich Bedenken, einen Scherz, oder ein doppeltlautendes Wort zu gebrauchen, weil solches ein gleiches Schicksal haben kann. Am

aller-

allerwenigsten richte ich meinen Geschmack nach dem Geschmack einer so unbeständigen Nation ein. Es ist Höflichkeit genug, daß wir uns von unsern Petits Maitres, welche von Paris zurück kommen, bewegen lassen, unsre Kleidertracht zu verändern. Wollen wir denn nun noch weiter gehen, und uns durch ihre Predigten in noch mehrern Dingen belehren lassen, und sie auch als ordentliche und berufene Catecheten im Reden und Schreiben ansehen? Ich bin ꝛc.

Der hundert und sechste Brief.

Mein Herr,

Ein guter Freund zeigte mir vor einiger Zeit ein Trauergedichte, in welchem der Poet, oder besser zu sagen, der Reimer, den Verstorbenen unter andern auch deswegen rühmte, weil er sich des Bücherschreibens enthalten, und dem Beyspiel andrer nicht folgen wollen, welche ihre Schriften selbst verkauften. Er sagte, er wäre versichert, daß dieses auf mich zielte, und suchte mich zu bereden, den Reimer nach Verdienst zu züchtigen, indem dessen elende Schriften so beschaffen wären, daß keine Materie einen reichern Stof zum Scherz und zum Gespötte ge-

geben könnte. Ich antwortete ihm aber, daß ich mich von meinem einmal gefaßten Vorsatze, solchen Urtheilen mit der Verachtung, welche sie verdienten, zu begegnen, nicht abwendig machen liesse, am allerwenigsten aber mich mit dem Versmacher abgeben könnte. Denn sein Leichengedichte schiene viel eher eine Satyre über den Verstorbenen, als ein Lobgedichte auf denselben zu seyn, und man könne sowohl aus der Materie, als aus der Schreibart sehen, daß er seine eigene Ehre zu Grabe gesungen, wesfalls man mehr Mirleiden mit ihm haben, als ihn nach seinen Verdiensten züchtigen müste. Vernünftige Leute, sowohl hier im Lande, als ausserhalb Landes, urtheilen ganz anders von meinen Schriften, und glauben, daß das Vaterland mir für diese meine Bemühung mehr Dank schuldig sey, als daß man desfalls übel von mir reden sollte, und alle und jede werden daher leicht urtheilen, daß der Poet durch sein unbesonnenes Urtheil niemanden, als sich selbst, geschadet. Geben sie dem Versmacher hievon Nachricht, mit welchem sie, wie ich weiß, einigermaßen bekannt sind. Thun sie noch dieses, aus Liebe zu ihm, hinzu, und ermahnen sie ihn, daß er sich nicht weiter mit der Poesie abgeben, sondern lieber, zumal wenn er in ungebundener Rede nicht glücklicher ist, die Feder gänzlich niederlegen möge. Dadurch werden sie sich das Publicum sehr verbindlich machen, und dem Versmacher selbst einen nicht geringen Dienst erzeigen. Ich bin ꝛc.

Der

Der hundert und siebende Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen für das Schreiben, womit sie mich beehret, und wodurch sie mir Nachricht geben, daß sie sich in Holstein wohnhaft niedergelassen. Wie ich merke, so schätzen sie sich insonderheit deswegen glücklich, daß sie einen überaus angenehmen Mann zum Nachbar erhalten, welcher sein Leben auf eine solche Art hingebracht, daß er sich ein allgemeines Lob bey Hohen und Niedrigen erworben, und keinen einzigen, weder heimlichen noch offenbahren, Feind in der ganzen Stadt habe. Ich muß gestehen, dieser Character, den sie ihrem Freunde beylegen, klingt überaus prächtig. Ich aber verlange einen solchen Nachruhm nicht. Wie das Leben und die Aufführung ihres Nachbarn vordem beschaffen gewesen, davon kann ich nicht urtheilen, weil ich nicht die Ehre habe, ihn zu kennen. Dieses allein erkühne mich doch zu sagen, daß der Character, den sie ihm beylegen, kein Beweis von seiner Vollkommenheit ist; sondern vielmehr offenbahr bezeuget, daß er sich selbst und seine eigne Ruhe mehr, als sein

Va-

Vaterland und das gemeine Beste geliebet. Denn es ist fast unmöglich, daß ein vollkommen tugendhafter Mann und rechtschaffener Bürger ohne Feinde und Nachrede seyn könne. Ich habe an andern Orten in meinen Schriften des Aristides Erwehnung gethan, dessen Tugend und Redlichkeit so groß war, daß er daher auch den Beynamen des Gerechten führte; aller seiner Tugend ungeachtet aber, hatte derselbe doch so viele Feinde, daß er seine Vaterstadt mit dem Rücken ansehen mußte, u. niemals ein Amt verwalten konnte, ohne sich dabey der größten Nachrede auszusetzen, ausser ein einziges mal, da er alles gehen ließ, wie es die meisten gerne haben wollten, und desfalls von allen gerühmt ward, woraus aufs deutliche erhellet, daß dieser allgemeine Beyfall sich lediglich auf die nachläßige Beobachtung seiner Pflichten gegründet. Man kann dieses durch unzählige Beyspiele, sowohl alter als neuer Zeiten beweisen. Ich habe von einem gewissen Manne reden hören, der ein Mitglied eines großen und zahlreichen Collegii, und zwar vernünftig und belebt, aber auch zugleich sehr gemächlich und ein großer Freund und Liebhaber der Ruhe war. Diese letztere Eigenschaft verursachte, daß er sich selten in der Versammlung des Collegii einfand, wenn er aber ja einmal gegenwärtig war, so hütete er sich sehr, daß er jemanden widersprach, sondern er bejahete mit einem höflichen Kopfneigen alles, was die andern für gut funden. Durch ein

sol-

solches Betragen erwarb er sich die Gunst aller seiner Collegen, und niemand hatte das geringste an ihm auszusetzen. Unter den andern aber, die ihr Amt wahrnahmen, hieß der eine ein Haberecht, der andre ein Haarklauber, der dritte ein grober, der vierte ein unbedachtsamer Mann und so weiter andrer, herrlichen Namen zu geschweigen, womit einer den andern belegte. Wenn aber von derjenigen Person die Rede war, deren ich eben erwehnet, so hieß es einhellig, das ist ein angenehmer Mann, wir können uns niemals einen bessern und friedfertigern Collegen wünschen. Denn wir haben noch niemals ein unfreundliches Wort aus seinem Munde gehöret. Und in diesem Stücke hatten sie recht. Denn der allgemeine Freund wohnte entweder der Versamlung gar nicht bey, oder, wenn er ja einmal gegenwärtig war, so that er seinen Mund nicht auf, und redete kein einziges Wort. Der gute Ruf, worinn er sich durch diese seine Aufführung bey dem Collegio, von dem er ein Mitglied war, gesetzt hatte, breitete sich mit der Zeit durch die ganze Stadt aus. Ein jeder redete mit vielem Ruhm von ihm, niemand aber gab sich Mühe, die Ursache davon zu untersuchen. Man sahe diesen Mann nachher eine Ehrenstuffe nach der andern betreten, so daß eben die Eigenschaften, die ihn hätten daran hinderlich seyn sollen, ihm den Weg zum Wohlstand und zur Hoheit bahnten. Es wird nicht schwer seyn, mehrere dergleichen Exempel zu finden, und man

wird daraus abnehmen können, daß derjenige, der sich in einer Societät einen allgemeinen Beyfall erworben, und der sich deswegen rühmen kann, daß er keine Feinde habe, nicht eben deswegen allemal der würdigste sey; so wie derjenige, der viele Feinde hat, deswegen eben nicht für den schlimmsten und unwürdigsten zu halten. Einer, der sich solchergestalt aufopfert, daß er nichts als Recht und Gerechtigkeit vor Augen hat, keine Person ansiehet, sich nicht scheuet, die Wahrheit zu sagen, und niemanden heuchelt, wird ohne Zweifel mehrere Feinde als Freunde haben, wo man sich nicht eine platonische Republik vorstellen will, worinn alle Bürger tugendhaft sind. Ich gebe mich nicht dafür aus, daß ich viele gute Eigenschaften besitze. Aber ich kann es freysagen, und wenn es jemand verlangen sollte, auch beweisen, daß ich mir meine Feinde mehr durch Ausübung der Tugend, als durch meine Fehler zugezogen. Ich habe niemals den Mantel nach dem Winde gehängt, und bin bey widrigen Begebenheiten standhafter als im Glücke gewesen. Ich habe niemanden geheuchelt. Ich habe niemand ohne Ursache gerühmet, vielweniger den Fehlern und Lastern Altäre aufgerichtet. Aber dieses ist nicht der Weg, wodurch man sich Ruhe, Vergnügen, und einen allgemeinen Beyfall erwerben kann. Wenn ich nicht mehr meine Pflicht, als meine eigne Ruhe und ein allgemeines Lob, für Augen gehabt hätte, so würde ich mich lieber dem Müßiggange

als der Arbeit ergeben haben. Zum wenigsten würde ich lieber eine angenehme, als eine nützliche Beschäftigung erwählet haben. An statt moralische Bücher zu schreiben, welche öfters unangenehm und bitter sind, würde ich lieber meine Feder gebraucht haben, einen Commentarium über alte Autores zu schreiben. An statt einer aufrichtigen und unpartheyischen Historie würde ich lieber trockne Jahrbücher und Geschlechtsregister verfertiget haben. An statt der von mir geschriebenen Scherz und Sinngedichte würde ich Hochzeit- und Leichenverse gemacht, an statt moralischer Schauspiele, lieber andre Comödien nach dem Vorbilde von Doctor Faust, Luxemburg, Adam und Eva u. d. g. verfertiget haben. Und dadurch würde ich eben das Glück wie andre erlangt haben, welche sich durch unnütze Dinge, oder dadurch, daß sie gar nichts thun, eine allgemeine Liebe erworben. Zum wenigsten würde ich mir keine Feinde gemacht haben. Aber ich will einen solchen Ruhm, der mit dem Tode verschwindet, gerne andern überlassen, und mich mit dem Nachruhm trösten, den ich mir nach meinem Ableben versprechen kann, wenn Feindschaft und Eifersucht aufhören. Denn ungeachtet man nach dem Tode von keinem Ruhme weiter etwas weiß, so höret man es doch der Einbildung nach, was man nach diesem von der Nachwelt zu erwarten hat. Und wenn ich auch ja den Weg, den andre einschlagen, hätte betreten, und die Ruhe meiner Pflicht vor-

ziehen wollen, so haben doch die beständigen Aufmunterungen, sowohl fremder als einheimischer Gelehrten, mir solches nicht zugelassen. Deñ, wenn mich ja einige von meinen Bemühungen abzuschrecken gesuchet, so haben mich andere rechtschaffene Patrioten wieder aufgemuntert, dariñ fortzufahren, und dieses ist auch noch bey meinem gegenwärtigen hohen Alter geschehen, da doch meine Schwachheit und die Abnahme meiner Kräfte mich billig hätte entschuldigen können. Daß ich meine Schriften selbst verkauft, welches ein gewisser Versmacher mit dem Namen einer Trödeley belegt, darinn habe ich meines Erachtens nichts Unanständiges begangen. Es ist diese Art der Handlung einem Gelehrten gar nicht unanständig, insonderheit, da es einem jeden bekannt ist, zu welchem Endzweck die Früchte meiner Arbeit angewendet worden. Ich bin ꝛc.

Der hundert und achte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir etwas neues zu wissen, was in dieser königlichen Residenz vorgegangen. Ich habe in einer langen Zeit nichts gehört, welches verdiente aufgezeichnet zu werden. Vielleicht ist hin und wieder etwas merkwürdiges geschehen, allein davon erfahre ich nichts, am wenigsten im Winter, da ich mich der Kälte halber stets zu Hause und in meinem Zimmer aufhalten muß. Ich habe zwar bisweilen Besuch, aber insgemein nur von solchen Personen, von denen ich nichts besonders neues erfahre. Alles, was ich mit Gewißheit melden kann, besteht darinn, daß ich ihnen, wenn sie es verlangen, eine Liste von allen vornehmen Leichen, die seit einiger Zeit begraben sind, mitzutheilen im Stande bin, weil ich nahe bey dem großen Thurm wohne, worinn das Klockenspiel hänget. Am abgewichenen Donnerstag ward ein Mann begraben, an dessen Seligkeit der gemeine Mann in meiner Nachbarschaft nicht den geringsten Zweifel hegt, indem das Klockenspiel bey seinem Begräbniß vier ganzer Stunden, von 2 bis 6 Uhr, gespielet worden. Sie werden

dieſes als einen Scherz anſehen. Ich aber ſchreibe dieſes vielmehr im Zorne. Denn ein ſo ewiges Läuten und Spielen der Klocken iſt hinlänglich genug, einen Menſchen, der ſich den Wiſſenſchaften ergiebt, ungeduldig zu machen, wenn er auch nicht eine ſo zärtliche Empfindung hätte, als ich habe. Ich werde übrigens hiedurch darinn beſtärket, daß ich den Character und das Portrait wohl getroffen, welches ich von der däniſchen Nation gemacht, daß ſolche ſeit einiger Zeit auf lauter Ausſchweifungen gerathen, und in keinem Dinge mehr Maaße halten kann. Sollte denn ein Geläute von einer halben Stunde nicht hinlänglich ſeyn? Muß man denn, um den Verſtorbenen eine Ehre zu erweiſen, auch die annoch Lebenden tödten? Eine Seele bedarf nicht ſo viele Zeit in dem Himmel anzulangen, als die fahrende Poſt von Copenhagen bis Rotſchild. Ich bin kein Reformator. Ich wünſche bloß, das gewiſſe Kleinigkeiten, welche nicht den geringſten Nutzen bey ſich haben, ſondern bloß zur Laſt und Beſchwerde gereichen, möchten gänzlich abgeſchaft, oder doch wenigſtens auf eine erträglichere Art eingerichtet werden. Ich erſuche ſie, mein Herr, dieſes dem Staatscollegio auf dem Lande vorzutragen, und das Bedenken unſerer Staatsmänner in der Provinz darüber einzuziehen, ob in dieſem Stücke wegen des Klockenſpiels nicht eine Veränderung unumgänglich nöthig ſey, u. ob dieſes Geläute nicht alſo könne eingerichtet werden, daß eine halbe Stun-

de

de für Personen von bürgerlichem Stande, und eine ganze Stunde für adeliche und characterisirte Personen, länger aber gar nicht gespielet würde, wobey jedoch alles solchergestalt einzurichten wäre, daß die Kirche und der Organist dabey nichts einbüßten. Eine solche Einrichtung würde den Lebendigen sehr zu statten kommen, und die Verstorbenen würden nicht ein einziges Wort dagegen einzuwenden haben. Einige leiten den Gebrauch, die Klocken bey einem Leichenbegängnisse anzuziehen, daher: Man hielt ehedem dafür, daß, weil die Klocken getauft wurden, man durch deren Laut die bösen Geister vertreiben könnte, und daher pflegte man die Klocken zu läuten, wenn die Kranken in letzten Zügen lagen. Dieses ist endlich in die noch daurende Gewohnheit verwandelt worden, daß man die Klocken bey einem Leichenbegängnisse anzieht. Ich bin ꝛc.

Der hundert und neunte Brief.

Mein Herr,

Ich habe an einem Orte in meinen Schriften einige Anmerkungen über die englische Nation gemacht, und gezeigt, wie sehr die gegenwärtigen Einwohner Englands von ihren Voreltern fast in allen Stücken unterschieden sind. Ich habe dieses hauptsächlich der Vermischung mit den Normännern zugeschrieben, wodurch das Land eine andere Gestalt bekommen, und die ehemalige Furchtsamkeit in Kühnheit und Tapferkeit verwandelt worden. Die gegenwärtig blühenden vornehmsten englischen Familien stammen von den ersten Normännern ab, und das normännische Blut wallt noch itzt in den englischen Adern. Dieses kann niemanden unbekannt seyn, der die englische Historie auch nur obenhin gelesen. Denn ein jeder weiß, was für vielen und großen Veränderungen England jederzeit unterworfen gewesen, und daß dieses Land bald von britañischen Königen, bald von Römern, bald von Angelsachsen, bald von Dänen, u. endlich wieder von normännischen Regenten beherrscht

herrscht worden. Aber wenige haben dieses angemerkt, daß die Regierung nach so vielen Veränderungen, gleichsam durch eine Circulation wieder an die alten Britannier, oder die ältesten Einwohner des Landes zurückgekommen. Dieses kann dadurch bewiesen werden, wenn man dasjenige zugiebt, was man nicht wohl läugnen kann, nämlich, das Henrich der Siebende der Stammvater des itzt regierenden königlichen Hauses ist. Das Geschlechtregister dieses Königs kann diese Sache völlig ausser Zweifel setzen. Der streitbare König, Henrich der Fünfte, welcher Frankreich unter das Joch brachte, vermählte sich mit der französischen Prinzeßinn, Catharina, aus welcher Ehe Henrich der Sechste erzeugt ward, der seinem Vater in der Regierung folgte. Nach Henrich des Fünften Tode vermählte sich dessen hinterlassene Wittwe mit einem alten britannischen Edelmann, Namens Owen Tudor, und weil Henrich der Siebende, der Stammvater der itztregierenden königlichen Familie, aus dieser Ehe abstammet, so ist es offenbar, daß die gegenwärtigen Könige in England von den alten Britanniern herkommen. Denn die englische Historie zeigt, daß die Angelsachsen, wie sie sich des Landes bemächtiget, die alten Einwohner in die Provinz, die nun Wales genannt wird, zusammen getrieben. Henrich der Siebende war solchergestalt von dem alten und aus der Provinz Wales gebürtigen Edelmann, Owen Tudor, entsprossen und folglich

kommen die nachfolgenden Könige aus altem britanniſchen Stamme her. Sie werden auch in der Hiſtorie daher mit dem Namen der Regenten aus dem Hauſe Tudor belegt, und ſie könnten dieſen Namen auch mit allem Rechte bis auf die gegenwärtigen Zeiten führen. Denn ungeachtet die letzten Regenten nach ihren Häuſern Stuard und Hannover benennet worden, ſo kommen ſie doch alle von Henrich dem Siebenden, oder von Tudor, wo nicht von väterlicher, doch wenigſtens von mütterlicher Seite her. Jtztbemeldeter Henrich der Siebende, welcher demnach für den Stammvater der nachfolgenden engliſchen Könige zu halten, iſt übrigens einer von den größten engliſchen Königen, indem er den bürgerlichen Kriegen ein Ende gemacht, die ſo lange unter den Häuſern York und Lancaſter gewähret. Denn durch ihn wurden beyde Häuſer, die durch eine weiße und rothe Roſe unterſchieden, wieder mit einander vereiniget, indem er ſich mit der yorkiſchen Prinzeßinn Eliſabeth vermählte, ſich ſelbſt aber von mütterlicher Seite aus dem lancaſterſchen Hauſe herrechnete. Sein Recht zur Krone aber gründete ſich hauptſächlich auf ſeine erfochtene Siege, auf den langwierigen Beſitz der Krone und auf ſein weiſes Regiment, weſfalls er der engliſche Salomon genannt wird. Er hat indeſſen dieſen Titel hauptſächlich ſeinem Geſchichtſchreiber, dem Verulamius, zu danken, der ihn als das Muſter aller Regenten beſchrieben. Andre Skribenten

aber

aber bezeugen, daß er mit mehrerm Rechte den Namen eines listigen Königes verdienet. Denn seine Staatskunst bestand darinn, sich selbst wider seine Feinde zu beschützen, ohne dabey auf die Wohlfarth seiner Unterthanen im geringsten bedacht zu seyn, wesfalls er auch mehr gehaßt als geliebt worden. Ferner suchte er unter den Ständen im Parlament das Gleichgewicht zu halten, und die Eifersucht zu ernähren, die unter dem Adel und den Gemeinen herrschte, und hierauf gründete er hauptsächlich die Stärke seiner Regierung, wie ich in meinen andern Schriften gezeigt habe. Denn wie er merkte, daß die hohen und niedrigen Stände sich mit einander vereinigten, um sich der königlichen Macht mit einem desto größern Nachdruck zu widersetzen, so gab er Befehl, daß die Großen, welche sich insgemein in den Provinzen aufhielten, und sich bey den Gemeinen sowohl durch den täglichen Umgang, als durch die mit ihnen getroffenen Ehebündnisse beliebt machten, sich nach Hofe begeben mußten, unter dem Vorwand, daß ihre Gegenwart daselbst nöthig wäre, welche Staatsklugheit die folgenden englischen Könige sich nachher gleichfalls wohl zu Nutz gemacht. Sein andrer großer Kunstgriff bestand darinn, daß er es so einzurichten wußte, daß diejenigen, welche von dem Volke zu Mitgliedern des Unterparlaments erwählet wurden, keine andere waren, als von deren Stimmen das königliche Hauß versichert seyn konnte. Zu die-

ser Hauptstaatsregel hatten die beyden vorigen Könige, Richard der Zweyte und Henrich der Vierte, bereits den Grund gelegt und sich dadurch eine fast unumschränkte Macht erworben. Denn, wenn die englischen Könige es also einrichten können, daß sie der meisten Stimmen im Parlament versichert sind, so wird ihre Macht größer, und gewissermaßen auch sicherer, als andrer souverainen Regenten, weil sie alles thun können, was sie wollen, ohne desfalls eine Verantwortung oder Nachrede besorgen zu dürfen, weil alle Schuld auf das Parlament, oder, welches einerley ist, auf das ganze Volk, welches das Parlament vorstellet, geworfen wird, und es also immer heißt, wenn ein Unfall sich zuträgt, oder die Freyheit einigermaßen eingeschränkt wird, daß die ganze Nation ihre Einwilligung dazu hergegeben. Vielleicht dürfte man einwenden, wie es doch möglich sey, daß die Regierung eine so große Anzahl von Parlamentsherren, insonderheit in dem Unterhause, gewinnen könne, da die Mitglieder desselben durch eine freye Wahl des Volks erwählet werden. Aber die Erfahrung zeiget, daß dieses dennoch oft dadurch bewirket werde, daß man vor der Wahl heimlich Geld unter das Volk austheilen läßt. Bemeldete beyden Könige bedienten sich noch eines andern, und gewissermaßen noch sicherern Mittels, indem sie sich die so genannten Cherifs, oder obrigkeitlichen Personen, die bey der

Wahl den Vorsitz hatten, verbindlich machten, und dieselben dahin vermochten, daß sie auf ihre Liste diejenigen setzten, welche dem Hofe am angenehmsten waren, welches verursachte, daß man nachher für nöthig befunden, eine Musterung zu halten, und die Art und Weise zu untersuchen, die bey den Wahlen gebraucht worden. Dieses wußte sich Henrich der Siebende vortreflich zu Nutze zu machen, und verdiente daher den Namen eines staatsklugen Königs, nicht aber eines englischen Salomons, der ihm von dem oberwehnten Geschichtschreiber beygelegt worden. Ich bin ꝛc.

Der hundert und zehnte Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben bemerke, so haben sie die ihnen von mir zugeschickte academische Abhandlung de idea Juris Consulti mit Vergnügen gelesen, und ihrer Meynung nach hat der Verfasser vollkomen recht, wenn er behauptet, daß niemand für einen rechtschaffenen Juristen gehalten werden könne, wo er nicht ein Polyhistor, und in allen Arten der Wissenschaften geübt sey. Der Verfasser hat allerdings recht, aber eben so wie die übrigen, die auf eine gleiche Prahlerey verfallen sind. Denn ein jeder prahlet mit seiner Wissenschaft, und will solche gerne zu der größten und wichtigsten machen, und es sind auch leicht einige Gründe zu erdenken, um einen solchen Satz einigermaßen zu unterstützen. Ueber solche Leute spottet Moliere in seinem bürgerlichan Edelmann, in welchem Schauspiele er einen Philosophen, einen Musicanten und einen Tanzmeister auftreten läßt, welche sich heftig mit einander herum zanken, indem ein jeder seine Wissenschaft für die älteste und edelste hält, und solches gegen die andern bis aufs Blut zu vertheidigen suchet.

Es

Es sollte mir nicht schwer fallen, nach dem Beyspiel obangezogenen Verfassers, zu beweisen, daß ein jeder Künstler und ein jeder Handwerksmañ, ja ein Schuster, wenn er anders ein rechtschaffener Schuster seyn will, ein Polyhistor seyn müsse, und daß man nicht von ihm sagen könne, daß er sein Handwerk recht verstehe, wo er nicht in allen Artenjder Wissenschaften geübt ist. Sie denken vielleicht, daß mir dieses wohl etwas schwer fallen dürfte, es ist aber doch nicht unmöglich. Ich will doch einmal aus Lust einen Versuch machen. Ein rechtschaffener Schuster muß zugleich ein Philosoph seyn. Denn, wenn er kein Naturkündiger, und in der Physik nicht erfahren ist, so kann er leicht mit den Häuten und Leder betrogen werden. Ein Schuster muß auch wissen, welches Leder sich am meisten weitet, und darnach seinen Leisten einrichten, um nach Maßgebung dessen die Schuhe weiter oder enger zu machen. Wird er aber dieses alles ohne eine gründliche Einsicht in die Naturlehre wohl zu thun im Stande seyn? Ein Schuster muß auch gewissermaßen ein Gottesgelehrter seyn, und unter den Religions-Secten einen Unterscheid zu machen wissen. Denn es ist ein anders für einen Orthodoxen zu arbeiten, welcher dünne und bisweilen verkehrte Sohlen haben will, indem er seine Füße öfters zum tanzen gebrauchet, ein anders aber ist es, wenn er für einen Ketzer, insonderheit für einen Fanaticum arbeitet, der das Tanzen verwirft, und

lie-

lieber dicke Sohlen haben will, um mit desto größerm Nachdruck und Eifer die Eitelkeit der Welt mit Füssen zu treten. Ein Schuster muß auch in der Historie bewandert seyn, denn sein Tagebuch und die Erfahrung müssen ihn lehren, welchen Leuten er Credit geben könne oder nicht. Weil die Historie ein Spiegel des Lebens ist, welche aus den vergangenen Dingen zeiget, was von den künftigen zu hoffen stehet, und die Exempel anderer Leute uns zu unsrer eigenen Warnung dargestellet und aufgezeichnet worden: so lernet ein Schuster daraus, daß man großen Herren nicht viel, fremden Ministern aber gar nichts borgen müsse, weil die ersten sich etwas langsam mit ihrer Bezahlung einfinden, die letzten aber sich mit dem Völkerrecht schützen können. Die mathematischen Wissenschaften sind einem Schuster unentbehrlich, denn keine Wissenschaft kommt mehr mit dem Handwerk eines Schusters überein. Der Leisten, die Nadel, die Maaße, oder, nach der Sprache der Schuster, der Gradstok, sind alle geometrische Instrumente, und ein geschickter Schuster kann daher ein Archimedes im kleinen genannt werden. Ein Schuster muß auch in der Sittenlehre wohl bewandert seyn, und kein Buch öfterer lesen, als den Tractat des Seneca vom Zorn, um daraus zu lernen, wie er sich mit Gedult bewafnen müße. Denn ein Schuster ist unter den Handwerksleuten derjenige, dessen Arbeit am meisten gemustert und durchge-

hechelt mird. Der geringste Falten an einem Schuh, setzt einen Petit Maitre in Feur und Flammen. Denn weil ein netter Schuh die größte Ehre eines jungen Cavaliers ist, so verzeihet derselbe dem Schuster nicht den geringsten Falten, der sich an dem Schuh findet, und wenn auch gleich wirklich keine Falten vorhanden sind, so glaubt ein Petit Maitre doch welche zu sehen, und läßt seinen Zorn an dem armen Schuster aus. Hier kommt demselben die Sittenlehre sehr wohl zu statten: denn bey solchen Umständen ist es unumgänglich nöthig, daß ein Schuster sich mit einer mehr als spartanischen Gedult bewafne, und die Scheltwörter in das eine Ohr ein, und aus dem andern wieder herausgehen lasse, ohne sich darüber zu beschweren, es wäre denn, daß es zu Schlägen käme, in welchem Fall er die Gesetze des Landes zu Hülfe nehmen, und also auch ein Jurist seyn muß. Weil ein Schuster täglich mit Pech und Theer umgehet, so muß er auch die Medicin verstehen, und wo meine Nachrichten sicher sind, so hat ein Schuster die edle Panacee, oder die so berühmte Theer-Cur entdecket, wodurch alle Arten der Krankheiten können vertrieben werden. Sehen sie, mein Herr, hier haben sie eine ideam boni sutoris nach eben derselben Methode, deren sich der obangezogene Verfasser, und noch verschiedene andere bedienet, die mit ihren Wissenschaften prahlen. Was ich hier von dem Schuster erwiesen habe, solches erbiete ich mich auch

von

von einem Tanzmeister zu behaupten, wenn sie es verlangen, und mit eben derselben Gründlichkeit darzuthun, daß auch dieser ein Polyhistor seyn müsse; aber für diesesmal genug geschertzt. Ich bin ꝛc.

Der hundert und elfte Brief.

Mein Herr,

Sie glauben, daß ich in der Vergleichung, welche ich in meinen lateinischen Briefen unter den beyden großen Geschichtschreibern, dem P. Daniel und den Rapin Thoiras angestellet, geirret, indem ich, dem Ansehen nach, dem ersten vor dem letzten den Vorzug eingeräumet. Es ist aber dieses nur von mir in gewissen Stücken geschehen, wie ich deutlich angezeiget. Ich habe mein Urtheil an dem oberwehnten Orte dahin geäußert, daß ich die englische Historie für unpartheyischer hielte, und ich hege auch noch die Meynung, daß wenige Historien sich einer solchen Zuverläßigkeit rühmen können, als die Historie des Rapin Thoiras, in so weit sich solche auf die aus dem Archiv hergenommenen Originaldocumenten des Rymers gründet. Wenn aber von dem

al-

alten und neuen Theil seiner Geschichte die Rede ist, so urtheile ich anders. Denn da er bey diesen Theilen seiner Geschichte sich die geheimen und zuverläßigen Urkunden nicht zu nutze machen können, so führt er bloß zum Beweis dessen, was er erzählet, gemeine und allenthalben bekannte Skribenten an, ja er lässet es bisweilen bloß dabey bewenden, daß er allein die Namen der Skribenten anführet, ohne die Schriften, geschweige denn die Bücher und Seiten zu nennen. Dieses ist allerdings ein großer Fehler an einer Historie, die für ein Meisterstück gehalten werden soll, und man kann daher fast auf die Gedanken gerathen, daß Rapin die Skribenten nicht mit Fleiß gelesen, deren bloße Namen er allein auf dem Rande anführet. Dieses alles aber kann man dem P. Daniel nicht vorwerfen, denn derselbe hat sich der seltensten und zuverläßigsten Hand- und Gedenkschriften bedienet, die er nur bekommen können, und überall die Bücher und Seiten angeführet, woraus er das seinige hergenommen; wodurch den Lesern Gelegenheit gegeben wird, zu den Quellen selbst, wenn sie es für nöthig finden, zurück zu gehen. Es fällt auch einem jeden leicht in die Augen, daß die französische Historie mit weit mehrerer Mühe geschrieben worden, als die englische. Denn P. Daniel ist durchgehends umständlicher, und in der ältesten und neuesten Historie zuver-

läßiger, als der letzte; den ich sonst seiner Unpartheylichkeit und vortreflichen Beurtheilungskraft halber bewundere, und dafür halte, wenn er sich bloß mit dem Theile der englischen Historie befaßt hätte, der sich auf die gedruckten und aus dem Archiv genommenen Documenten gründet, so würde er ein Werk geliefert haben, womit nicht leicht ein anderes hätte verglichen werden können. Denn man kann nach Maßgebung desselben alles sicher verbessern, was man in den französischen und englischen Historien dieser Zeiten irriges aufgezeichnet findet. Rapin hat mir unter andern eine Sache aufgekläret, die, wie P. Daniel dieselbe vorträgt, fast unbegreiflich ist. P. Daniel legt König Ludwig dem Elften einen Staatsfehler zur Last, worüber er sich selbst höchstens wundert, indem derselbe mit dem übrigen Betragen dieses schlauen und listigen Königes nicht im geringsten überein kommt. P. Daniel kann sich selbst hierinn nicht finden, und weiß hievon keinen andern Grund anzugeben, als den besondern Eigensinn und das seltsame Wesen, welches man bisweilen bey diesem Könige wahrgenommen. Weil aber die Historie zeigt, daß, ungeachtet dieser König sich bey seinen meisten Handlungen sehr seltsam aufgeführet, er doch in den Stücken, wo es auf seinen Nutzen ankam, sich selbst allezeit ähnlich geblieben, so wird die Schwierig-

rigkeit dadurch dennoch nicht gehoben. Die Geschichte, deren P. Daniel gedenkt, ist folgende: Nach dem Tode Carls des Kühnen fiel Burgund, nebst allen dazu gehörigen Provinzen, die nun unter dem Namen der Niederlande begriffen werden, und ihrer Wichtigkeit nach keinem ansehnlichen Königreiche weichen, auf dessen einzige hinterlassene Tochter Maria. Die Prinzeßinn ward dem Dauphin sogleich angetragen, durch welche Ehe Frankreich demnach so viele reiche und ansehnliche Länder ohne Schwerdschlag hätte erlangen können. Die Historie aber sagt, daß der König diesesmal so verblendet gewesen, daß er lieber einen Theil dieser Provinzen durch die Waffen einnehmen, als sie alle durch die Ehe des Dauphins mit der Prinzeßin ohne Schwerdschlag seiner Krone einverleiben wollen. Keine Verblendung kann größer, und keine Aufführung seltsamer seyn, insonderheit da der Hof dieses Königs damals für die größte Staatsschule gehalten ward. Rapin aber macht diese Sache einigermaßen begreiflich, indem er zeigt, daß dem Könige damals die Hände gebunden gewesen, da er den Dauphin mit der englischen Prinzeßinn, einer Tochter Eduard des Vierten, verlobet. Diese Verlobung, welche er durch verschiedene wiederholte Versicherungen, von neuen bestätiget hatte, war hinlänglich genug ihn zurück zu halten, in-

dem er sich damals für keinen König mehr fürchtete, als für Eduard den Vierten, in welcher Absicht er sich denn auch erbot, die burgundischen Länder mit ihm zu theilen. Ich bleibe übrigens bey meinem Urtheil, welches ich von diesen beyden Geschichtschreibern gefället habe, und kann keinesweges den partheyischen Urtheilen beypflichten, die man in gewissen Tagebüchern über den P. Daniel und dessen Historie gefället hat. Denn das von demselben gelieferte Werk bleibt, aller Fehler, die man darinn anmerket, ungeachtet, dennoch eines von den wichtigsten und ansehnlichsten, die jemals ans Licht getreten. Ich bin ꝛc.

Der
hundert und zwölfte Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits an mehrern Orten in meinen Schriften angemerkt, daß man keinen Menschen verachten, noch jemanden für ganz untüchtig halten müsse, weil er zu gewissen Verrichtungen nicht geschickt ist, indem die Erfahrung lehret, daß derselbe ein nützlicher

licher und tüchtiger Mann werden könne, wenn er in seiner rechten Sphäre gebraucht wird. Ich habe gleichfalls bereits erinnert, daß man die sogenannten großen Geister nicht gar zu sehr erheben, und sich einbilden müsse, weil dieselben einige Geschäfte mit Beyfall verrichten, daß solche deswegen zu allem könnten gebraucht werden. Ich habe einen gewissen Mann gekannt, der sich durch verschiedene Aemter, denen er insgesammt mit großer Geschicklichkeit vorstand, einen ungemeinen Ruhm erworben hatte. Die meisten urtheilten daher, daß er von Natur zu allem aufgelegt wäre, ich aber, der ich die Eigenschaften dieses Mannes ziemlichermaßen, und vielleicht besser, als er selbst, kannte, urtheilte ganz anders, und hielt dafür, daß derselbe, wenn ihm gewisse andere Verrichtungen aufgetragen werden sollten, seinen vorigen Ruhm gänzlich verliehren würde. Ich sage mit Bedacht, daß ich ihn vielleicht besser, als er sich selbst gekannt; denn es äusserte sich nachher würklich, daß er aus Mangel einer nöthigen Selbsterkänntniß sich in solche Geschäfte einließ, wodurch meine Prophezeyung erfüllet, und sein ehemaliger Ruhm um ein großes verringert ward. Denn so groß auch das Ansehen war, welches er durch Schreiben und Reden erlanget hatte, so sehr verlohr sich dasselbe, sobald er das Amt eines Richters anrat, so daß er selbst zu merken an-

fieng, daß eine Sache hurtig zu begreifen, und solche gründlich zu beurtheilen, nicht für einerley zu halten. Ja dieses äusserte sich so merklich, daß ein gewisser Mann, der ein Mitglied von dem Rathscollegio, übrigens aber kein Freund desjenigen war, von dem ich eben geredet, wie er seinen Tod vernahm, öffentlich sagte, daß er dadurch mehr verlohren, als gewonnen, indem ihm sein Amt nunmehro weit beschwerlicher, als vorhin, werden würde. Denn so lange der Verstorbene gelebt, hätte er nicht nöthig gehabt, seinen Kopf über irgends eine Sache zu zerbrechen, weil er versichert seyn können, daß er allemal recht geurtheilet, wenn er gerade das Gegentheil von der Meynung des Verstorbenen behauptet. Ich führe dieses nicht zu dem Ende an, um den Verstorbenen zu tadeln, denn ich habe mich niemals mit Personalien abgegeben, und diese Critik gereicht demselben auch nicht zur Verkleinerung. Sie zielet bloß dahin ab, um eine Sache zu erläutern, worinn die meisten Menschen zu irren pflegen. Sollte ich es aber auch ja in einer andern Absicht gethan haben, so könnte ich mich einigermaßen mit dem Wiedervergeltungsrecht entschuldigen, und ich bin versichert, daß ein jeder, dem die abgewichenen Zeiten nicht unbekannt sind, urtheilen wird, daß ich mich annoch sehr gelinde ausgedrückt. Was ich unpartheyisch hievon sagen kann, bestehet darinn, daß

das

das Urtheil, welches ein gewisser Mann von dem Verstorbenen oberzählter maßen gefället, zwar ein wenig zu weit gehet, aber doch nicht ganz ungegründet ist. Denn der Verstorbene war in seinen Urtheilssprüchen insgemein nicht sonderlich glücklich, und weil er überhaupt nicht beliebt war, so urtheilten die meisten, daß seine Urtheile entweder aus Partheylichkeit, oder Eigennutz, oder auch aus Unbedachtsamkeit herrührten. Ich aber urtheilte jederzeit ganz anders davon, wie verschiedene annoch lebende Personen bezeugen können, und legte dadurch an den Tag, daß, wie ich denen, welche mir oder meinen Freunden etwas über unser Verdienst beylegen, allemal widersprochen, also ich auch die Parthey meiner Feinde zu nehmen niemals unterlassen, wenn ich bemerkt, daß man unrecht von ihnen geurtheilet. Ich bleibe daher auch noch ferner bey dem, was ich bereits vorher gesagt habe, daß seine unglücklichen Urtheilssprüche mehr einer natürlichen Ungeschicklichkeit, als einem muthwilligen Vorsatz, und einer Partheylichkeit zuzuschreiben, indem ich aus verschiedenen andern Exempeln bemerkt, daß ein sehr geschickter Secretair öfters ein sehr mäßiger Richter ist, so wie der beste Acteur seinen Ruhm verlieren kann, weñ er eine seiner Natur nicht gemäße Rolle zu spielen übernimtm. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen für ihre letzte Zuschrift verbunden. Sie melden mir darinn, daß sie vor einiger Zeit mit einem Cavalier in Gesellschaft gewesen, der sich sehr heftig gegen alle unsre dänischen Schauspiele erkläret, ohne dabey einen Unterscheid unter den Original- oder aus dem Moliere übersetzten Stücken zu machen, wobey derselbe sich zugleich herausgelassen, daß diese Comödien vielleicht zu den Zeiten, da sie zuerst geschrieben worden, sehr gut gewesen seyn möchten, auf unsre Zeiten aber sich gar nicht schickten, indem der Geschmack in Frankreich sich gegenwärtig ganz geändert habe. Ich merke hieraus, daß diese Ketzerey auch in den Provinzen überhand zu nehmen anfängt. Ich nenne eine solche Meynung mit Bedacht eine Ketzerey, und rechne dieselbe unter die seltsamsten Ketzereyen, welche ein orthodoxes Blut am meisten in Bewegung bringen können. Denn so gelinde ich

auch

auch gegen andere Ketzer bin, so eifrig bin ich im Gegentheil gegen diese pariſiſchen Catecheten und Petits Maitres. Ich habe Mitleiden mit den erſtern, weil dieſelben es für eine Pflicht halten, die Lehre zu verwerfen, welche, ihrer Meynung nach, ſo wenig mit der Schrift als mit der Vernunft übereinkommt. Ich habe aber mit den letztern kein Mitleiden, weil dieſelben auf ihre eigene Vernunft Verzicht thun, und ihren Geſchmack einzig und allein auf die Phantaſey der pariſiſchen Petits Maitres gründen. Sie glauben dadurch andere zu überreden, daß ſie die Klugheit allein beſitzen, ungeachtet nichts eine größere Einfalt an den Tag leget, als wenn man etwas rühmet, ohne es vorher unterſuchet zu haben, wenn man etwas glaubet, ohne ſich Mühe zu geben, es zu begreifen, und wenn man etwas redet, ohne dabey zu denken. Dieſes iſt etwas, welches ſich dem Mechanismo nähert, und wodurch man ſich des Bürgerrechts in der menſchlichen Geſellſchaft unwürdig machen kann. Wenn jemand ſagt, man ſetzt in Paris ſeinen Huth nicht mehr bey kaltem Wetter auf, oder es iſt an dem franzöſiſchen Hofe nicht mehr Mode, die Wahrheit zu ſagen, und jemand wollte daraus den Schluß machen, daß man dieſes auch hier zu Lande einführen müſte; würde derſelbe nicht ſeine Einfalt auf eine handgreifliche Art verrathen? Vielleicht urtheilen ſie, daß meine Orthodoxie in dieſem Stücke ein wenig zu weit gehe, und daß

ich hierinn einen Verfolgungsgeist blicken liesse, den ich so oft an andern getadelt. Wenn sie aber die Sache recht überlegen, so werden sie mir, wie ich gewiß weiß, Beyfall geben. Ich kann mit Geduld irrende Menschen anhören, wenn sie zu Behauptung ihrer Irrthümer entweder starke oder schwache Gründe anführen. Aber es ist mir unerträglich, wenn ich hören muß, daß gewisse Leute sich mit thörichten Meynungen bloß deswegen groß machen, weil sie in der Mode sind, und offenbar zu erkennen geben, daß sie aus keiner andern Ursache irren, als bloß um andern thörichten Leuten Gesellschaft zu leisten. Doch gehet mein Eifer nicht weiter, als daß ich solche Leute verlache. Man pflegt zwar zu ihrer Entschuldigung anzuführen: Frankreich sey ein höchst gesittetes Land, und Paris der Ort, worinn die schönen Wissenschaften am meisten getrieben würden. Zu Paris wären die Schauspiele zu allererst in ihre rechte Gestalt gebracht worden, und daselbst habe man die größten Comödien- und Tragödienschreiber und die vollkommensten Dichter gefunden. Da demnach dieses offenbahr und von allen Nationen zugestanden werde, so könne man es ja den jungen Cavaliers nicht verargen, wenn dieselben sich bemüheten, so vielen vortrefflichen Mustern nachzuahmen, und nach Paris, wie die Jugend in vorigen Zeiten nach Athen, reiseten, um dorten so wohl eine gesittete Lebensart anzunehmen, als

auch

auch um sich in den Wissenschaften zu üben. Man muß aber hieben anmerken, daß die pariſiſchen Petits Maitres, weil sie die Schaubünen daſelbſt vornehmlich unterhalten, ſeit einiger Zeit den Meiſter geſpielet, und ſo wohl die Skribenten als die Acteurs gezwungen, nach ihrem wunderlichen Geſchmack zu ſchreiben, und auf der Schaubühne zu erſcheinen. Wie kann denn doch eine ſo verdorbene Bühne andern zum Muſter dienen? Ich habe es öfters gehöret, daß ſich vernünftige Pariſer ſelbſt darüber beſchweret, und gewünſchet, daß die alten Schauſpiele erneuert, und in der Geſtalt wieder erſcheinen möchten, worinn man ſie zu den Zeiten des Moliere bewundert. Die Schauſpiele, die man itzt auf den pariſiſchen Bühnen aufführet, ſind überaus mager, und haben nicht die geringſte Geſtalt von einem Schauſpiele. Denn man trifft darinn weder eine Geſchichte, noch einen wohl getroffenen Character, vielweniger aber das Leben und den Geiſt an, wodurch die Schauſpiele des Plautus und Moliere auch noch der ſpäteſten Nachwelt ein Muſter bleiben werden. Ich habe oben erwehnet, daß die pariſiſchen Petits Maitres ſich Meiſter von den franzöſiſchen Schaubühnen gemacht, und dieſes iſt hauptſächlich auf zweyerley Art geſchehen. Weil ſie zuförderſt das meiſte Geld zu verzehren haben, ſo werden die Schauplätze hauptſächlich von ihnen unterhalten; zweytens verurſachen ſie durch ihr

Stam-

Stampfen und Pfeiffen, daß ein gutes Stück, welches nicht nach ihrem seltsamen Geschmacke ist, keinen Beyfall findet, sondern die Acteurs, entweder im Anfang oder auch mitten in der Handlung aufhören müssen. Ich verwerfe die Reisen nach Paris nicht, denn Paris ist ein Ort, wo man viel Gutes lernen kann; aber unsere Jugend reiset nicht in der Absicht dahin, um mit vernünftigen Männern und Philosophen, nach dem Exempel der römischen Jugend, welche in solcher Absicht nach Athen reisete, umzugehen, sondern unsre jungen Herren begeben sich bloß dahin, um mit den Petits Maitres der Stadt Umgang zu pflegen. Diese sind ihre Lehrer und Professores, und durch deren Umgang werden sie in eine solche Form gegossen, daß sie ganz verkehrt in ihr Vaterland zurück kommen. Sie reisen also nach Paris, nicht in der Absicht, um in den Wissenschaften zuzunehmen, sondern um die Thorheiten der dort befindlichen Petits Maitres abzucopiiren, welche von vernünftigen Parisern selbst als Originale der Thorheit, ja als schädliche Insecten angesehen werden, die alles wieder verderben und niederreissen, was von andern mit Mühe gebauet worden. Man darf sich daher nicht wundern, daß unsre jungen Leute, welche mit solchen Schätzen zurück kommen, alles verachten, was sie in ihrem Vaterlande sehen und hören, und es ist daher leicht zu begreifen, warum sie durch das bekannte Schauspiel: Jean de

Fran-

France, in eine ſolche Wuth geſetzt werden, weil ſie ihre Thorheiten darinn lebhaft abgemahlet ſehen, und dadurch überzeugt werden, wie ſchlecht ſie ihre Zeit auf ihren auſſerhalb Landes angeſtellten Reiſen zugebracht. Meiner Meynung nach kann dieſe Comödie nicht zu oft geſpielet werden. Uebrigens halte ich dafür, daß die Schauſpiele nicht eher wieder in den rechten Stand kommen werden, bis der Geſchmack, welcher zu den Zeiten des Moliere geherrſchet, wieder erneuet wird, und die Schauſpiele dieſes großen Mannes von andern zu einem Plan genommen werden, wornach ſie die ihrigen einrichten. Nach dieſem Plan habe ich mich in meinen Schauſpielen gerichtet, und mir alle nur erſinnliche Mühe gegeben, dieſen Geſchmack wieder zu erneuern und einzuführen, welches mir ſowohl hier im Lande, als auch auſſerhalb Landes zum Ruhm ausgelegt worden. Ich hoffe daher, ſie werden ſich, mein Herr, durch die ungegründeten Urtheile unſerer däniſch-franzöſiſchen Cavaliers nicht irre machen laſſen, und ihren Geſchmack darnach nicht einrichten. Denn niemand iſt weniger geſchickt, ſich zu einem Richter aufzuwerfen, als diejenigen, welche reden, ohne zu denken, und die man als eine gewiße Art von Maſchinen und Marionetten anſehen kann, welche uns mehr zur Luſt dienen müſſen, als daß wir ſie für große und zuverläßige Lehrer halten ſollten. Ich bitte indeſſen, dieſen Brief

nie-

niemanden zu zeigen. Denn ich will lieber ein ganz Regiment Dragoner, als einen einzigen Petit Maitre auf dem Halse haben. Was ich übrigens hievon geschrieben, ist aus einem patriotischen Eyfer geschehen, den ich leider nicht ablegen kann, so sehr ich mich auch darum bemühe. Wenn auf der Apothek eine Arzeney vorhanden wäre, wodurch ein solcher Eyfer entweder abgekühlet, oder gar vertrieben werden könnte, so wollte ich dieselbe kaufen, sie möchte auch so theuer zu stehen kommen, als sie immer wollte. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der
hundert vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Wie sie glauben, so haben sich an meiner letzten Schrift Personen von allerley Stande und Secten geärgert, und nach ihrer Meynung habe ich unbedachtsam und thöricht gehandelt, daß ich es mit der ganzen Welt aufgenommen, indem ein vernünftiger Skribent doch allemal dahin sehen müsse, wenigstens die eine Parthey zu gewinnen, damit sol-

solche seine Schrift wider die andere Parthey vertheidigen möge, nach dem bekannten Ausspruche divide et impera. Ob die Sache an sich so gefährlich sey, wie sie glauben, kann ich nicht sagen. Ist sie aber ja gefährlich, so ist sie doch anständig, und zeuget von dem redlichen Character eines Skribenten, der nichts anders schreibet, als was er für wahr hält, und sich nicht durch so viele Vorgänger irre machen läßt, gewisse herrschende Meynungen zu vertheidigen, und mehr einen Sachwalter, als einen Lehrer, abzugeben. Wenn eine Schrift solchergestalt abgefaßt ist, daß die darinn vorgetragenen Lehren durch Gründe, jedoch auf eine solche Art unterstützt sind, daß alles nicht nach eines jeden Geschmack ist, so kann man nichts größers zum Ruhm eines Skribenten sagen. Je seltener Schriften von dieser Art zum Vorschein kommen, desto höher müßten dieselben billig geschätzt werden. Die Erfahrung aber zeiget, daß die meisten Skribenten insgemein nur darauf bedacht sind, die Lehren und Meynungen derjenigen Parthey, welcher sie einmal beygepflichtet, zu vertheidigen, wodurch sie sich aber selbst hinderlich sind, daß sie die Wahrheit nicht einsehen können, welche sie, ihrem Vorgeben nach, suchen, oder nach welcher sie auch würklich streben. Das Urtheil also, welches man, wie ich höre, über meine Schrift gefället, kann mir nicht anders als sehr angenehm seyn, denn so oft man einen Skribenten

ten tadelt, daß er sich nicht in allen Stücken nach dem herrschenden Geschmacke richtet, so oft rühmet man, obgleich wider Willen, seine Schrift, und legt dem Skribenten einen Character bey, womit er Ursache hat, zufrieden zu seyn. Ich habe an gewissen Orten in meinen Schriften gezeiget, daß alle alte Philosophen durch ihre Lehren, nicht so wohl andre zu unterrichten, als vielmehr gewisse, von ihnen angenommene Lehrsätze zu vertheidigen gesuchet, bis endlich die sogenannte eclectische Philosophie aufkam, deren Freunde sich nicht an eine gewisse Parthey bunden, sondern den Vorsatz faßtrn, ohne Vorurtheil, bloß der Wahrheit nachzustreben, dadurch aber es keiner Parthey zu Danke machen konnten. Da ich einen gleichen Endzweck gehabt, so darf ich mich nicht wundern, daß ich auch ein gleiches Schicksal erfahren müssen. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der

hundert funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Wie ich höre, so ist unser Freund, Herr L., Willens, die besten und zierlichsten Reden drucken zu lassen, die er vor

vor Gericht, zu der Zeit gehalten, da er noch das Amt eines Sachwalters bekleidet. Wenn er aber meinem Rathe folgen will, so wird er diesen Entschluß fahren lassen. Denn diese, wenn sie auch noch so zierlich sind, werden dennoch seinem erworbenen Ruhme den größten Abbruch thun, weil ein jeder daraus sehen wird, wie er mit einem großen Eifer eben diejenigen Dinge bestritten, die er kurz vorher mit einem gleichen Eifer vertheidiget. Das klügste, was ein Advocat thun kann, ist dieses, daß er alle seine Concepte verbrenne oder vergrabe; denn er bekleidet ein gar zu schlüpfriges Amt, und ist gezwungen, zu sagen, gestern war dieses unrecht, heute aber muß es recht seyn, weil eben dieselbe Sache vor einem andern Gerichte nicht mehr eben dieselbe ist, und was ich als eine Wahrheit vertheidiget, da ich vor A. auftrat, das ist unwahr und falsch, da ich B. bedient bin. Ein Advocat ist in eben den Umständen, wie ein Schweitzer. Er läßt sich von einem jeden werben, und hält die Sache für die beste, die ihm am meisten einbringt. Ein Schweitzer hält es für überflüßig, die Manifeste der kriegenden Partheyen durchzulesen, und die Gerechtigkeit der Sache zu untersuchen; er siehet bloß darauf, ob die Müntze gut ist, und ihr gehöriges Gewicht hat. Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so ist auch die Sache bey ihm richtig. Ein Advocat ist eben so wenig ein Pedant, als ein Schweitzer. Sie haben beyde ei-

nerley Grundsätze, und halten dafür, daß Tugend und Laster, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lügen an sich selbst keinen innerlichen Werth besitzen, sondern solchen allein dem Gepräge zu danken haben, welches sie darauf setzen; so wie eine Münze fällt und steiget, nachdem die Landesobrigkeit solches für gut findet. Wie es scheinet, so machen sich die Advocaten die Lehre gewisser Moralisten zu nutze, welche behaupten, daß an und für sich selbst nichts recht und unrecht sey, sondern sich alles nach der Meynung richte, die man einmal davon gefaßt hat. Ein gewisser Schriftsteller redet folgendergestalt hievon: „Es ist eine Lust zu hören, wenn ein Advocat „heute einen Mann wider seine Frau, und morgen eine Frau wider ihren Mann vertheidiget. „Wenn er heute die Herrschaft der Männer „über alles erhöhet, und solche aus dem Lichte der „Natur, und der Uebereinstimmung aller Völker beweiset, morgen aber, wenn er für eine „Frauensperson eine Sache zu führen hat, aus „einem ganz andern Ton redet, und vorgiebt, daß „die große Gewalt, deren sich die Männer anmaßen, übel gegründet sey, und zu dem Ende „allerhand Beweise aus der Schrift, den Kirchenvätern, und allerhand geist- und weltlichen „Historien beybringt.„ Wenn man demnach in einer Woche von eben demselben Advocaten zwo solche Reden höret, die einander gerade entgegen sind, so kann man von seiner Person

nicht

nicht eben den gröſsten Begriff faſſen. Sein Ruhm aber würde noch weit mehr leiden, wenn alle ſolche Reden ſollten gedruckt werden. Deswegen wollte der groſse römiſche Redner, **Marcus Antonius**, ſeine Reden niemals öffentlich bekannt machen, die er vor Gericht gehalten hatte. Cicero brauchte im Gegentheil dieſe Vorſicht nicht. Weil er aber leicht vorher ſehen konnte, was man für ein Urtheil darüber fällen würde, ſo ſuchte er dieſer Sache eine Farbe anzuſtreichen, und dahin gehöret, wenn er ſchreibt: Si quid eiusmodi dixi neque cognitum commemoraui neque pro teſtimonio dixi, et illa oratio potius temporis mei quam iudicii et autoritatis fuit. Eine ſolche Schutzrede iſt elender, als gar keine; denn ſie iſt ſo ſchlecht gegründet, daſs es ſcheint, daſs dieſer groſse Mann mehr über ſich ſelbſt geſpottet, als ernſtlich geredet habe. Das allerſicherſte für einen Advocaten iſt demnach, wenn er, wie ich ſchon geſagt habe, mit dem Marcus Antonius ſeine Reden vergräbt, indem die offenbaren Widerſprüche, die man darinn antrifft, den Pyrrhonismum befördern, und bey den Menſchen allerhand Zweifel, wegen des würcklichen Daſeyns der Tugenden und Laſter, erregen können. Weil aber keine Regel ohne Ausnahme iſt, ſo begreife ich auch nicht alle Advocaten unter einer Claſſe; denn es finden ſich unter ſo vielen böſen auch einige gute, und man hat Urſache,

die letztern wegen ihres schlüpfrigen Amts, um so viel höher zu schätzen. Es sind gewisse Verrichtungen, welche die Menschen und deren Tugend recht auf die Probe setzen. Wenn ein Advocat ehrlich, und ein Hausvogt getreu ist, und ein Müller stets reine Hände hat, so verdienen diese drey Leute unter die Heiligen gerechnet zu werden. Aber ihre Aemter und Verrichtungen sind so schlüpfrig und verführerisch, daß es auch von ihnen billig heisset, was man von den römischen Päpsten zu sagen pfleget, daß es fast unmöglich sey, ein guter Papst und ein ehrlicher Mann zugleich zu seyn. Sollten sie etwa glauben, daß ich hierinn zu hart geurtheilet, so müssen sie erwegen, daß ich nicht sowohl von den Personen, als von deren Verrichtungen rede, welche so bedenklich und verführerisch sind, daß man in dieser Absicht mildere Urtheile über die Männer, welche in Aemtern sitzen, fällen muß. Die Urtheile müssen, der Billigkeit nach, also eingerichtet werden: Wenn man höret, daß ein Advocat bald etwas vertheidiget, bald eben dasselbige widerleget, und wie Cicero saget, sich mehr nach dem Nutzen einer Sache, als nach seiner eigenen Meynung richtet, so muß man einen solchen Menschen als einen Wanderer ansehen, der auf einem unebenen Wege oft aus Noth bald hie bald dahin und bald vor bald wieder rückwärts gehet. Wenn man aber höret, daß einer stets sich selber ähnlich ist, und diejenigen Sachen von

sich

sich weiset, die er nicht für gerecht und billig hält, so muß man ihn als einen Held ansehen, und ihn höher als andere schätzen, deren Verrichtungen solchen Anfechtungen nicht unterworfen sind. Ich habe unlängst einer jungen Person, welche ein solches schlüpfriges Amt angetreten, folgende Erinnerung gegeben: „Befleißige dich der „Wahrheit, eben deswegen, weil du ein Advocat „bist, und sey ehrlich, eben weil du ein Vogt bist, „denn dadurch wirst du nicht allein einen guten „Ruhm erlangen, sondern dir auch Glück und „Segen zuwege bringen.„ Ich habe einen Advocaten gekannt, der dieses in Acht zu nehmen pflegte, und dadurch beydes erhielte. Denn weil er niemals eine ungerechte Sache annahm, so war ihm das Gericht jederzeit besonders gewogen, und alle gute und billige Sache wurden seiner Vorsicht anvertrauet. Ich habe auch einen Vogt gekannt, der, indem er diese Erinnerung jederzeit vor Augen hatte, sich einen grossen Ruhm erworben, und sich dadurch den Weg zu einer weitern Beförderung gebahnet. Denn ein jeder urtheilte: kann er denen Versuchungen widerstehen, die ein solches Amt mit sich bringet, so muß er ein vollkommener Mann seyn. Sie sehen hieraus, was ich von den Advocaten urtheile. Von unserm Freunde aber urtheile ich folgendergestalt: Daß er übel gethan, daß er dem Beyspiel der meisten gefolget, da er Advocat gewesen, und daß er eine Thorheit begehet,

wenn er die währender Zeit gehaltenen Reden ans Licht stellet; denn es ist eben so viel, als wenn er sagen wollte, „weil ich befürchte, daß sich „einige finden dürffen, welche nicht glauben möch„ten, daß ich mich äusserst bemühet, aus weiß „schwarz, und aus schwarz weiß zu machen, so „habe ich solches durch öffentlichen Druck an den „Tag legen, und einen jeden davon überzeugen „wollen.„ Ich bin ꝛc.

Der hundert sechszehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir etwas neues zu wissen. Ich weiß ihnen nichts anders zu berichten, als daß die ganze Stadt seit einiger Zeit musikalisch geworden. Man höret nichts anders als Pompejus, Pharnaces u. s. w. und unsere Petits Maitres, welche gegenwärtig sehr häufig anzutreffen sind, gehen mit den Opernbüchern in der Hand, allenthalben mit eben einer so großen Andacht herum, als wenn sie zur Confirmation gehen sollten. Vernünftige Leute besorgen, daß der hohe und feine Geschmack, den unsre Cavaliers und Dames an die-

diesen italienischen Litaneyen gefunden, mit der Zeit die Wirkung hervorbringen dürfte, daß sie sich inskünftige nicht bequemen werden, die gewöhnlichen dänischen Gesänge in der Kirche mitzusingen. Ja die Furcht einiger Einwohner dieser Stadt gehet so weit, daß sie Copenhagen eben dasselbe Unheil prophezeyen, welches ehemals die alte griechische Stadt Abdera erfuhr. Zu den Zeiten des Lysimachus herrschete daselbst ein Fieber, welches insgemein sieben Tage währte. Dieses Fieber hinterließ in dem Gehirn der Kranken eine solche Verwirrung, daß es dieselben zu Operisten machte. Denn man hörte nachher, daß sie bey aller Gelegenheit ganze Stücke aus den damals bekannten Trauerspielen, insonderheit aus der Andromeda des Euripides hersagten, so wie man in Copenhagen gegenwärtig von nichts anders als von den Helden und Heldinnen redet, die in den italienischen Opern vorgestellet werden. Einige gehen in ihren Muthmaßungen noch weiter, und betrachten diesen Wahnwitz mit noch schärfern Augen als die abderatische Raserey. Denn diese nahm nicht eher als nach einem vorhergegangenen hitzigen Fieber ihren Anfang, und hörte wieder auf, wie gleich darauf ein harter Winter einfiel. Die in Copenhagen herrschende Thorheit aber hat ohne ein vorhergegangenes Fieber ihren Anfang genommen, und am stärksten im Winter geraset. Diese Critik ist sinnreich, ob sie gleich zu weit gehet.

x X/38

Digitized by Google